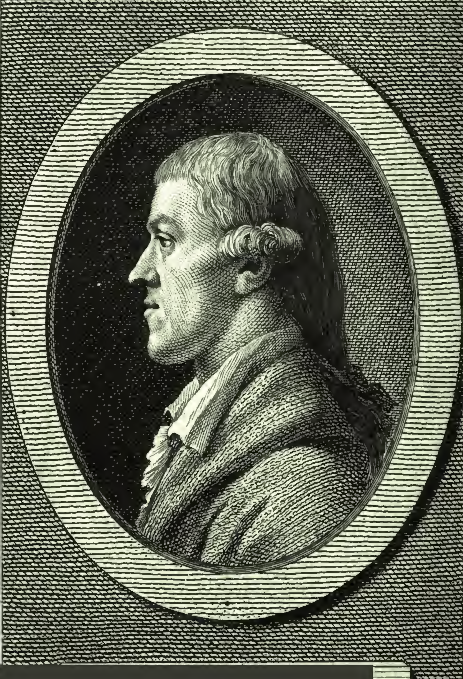
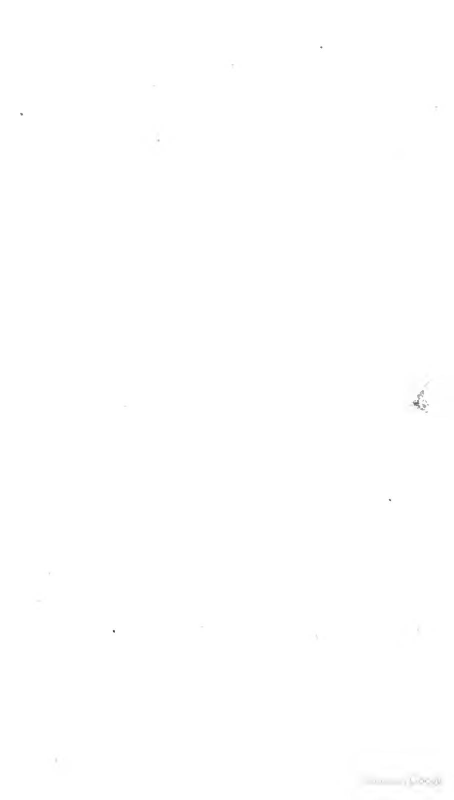



Dei
Sub Numine
Viget





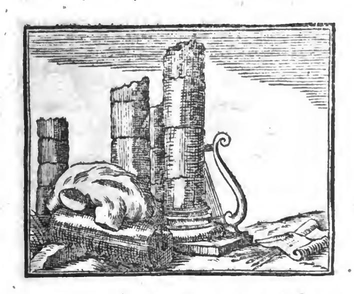






Daniel Berger.
geb. d. [illegible]

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.



Neun und dreyßigsten Bandes erstes Stück.

Leipzig, 1789.
In der Dyckischen Buchhandlung.

Inhalt.

Inhalt.

I. Ueber

I.

Ueber die Illusion.

(1.)

In den nachahmenden Künsten kömmt auf Wahrheit nichts, auf Wahrscheinlichkeit alles an. Man verlangt nicht nur von ihnen keine Wirklichkeit, man will nicht einmal, daß die Erdichtung eine vollkommen genaue Aehnlichkeit mit ihr habe.

Es ist eine sehr richtige Bemerkung, die man über das Trauerspiel gemacht hat, daß nämlich die Illusion desselben nicht vollkommen sey. Sie kann es nicht seyn, und — soll es nicht seyn.

1) Sie kann es nicht seyn, weil es unmöglich ist, von dem wahren Orte der theatralischen Vorstellung und ihren unvermeidlichen Unregelmäßigkeiten ganz zu abstrahiren. Man mag eine noch so lebhafte Einbildung, und noch so viel guten Willen haben, sich täuschen zu lassen, die Augen belehren uns immer, daß wir in Paris sind, wenn die Scene des Stücks, das wir aufführen sehen, in Rom liegt. Zum Beweis, daß man den Schauspieler niemals in der Person, die er vor-

stellt, vergißt, kann die tägliche Erfahrung dienen, daß man in eben dem Augenblicke, wo man am meisten gerührt ist, ausruft: O, das heißt treflich gespielt! — Man weiß also, daß es nur ein Spiel ist. Dem August würde man nicht Beyfall zuklatschen, man klatscht ihn also dem Brisard zu.

2) Doch, wenn es auch durch eine vollkommene Aehnlichkeit möglich wäre, eine vollständige Täuschung hervor zu bringen, so müßte sie die Kunst vorsetzlich vermeiden: so wie sie die Bildhauerey vermeidet, die den Marmor nicht färbt, aus Furcht ihre Darstellungen fürchterlich oder widerlich zu machen.

Es giebt mehrere Schauspiele, deren mäßige Illusion angenehm ist, die aber das Gefühl empören, und einen unangenehmen Schmerz erregen würden, wenn die Illusion vollkommen wäre. Wie viel Personen halten nicht die Ermordung der Zaire, Camille, und die Zuckungen der vergifteten Ines aus, deren Nerven bey weitem nicht stark genug sind, Zuschauer eines blutigen Zwistes oder einer bloßen Agonie abzugeben. Es ist also außer Zweifel, daß das Vergnügen des tragischen Schauspiels auf der stillschweigenden, dunklen Betrachtung beruht, die uns von Zeit zu Zeit erinnert, daß alles nur Erdichtung ist, und die auf diese Weise den Eindruck des Schreckens und Mitleids mäßigt.

Ich weiß wohl, daß das Schaffot die Tragödie des Pöbels ist, und daß ganze Nationen sich an Kämpferspielen auf Leben und Tod ergötzt haben: allein

allein diese Uebung der sympathetischen Triebe der Seele würde für Personen, deren Sitten sich durch ein sanftes und ruhiges gesellschaftliches Leben gemildert haben, und welche Vergnügungen suchen, die eben so fein als ihre Organe sind, zu gewaltsam und heftig seyn.

Nur dann erst, wenn die Gewohnheit den Geschmack an solchen Vergnügungen geschwächt und die zarte Reizbarkeit der Seele getödtet hat, nur dann erst wird man sich genöthigt sehen, solche heftige Mittel, gleich starken Getränken, anzuwenden, die fast erstorbene Empfindlichkeit wieder etwas aufzuwecken. Auf diese Weise kann ein vollkommen polirtes Volk, eben durch allzu häufigen Genuß und die daraus entstehende Uebersättigung, verwildern und wieder in den Stand der Barbarey zurückfallen. Doch die weitere Ausführung dieser Betrachtung gehört nicht hieher.

Bey der tragischen Nachahmung muß man zwey Dinge unterscheiden: die vollkommene Wahrheit des Beyspiels, und die unvollkommene Aehnlichkeit der Nachahmung. Orosmann tödtet in seiner wüthenden Eifersucht Zairen, und einen Augenblick drauf aus Verzweiflung sich selbst. Diese Illusion darf nicht vollkommen seyn. Hingegen: eine eifersüchtige, rasende Liebe kann einen von Natur guten, gefühlvollen, edelmüthigen Mann wild und barbarisch machen — das ist eine Wahrheit, die uns nichts als Täuschung darstellen kann, und von welcher der Eindruck selbst

dann noch bleibt, wenn die Illusion längst aufgehört hat.

Auf dem komischen Theater widersetzt sich nichts einer vollkommnen Illusion, und der Eindruck des lächerlichen braucht nicht so, wie der leidenschaftliche, gemäßigt zu werden. Allein, gesetzt auch, die Illusion im Lustspiel wäre vollkommen, so würde der Zuschauer, da er die Natur zu sehen glaubte, die Kunst vergessen, und nun durch die Stärke der Illusion, eins von den Vergnügen, die das Schauspiel gewährt, einbüßen. Dieß gilt von allen übrigen Gattungen der dramatischen Vorstellung.

Das Vergnügen, bey den Unglücksfällen von unsers Gleichen von Furcht und Mitleid bewegt zu werden, oder auf Kosten von anderer Schwachheiten und Thorheiten zu lachen, ist aber nicht das einzige, das uns die Bühne verschaffen kann. Das Vergnügen, zu bemerken zu was für einen Grad von Kraft und Wahrheit Genie und Kunst sich erheben können; das Vergnügen in dem Gemälde den Vorzug der Schilderey vor dem Original zu bewundern, würde verloren seyn, wenn die Illusion vollkommen wäre. Das ist zugleich der Grund, warum selbst in der erzählenden Form der Nachahmung, Nebendinge, welche die reine Wahrheit trüben, z. B. das bestimmte Sylbenmaas und die Einmischung des Wunderbaren, die Illusion angenehmer machen. Auf alle Fälle würde es uns weniger Vergnügen machen, wenn wir ein schönes Gedicht für eine wahre Geschichte hielten, als wenn

wir

wir uns halbdeutlich bewußt sind, daß es eine Schöpfung des Genies ist.

Ich will mich an einem Beyspiele erklären. Man stelle sich eine Perspektive vor, die so genau und unverbesserlich gemalt ist, daß man sie von weitem wirklich für ein Gebäude, oder für eine entfernte Landschaft hält. Aller Reiz der Kunst ist für den Anschauer, so lang er diesen Wahn hegt, verloren, und er genießt denselben nicht eher, bis er sich nähert, und gewahr wird, daß der Pinsel ihn getäuscht hat. Eben so ist es mit allen Arten der Nachahmung. Man will zu gleicher Zeit die Natur und die Kunst genießen, das heißt, man will bemerken, daß und wie die Natur sich mit der Kunst vermischt. Es ist also ein großer Irrthum, wenn man glaubt, daß auch nur im Lustspiel die Wahrheit der Nachahmung das ausschließende Verdienst desselben ausmache, und daß der treuste Copist der beste Maler der Natur sey. Ja, wenn durch Zufall die Nachahmung eine vollkommene Aehnlichkeit gäbe, so müßte man sie vorsetzlich in irgend einem Stück verändern, um der Seele die undeutliche Empfindung ihres Irrthums und das heimliche Vergnügen nicht zu rauben, zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit man sie täuscht. So viel bleibt indeß gewiß, daß man sich mehr zu hüthen hat, sich von der Natur zu entfernen, als sich ihr zu sehr zu nähern. Mitten zwischen der sklavischen Nachäffung und der ungebundenen Licenz liegt die weise Freyheit inne, und diese Freyheit besteht darin, daß man sich bey der Nachahmung

Auswahl und Verschönerung erlaubt. Dieß hat Moliere so gut gethan, als Racine. Weder der Menschenfeind, noch der Geizige, noch der Scheinheilige sind sklavische Copien. Von Seiten der einzelnen Theile sowohl als des Ganzen, von Seiten der Charaktere und Intrigue betrachtet, sind es Compositionen, die mehr Vollendung haben, als irgend etwas, das man in der wahren Natur sieht. Die Vollkommenheit verräth die Kunst, und man würde dabey verlieren, wenn man sie nicht bemerkte. Um ihrer zu genießen, muß man sie gewahr werden.

Allein, fragt sich nun, in wie weit kann diese Nachahmung verschönert werden, ohne daß diese Aenderungen der Wahrscheinlichkeit schaden, und die Illusion zerstören? Eine allgemeine, bestimmte Antwort läßt sich nicht geben. Das meiste — wo nicht alles — kömmt hiebey auf hergebrachte Meynungen, Gewohnheiten und die Ideen an, die man von Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit u. d. g. hat: und die Vorschriften müssen nach Zeit und Ort abgeändert werden. Die Wahrheit selbst ist nicht immer wahrscheinlich, und kann, wenn sie nicht von der Wahrscheinlichkeit begleitet wird, eher nicht als solche, zugelassen werden, als wenn sie durchgehends bekannt ist. In gemeinen Dingen und Vorfällen ist es leicht, die Wahrscheinlichkeit zu befriedigen, allein im Außerordentlichen und Wunderbaren ist es eine von den größten Schwierigkeiten der Kunst.

In der natürlichen Anlage der Dinge giebt es keine vollkommenen Gemälde. Die Natur denkt

bey

bey ihren Operationen an nichts weniger, als sich zu schmücken und zur Schau zu stellen, und man muß sich gefaßt machen, in der moralischen Welt eben so viel Unvollkommenheiten und Mängel zu finden, als in der physischen. Augusts Edelmuth gegen den Cinna verliert seinen Werth durch den Rath der Livia: der Ruhm des Eroberers von Mexico wird durch eine niederträchtige Verrätherey geschändet. Cäsars Härte stieg bisweilen bis zur Grausamkeit: der ältere Cato war geizig. Die Geschichte hat wenig Charaktere aufzuweisen, an denen die Poesie nicht das und jenes zu verbergen, nicht das und jenes zu verbessern haben sollte. Sie gleicht einer ehernen Bildsäule, die voller Rauheit aus der Form kömmt, und noch die Feile erfahren muß; doch muß man sich beym Poliren wohl hüthen, die Züge zu schwächen. Oft hat man den Menschen zerstört, indem man den Helden in seinem Glanze zeigen wollte.

Der sicherste Führer des Dichters in dieser Gattung der Fiction ist — das Gefühl der moralischen Schönheit, das die Natur in uns gelegt hat. Gewohnheit und Vorurtheil können es bisweilen verdunkeln, doch weichen beide leichtlich wieder dem natürlichen Geschmack, der nie erstirbt, höchstens einschlummert, und den der Eindruck des Schönen wieder erweckt. Welcher niedrige Wollüstling wird nicht von einer heiligen Bewunderung ergriffen, wenn er den Regulus nach Carthago zurückkehren sieht? Nichts ist folglich von Bestand und Bedeutung, was sich von Wahn und Gewohn-

heit in unsere Ideen von der moralischen Schönheit mischt.

Darf nun aber der Dichter, der die Idee des Schönen gefaßt hat, und im Stande ist, dasselbe durch die Veränderung der Wahrheit zu schildern die Gesetze der Wahrscheinlichkeit nach seinem Gutdünken übertreten?

Horaz läßt uns die Wahl, dem allgemeinen Gerüchte zu folgen, oder die Convenienzen zu beobachten. Ist aber diese Wahl wirklich frey? Nein. Wenn die Charaktere und Facta bekannt sind, so sind die Veränderungen nur in so fern erlaubt, als sie nicht merklich werden. Man darf wohl den Tugenden und Lastern einige kühnere und stärkere Pinselzüge hinzufügen, einige Züge, die das Gemälde verunstalten, oder zu sehr schwärzen würden, verschmelzen, verstecken, oder auch gar auslöschen: aber der Wahrheit gerade zu ins Gesicht schlagen darf man nicht, nicht den Gang der Begebenheiten und die Naturen der Menschen ändern. Nur da, wo die Geschichte dunkel, widersprechend ist, oder gar verstummt, darf die Poesie, der keine notorischen Facta mehr im Wege stehen, mit den übrigen nach Gefallen schalten, und nur die Regeln der Convenienz beobachten; denn alsdann stört die stumme Wahrheit die Herrschaft der Illusion nicht. *)

Nicht

*) Der Abbe' Dubos gesteht, daß es eine Pedanterey seyn würde, dem Racine Vorwürfe darüber zu machen, daß er im Britannicus den Umstand mit

Nicht alles, was möglich ist, ist deshalb auch wahrscheinlich. Bemerken wir in der Verbindung der Begebenheiten, oder in dem Spiel der Leiden-

 schaf-

mit der Probe des von der Locusta zubereiteten Giftes verändert habe. (Narciß nämlich sagt beym Racine, daß die Probe mit einem Sklaven, und die Geschichte, daß sie mit einem Schweine angestellt worden) und gleichwohl tadelt er denselben Dichter, daß er den Narciß auftreten lasse, der nicht mehr lebte — daß er die Junia, zu einer Zeit, wo sie sich im Exil befand, als in Rom anwesend vorstelle — daß er den Charakter dieser Prinzessinn geändert, und endlich, daß er ihn veredelt und interessant gemacht habe. Allein, ist das nicht Pedanterey? Ich räume dem Abbe' Dûbos ein, historische Facta von einiger Wichtigkeit dürfen nicht verändert werden, am allerwenigsten berühmte und allgemein bekannte Vorfälle: es würde höchst absurd seyn, den Brutus vom Cäsar umbringen zu lassen. Gehören aber der Tod des Narciß und der Charakter der Junia unter diese Art von Begebenheiten? Die einzige Regel in diesem Falle ist: sieh zu, wie weit sich die allgemeinen Kenntnisse des cultivirteren Publikums, für welches du schreibst, erstrecken? Wann aber und wo sind die kleinen Details der römischen Geschichte den Zuschauern und Lesern so gegenwärtig und geläufig, daß so geringe Veränderungen sie beleidigen könnten? Ein Mann, der im Studium des Alterthums bewandert ist, weiß freylich genau, was Tacitus und Seneca von den Sitten

schaften eine zu auszustudirte Sonderbarkeit; so wird uns der Dichter verdächtig, die Illusion verschwindet mit dem Zutrauen. Gegen diese Vorsichtsregel verstößt la Motte in seiner Ines de Castro. Es ist offenbare Affectation, daß er dem Don

Sitten der Junia Calliema gesagt haben, aber weder die Städte noch die Höfe von Paris, London, Berlin u. s. w. wissen es. Virgil giebt an der Dido ein Beyspiel von glücklichen und erlaubten Freyheiten, die man in ähnlichen Fällen sich verstatten kann. Alles, was man als Ersatz für diese Freyheiten fodern darf, ist, daß sie zur Schönheit der Composition etwas beytragen. Die Sache also, worauf es hier eigentlich ankömmt, ist nicht zu untersuchen, ob es historisch richtig sey, daß Narciß lebte und Junia sich in Rom befand, sondern — ob der tragische Dichter wohl daran that, den Narciß als lebend anzunehmen, und die Verbannung der Junia zu vergessen? Immerhin mögen sie Tacitus und Seneca eine schaamlose genannt, oder erzählt haben, daß sie für jedermann eine Venus, für ihren Bruder aber eine Juno war: so gehören doch diese Anekdoten nicht unter die Zahl der wichtigen und berühmten Facta, die der Dichter unangetastet lassen muß. Ueberdieß, worin würde denn die Freyheit, Wahrheiten zu verändern, die der Abbe' Dübos selbst den Dichtern einräumt, eigentlich bestehen, wenn so wenig wichtige Umstände in die Reihe unveränderlicher historischer Züge gesetzt werden sollten?

Don Pedro zwey Männer zu Richtern giebt, von denen ihn der eine haßt, und doch losspricht, der andere liebt, und doch verdammt. Diese unnütze Antithese ist offenbar das Werk des Raffinements und der spitzfindigen Künsteley. Das einzige Mittel zu überreden beruht darauf, daß man den Schein hat, ganz natürlich und ohne Verstellung zu Werke zu gehen: je sonderbarer nun aber das Zusammentreffen der Umstände ist, desto geneigter fühlen wir uns, wenn wir sie mit dem natürlichen Laufe der Dinge vergleichen, an der Aufrichtigkeit der Zeugen zu zweifeln. Wie gesagt, keine Gattung von Fabeln erfordert mehr Ueberlegung und Vorsicht. —

Aber weiter! Worin besteht nun diese Halb-Täuschung — wenn ich so sagen darf — dieser anhaltende Irrthum, der immer mit einer Ueberlegung begleitet ist, der ihn Lügen straft — diese Täuschung, die zu gleicher Zeit täuscht und auch nicht täuscht? Dem Schein nach ist die Sache so sonderbar, und der Wirkung nach so subtil, daß man in Versuchung geräth, sie für ein bloßes Spiel des Geistes zu halten, und gleichwohl ist nichts in der Natur und Erfahrung gegründeter. Ich erinnere mich genau, wie oft es mir begegnete (und jedermann wird ähnliche Beobachtungen an sich gemacht haben) daß ich in der Merope, in demselben Augenblick, wo ich weinte oder zitterte, zu mir selbst sagte: Wie schön! wie vortreflich! Und doch war es hier gewiß nicht die Wahrheit, die mir schön und vortreflich vorkam. Es ist doch wahrlich nicht

schön,

schön, daß eine Frau im Begriff ist, einen jungen Menschen zu tödten, oder daß eine Mutter ihren Sohn in dem Augenblick erkennt, wo sie ihn durchboren wollte. Ich meynte also zuverläßig die Nachahmung. Ich sagte gleichsam zu mir selbst, alles ist nur Erdichtung, und doch, in dem Nu, wo ich mir das sagte, weinte ich oder zitterte ich.

Dieses Phänomen zu erklären, sagt man: die Illusion und die Ueberlegung wären nicht simultan sondern alternativ in der Seele. Eine nichts sagende Spitzfindigkeit! Denn die Coexistenz von beiden ist in der Natur gegründet, und läßt sich ohne dieses beständige und schnelle Schwanken zwischen Irrthum und Wahrheit erklären.

Die Seele ist zu Einer Zeit verschiedener Eindrücke fähig. Zum Beyspiel, wenn man eine schöne Musik hört, ein reizendes Frauenzimmer betrachtet, und von einem köstlichen Weine trinkt, so genießt man dieses dreyfache Vergnügen auf einmal und doch jedes besonders. Indeß thut doch ein Genuß dem andern Eintrag, und von je verschiedenerer Art die gleichzeitigen Eindrücke sind, desto weniger lebhaft ist die Empfindung: so daß, wenn sie einander zuwider und ungleichartig sind, die Stärke der respektiven Eindrücke so ungleich ist, daß der eine die Seele kaum bewegt, indeß der andere sich ihrer ganz bemächtigt und sie bis in das Innerste erschüttert.

Wenn wir auf dem Felde spazieren gehn, und ein Gegenstand unsere Aufmerksamkeit fesselt und zum Nachdenken reizt, so gleiten alle übrigen Gegen-

genstände hinter einander vor unsern Augen vorüber, ohne uns zu zerstreuen. Wir haben sie indeß doch gesehn, und jeder läßt eine, wenn auch noch so schwache Spur in unserm Gedächtnisse zurück. Was ist also geschehen? In jedem Augenblick hat die Seele zwey Gedanken gehabt, einen lebhaften und beständigen, und einen schwachen und vorübergehenden. So nehme man im Gegentheil an, daß wir weniger zum Nachdenken aufgelegt sind: die Idee, die uns verfolgt, ist dann weniger lebhaft, aber doch immer gegenwärtig und ununterbrochen; allein der zufällige Eindruck neuer Gegenstände ist dann immer um so viel lebhafter, als der Eindruck der ersten schwächer ist.

Eben so sind im Schauspiel der Seele zwey Gedanken gegenwärtig. Der eine ist, daß wir gekommen sind, eine Fabel vorstellen zu sehen, daß der wirkliche Ort der Scene ein Schauspielhaus ist, und daß alle Personen um uns her aus eben der Absicht hergekommen sind, sich zu vergnügen, daß die handelnden Personen, die wir sehen, Schauspieler, die Säulen des Palastes, den wir erblicken, gemalte Coulissen, diese rührenden oder schrecklichen Scenen, denen wir Beyfall zuklatschen, ein zum Vergnügen verfertigtes Gedicht sind: das ist die Wahrheit. Der andere Gedanke ist die Illusion, nämlich, daß dieser Palast der Palast der Merope, die betrübte Frau, die wir sehen, Merope selbst, und die Worte, die wir hören, der Ausdruck ihres Schmerzes sind. Von diesen beiden Gedanken aber muß der letztere der herrschende seyn, und folg-

lich

lich das gemeinsame Bestreben des Dichters, Schauspielers und Decorateurs dahin gehen, den Eindruck der Wahrscheinlichkeiten zu verstärken, und den der Wahrheit zu schwächen. Das sicherste und leichteste Mittel zur Erreichung dieses Endzwecks würde nun das seyn, die Natur treu und sklavisch zu copiren, und das war auch alles, was man in Zeiten, wo der Geschmack noch nicht gebildet war, zu leisten vermochte. Allein man hat es schon oft gesagt, und ich wiederhole es noch einmal, die Natur hat tausend Details, die wahr seyn, die selbst die Nachahmung wahrscheinlicher machen würden, und die man demohngeachtet nicht brauchen darf, weil sie weder anmuthig, noch interessant, noch anständig sind, und wir im Theater und in der poetischen Nachahmung überhaupt eine ausgewählte, reizende und interessante Natur suchen.

Das Geheimniß des Genies besteht also nicht darin, seine Nachahmung zur niedrigen Sklavinn, sondern zu einer beseelten Schönheit zu machen. Denn je lebhafter und stärker die Illusion ist, desto stärker wirkt sie auf die Seele, und desto weniger verstattet sie also kaltes Nachdenken und grübelnde Prüfung. Welchen Eindruck können leichte Unwahrscheinlichkeiten auf bewegte, gerührte, von Schrecken und Erstaunen ergriffene Seelen machen? Hat man nicht noch in unsern Tagen auf dem Pariser Theater die sterbende Phädra mitten unter einem Schwarm von Petitmätres gesehn? Hat man nicht Meropen, den Dolch in der Hand, sich durch einen Haufen junger Herren drängen sehn, das

Herz

Herz ihres Sohnes zu durchboren? Und gleichwohl zitterten die Zuschauer beym Anblick der Merope, und Phädra lockte ihnen Thränen aus den Augen.

Auf diese Beyspiele stützen sich diejenigen, welche überhaupt allem theatralischen Anstand und aller Wahrscheinlichkeit Hohn sprechen. Allein, wenn gleich in diesen Augenblicken des Schreckens und der Beklemmung, die Seele, die zu sehr mit dem starken Interesse der Scene beschäftigt ist, keine Acht auf diese Unregelmäßigkeiten hat, so giebt es hingegen auch ruhigere Augenblicke, wo der gesunde Menschenverstand dadurch beleidigt wird. Die Ueberlegung bedient sich dann aller ihrer Rechte, und die Wahrheit zerstört die Illusion. Ist aber die Illusion einmal aufgehoben, so läßt sie sich nicht in Einem Augenblick mit derselben Stärke wieder herstellen, und es findet gar keine Vergleichung zwischen einem Schauspiele statt, wo die Illusion beständig unterhalten, und einem andern, wo man jeden Augenblick getäuscht und wieder aus seiner Täuschung gerissen wird.

Die Illusion, wie ich schon gesagt habe, braucht nicht vollständig zu seyn. Man braucht sich also über unvermeidliche Unwahrscheinlichkeiten kein Gewissen zu machen, und kann sich immer solche erlauben, die dazu beytragen, dem Schauspiel mehr Interesse und Anmuth zu geben.

So sehr man aber auch alle seine Kräfte aufbieten mag, so wird die Illusion doch selten zu stark werden. Man thut also wohl, alles genau zu beobachten, was die Wahrscheinlichkeit verstärken

kann,

kann, und der Kunst nur solche glückliche Freyheiten zu erlauben, die Quellen wahrer Schönheiten werden können.

Man muß sich vorstellen, daß in der theatralischen Nachahmung ein immerwährender Kampf zwischen der Wahrheit und Erdichtung vorgeht: von diesen beiden Eindrücken muß man denjenigen schwächen, der nachstehen, und denjenigen verstärken, der herrschen soll. In diesem Punkt vereinigen sich alle Regeln der Kunst in Rücksicht auf Wahrscheinlichkeit, und was die Wirkung derselben ist — Illusion.

Unter den Mitteln, die man verwerfen muß, giebt es solche, die der Nachahmung eine zu schreckliche und entsetzliche Wahrheit geben, wie wenn man z. B. unter dem Gewande des Schauspielers, der sich dem Schein nach tödten soll, eine Blutblase verbirgt, und dann das Blut das Theater überströmt. *) Andere drücken eine ekelhafte Natur auf

*) Was für unzählliche Sünden dieser Art unsere deutschen Dichter und Schauspieler sich von jeher zu Schulden kommen ließen, und noch immer zu Schulden kommen lassen, davon liegen die Menge trauriger Beweise am Tage. Ein in mancher Rücksicht merkwürdiges Beyspiel will ich aus einem eben erschienenen Buche auszeichnen. Der Vorfall trug sich nicht früher, als im Jahr 1772 und zwar in einer Stadt zu, die schon damals einige mehr patriotische als einsichtsvolle Schriftsteller für die Hauptstadt des deutschen Reichs und des

auf eine plumpe und niedrige Art aus, wie, wenn man z. B. Betrunkene u. d. g. auf die Bühne bringt. Andre

des deutschen Geschmacks ausgaben. Es schreibt ein geistreiches Frauenzimmer an den Dichter der Emilia Galotti über eine Vorstellung derselben, der sie in jener Stadt beywohnte: »Die schöne Scene mit dem Maler verliert hier ihren ganzen Werth. Denn die spielt der Prinz und der Maler beide zugleich so abgeschmackt, daß man sie mit Rasenstübern vom Theater jagen möchte. *** wird täglich affektirter und unerträglicher, besonders in seinem stummen Spiele. Was thut er zuletzt in Ihrem Stücke? Er reißt sein ohnedem großes Maul bis an die Ohren auf, streckt die Zunge lang mächtig aus dem Halse, und leckt das Blut von dem Dolche, womit Emilia erstochen ist. Was mag er damit wollen? Ekel erregen? Wenn das ist, so hat er seinen Endzweck erreicht.« Lessings freundschaftlicher Briefwechsel 1. Th. S. 407.

(Vermuthlich wollte der Schauspieler die Liebe des Prinzen zu Emilien dadurch recht sinnlich darstellen: aber er bedachte nicht, daß ihr Blut von dem Dolche, mit dem ihr Vater sie erstochen hatte, abzulecken, so lächerliche Nebenideen als widrige Empfindungen bey dem Zuschauer erregen müsse. In einer Parodie der Emilia Galotti wäre dieser Gestus ein Meistergriff gewesen: in einem Trauerspiel war er ein Mißgriff der ärgsten Art. Zus. d. Her.)

Andre, sind aus einer unschmackhaften und trivialen Natur genommen, deren einziges Verdienst in einer platten Wahrheit besteht, wie wenn man das schildert, was gewöhnlich unter den Leuten im gemeinen Leben vorgeht. Alles dieses muß von der poetischen Nachahmung ausgeschlossen bleiben, deren Zweck ist, nicht blos dem großen Haufen, sondern auch den gebildetsten Geistern und den empfindsamsten Herzen zu gefallen. Ein Zweck, den sie nicht anders erreichen kann, als daß sie anständig, sinnreich, gewählt, würdig, mit einem Worte so beschaffen ist, daß ein ausgebildeter Verstand und ein feines Gefühl sich mit Wohlgefallen von ihr täuschen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

II. Marcus

II.

Marcus Valerius Martialis in einem Auszuge lateinisch und deutsch von Karl Wilhelm Ramler. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. (Mit lateinischen Lettern.) Erster Theil 1787. 296 Seiten. Zweyter Theil 1788. 396 Seiten in 8.

Wenn alle Wissenschaften und Künste mit derselben Rücksicht, die sich gewöhnlich ihren Erfindern und Wiederherstellern von selbst darbietet und aufdringt, mit der Rücksicht auf das Nothwendige und Nützliche ausgebildet und bearbeitet würden, so dürfte sich sicher kein Theil der Gelehrsamkeit einer höhern Vollendung rühmen, als die alte Litteratur und Philologie. Gerade sie hängt von Speculationen, Versuchen und Unterstützungen der Reichen und Mächtigen weniger, als jede andre Wissenschaft, ab, gerade sie kennt die Besitzungen ihres Gebietes bereits seit länger, denn einem Jahrhundert vollständig, oder darf sich wenigstens auf eine beträchtliche Erweiterung keine Rechnung machen, eine merkliche Verrückung ihrer Gränzen nicht fürchten; endlich, gerade sie hat sich die Verbreitung und Mittheilung ihrer Schätze ganz vorzüglich angelegen seyn lassen, und sie ihren Freun-

den in jeder Gestalt und auf tausend Wegen zu empfehlen gesucht. Wirklich möchte man sich beynahe wundern, wenn man die zahllosen Abdrücke der Classiker und alles, was zu ihrer Erläuterung theils in eigenen Commentarien, theils in besondern Werken aufgehäuft worden ist, mit einem Blicke überschaut, wie nach so mannichfaltigen Anstalten immer noch bald von zweckmäßigen Ausgaben, bald von brauchbaren Compendien und Wörterbüchern, bald von einer gründlichern Bearbeitung der Antiquitäten, Geographie und Mythologie, überall aber vom Nothwendigen und Nützlichen, die Rede seyn könne. Diese Befremdung verliert sich indeß größtentheils, sobald man dem Gange, den die Studien in den neuern Zeiten genommen haben, aufmerksam nachspürt. Niemals war vielleicht weder mit dem bloßen Wissen weniger ausgerichtet, als eben itzt, noch eine einseitige Kenntniß und Behandlungsart so verächtlich. Es ist in der alten Geschichte, und was mit ihr zusammenhängt, nicht genug, daß man, wie vordem, die Begebenheiten und Veränderungen der Länder und Reiche, daß man ihre Regenten und die Schicksale derselben pünktlich kenne und getreu hererzähle. Ein Geschichtschreiber kann dieß alles in unsern Tagen auf das vollkommenste inne haben, und doch nur eine schlechte Figur spielen. Man verlangt — und die Foderung scheint nach so vielen gethanen Arbeiten nicht mehr als billig — man verlangt von ihm, daß er die Fortschritte der Gesellschaft, die Verfeinerung der Cultur und Sitten, den Ein-

fluß

fluß der Gesetze, die Wirkung der Regierungsform, und dieß alles nicht blos im Allgemeinen, nein, nach den verschiedenen Perioden unterscheide und mit philosophischem Geiste schildere. Nicht geringer sind die Bedingungen, denen sich der Ausleger der Griechen und Römer unterwerfen soll. Es gab Zeiten, wo Variantensammlungen und Noten, die einzelne Aufschlüsse gewährten und Parallelen anzogen, Aufsehen erregten und ihren Verfassern die Namen scharfsinniger Kritiker und fleißiger Commentatoren erwarben; allein diese Zeiten sind, wenigstens in Deutschland, vorüber. Der Interprete, der seinen Autor entweder ganz einseitig, oder nur Stellenweise erläutert, der ihn mit nichts, als mit grammatischen und lexikalischen Bemerkungen auszusteuern weiß, verdient bey den Lesern wenig Dank; man will, daß er uns in jeder Hinsicht und allenthalben befriedige, insbesondere aber, daß er uns nicht blos mit Worterklärungen abspeise, sondern unsern Ideenreichthum vermehre, daß er daher eben so sehr auf das Ganze, als auf die Theile sehe, über die Fehler und Schönheiten seines Schriftstellers entscheide, ihn, wo er irrte, zurechtweise und ergänze, seinen Werth nach dem, was Andere vor und nach ihm leisteten, bestimme und prüfe, endlich, nicht ausschließend für seinen Dichter, Philosophen, Historiker commentire, sondern für Geschmack und Gelehrsamkeit überhaupt arbeite.

Es bedarf eine nur geringe Einsicht, um zu bemerken, daß solche Ausgaben allein den Bedürfnissen unseres Zeitalters und dem Zwecke der Wis-

senschaften entsprechen, und eine noch geringere Bekanntschaft mit der Gelehrten Geschichte, um sich anschauend zu überzeugen, daß die ältern Philologen wenig oder gar nicht im Stande waren, diese Foderungen zu leisten, daß sie das von uns geschilderte Ideal nicht kannten, ja nicht einmal kennen konnten, und die Bemühungen der Neuern folglich weit entfernt zu den überflüßigen zu gehören, vielmehr verdienstlich und nothwendig heißen müssen. Was mehr auffällt, ist, daß diese Veränderungen sich nicht erst von heute und gestern herschreiben, daß man diese Mängel in der Litteratur schon seit Jahren bemerkt, eben so lange die Mittel ihnen zu begegnen in den Händen gehabt, und gleichwohl die allgemeinen Wünsche und Erwartungen öfter getäuscht, als befriedigt hat. Insbesondere scheint (der andern Zweige der Philologie nicht zu erwähnen) über manche Autoren ein ganz eignes Schicksal zu walten. Wenn unter den Griechen Anakreon und die Bucoliker unausgesetzt die Pressen ermüden; so nimmt man sich dafür Pindars und der Tragiker desto sparsamer an; und wenn Virgil und Horaz zu wiederholten Malen commentirt, übersetzt und aufgelegt werden, so gedenkt fast Niemand an Lucan, Statius, Valerius Flaccus und andre lesenswerthe Dichter. Wir wissen es mehr als zu wohl, daß, wer einen der genannten Schriftsteller zu ediren wagt, sich nicht blos eines weit aussehenden, sondern zugleich eines wirklich schweren Geschäfts unterzieht, daß, weil vergleichungsweise noch so wenig für sie gethan ist, dieser Umstand

selbst

selbst schon mancherley Bedenklichkeiten erregen muß, daß endlich, wie so vieles in der Welt, so auch Unternehmungen der Art nur allzusehr von Zeit und Umständen geleitet werden. Allein die Wahrheit zu gestehn, so dünkt uns doch, als ob der Hauptgrund dieser Erscheinung am wenigsten in den Gegenständen, am meisten in jenem Hange, der, wenn das Wichtigste einmal gethan ist, sich in allen Menschen zu äußern pflegt, und unter uns durch Erziehung und Lebensart so sehr genährt wird, in der Liebe eines ruhigen Genusses zu suchen sey. Es giebt der Wege, sich einen Namen zu machen, so viele, und unter ihnen so manchen bequemen und leichten, daß es beynahe ein Wunder wäre, wenn unsre Philologen noch itzt den, eines Stephanus und Casaubonus wandelten. Daher denn aber auch die immer fortdauernden Compilationen und Auszüge, daher die zwecklosen überladenen Ausgaben, die oft nicht viel besser sind, als die verrufenen cum Notis Variorum, daher ganz vorzüglich die Vernachläßigung solcher Autoren, bey denen nichts mehr zusammenzuraffen ist, die, um mit Anstand im Publicum zu erscheinen, eine durchaus neue und eigne Bearbeitung verlangen.

Irren wir nicht, so tritt der letzte Fall vornämlich beym Martial ein. Schon vor mehr denn dreyßig Jahren äußerte Lessing, bey der ersten Bekanntmachung seiner vermischten Schriften, den Wunsch, daß sich doch Jemand finden möchte, der den Text des Dichters mit Manuscripten vergliche, und uns eine brauchbare Handausgabe lieferte.

„Wenn man alles, was über den Martial geschrieben worden, beysammen haben will, sagt er, so muß man, außer der Ausgabe des Raderus, noch die Pariser von 1617 bey Mich. Sonnius, und die Scriversche von 1619 zu bekommen suchen, welche beide letztern die Anmerkungen von fast zwanzig verschiedenen Gelehrten enthalten. Es ist nur Schade, daß wir das Beste, was in ihnen zerstreut ist, nicht in einem vollständigern und beurtheilendern Auszuge, als Farnabius und Schrevel davon gemacht haben, besitzen sollen.“ Gewiß die mäßigste Foderung von der Welt! Gleichwohl ist seitdem für die Erklärung des Textes nicht das geringste, und für seine Richtigkeit durch Mascriers Vergleichung nur sehr wenig gewonnen worden. Der Dichter, an welchen, man mag auf die Menge, oder auf die verhältnißmäßige Güte seiner Sinngedichte sehn, keiner vor und nach ihm gereicht hat, dessen unerschöpflicher und stets lebhafter Witz von selbst zur Lectüre einlädt, der, wenn er einen scharfsinnigen Ausleger fände, sich uns nicht blos durch sein poetisches Verdienst empfehlen, sondern zugleich für Sprache, Sitten, Kunst und Geschichte wichtig werden würde, dieser Dichter, für den viel gethan und noch unendlich mehr gethan werden könnte, ruht so ziemlich vergessen und ungeachtet.

Unter solchen Umständen hätten wir unsern Lesern nun freylich lieber eine gut gerathene Ausgabe, als selbst die glücklichste Uebersetzung angekündigt. Unsers Erachtens ist Martial für uns spätere Be-

sitzer

sitzer zwar eine unerschöpfliche Fundgrube, ein Schacht, den wir plündern, aus dem wir uns auf tausendfache Weise bereichern können; keinesweges aber ein Schatz, dessen Diamanten und Kostbarkeiten sich dem Geschmack, ohne neu gefaßt und bearbeitet zu werden, empfehlen. Ganz anders verhält es sich mit empfindungsvollen oder gedankenreichen, und ganz anders mit witzigen Schriftstellern. Jene dürfen unter den aufgeklärten Nationen aller Zeiten die gegründetsten Ansprüche auf das Recht zu gefallen machen; ihr Werth ist vergleichungsweise selten nur conventionell, und ihre Schönheiten nach ewigen Gesetzen, nach der unwandelbaren Einrichtung der menschlichen Natur selbst berechnet: diese hingegen hängen, in Absicht auf ihre Wirkung, von der Kenntniß so unzähliger Kleinigkeiten ab, gründen sich so sehr auf die Lebensart und Gewohnheiten des Volkes, unter welchem sie schrieben, gewinnen so viel durch das Lebendige und Anschauliche der Thorheiten, die sie züchtigen, und durch die Vergleichung der von ihnen geschilderten Copien mit den Originalen, rechnen so stark auf die vertrauteste Bekanntschaft mit Sprache, Wendungen und Begriffen, kurz, danken ihr Glück einer solchen Menge richtig gefaßter und schnell empfundener Züge und Anspielungen, daß man sich nicht wundern darf, wenn die Schriften eines Mannes, den seine Zeitgenossen zu lesen und zu verehren nicht müde wurden, nach einer Blüthe von geringer Dauer in die Vergessenheit sinken. Wie innig Lessing, dieser ächte Kenner epigrammatischer Schönheiten, dieß ge-

gefühlt hat, beweisen seine dem Martial nachgebildete Sinngedichte. Man vergleiche einmal das 6, 12, 43, 88, 90, 99, 103 und 107. im ersten Theile der vermischten Schriften. Ueberall wird man bemerken, daß der Deutsche nur solche Stücke wählte, die zu empfinden entweder keine Kenntniß des Locals nöthig war, oder deren Local sich, ohne Nachtheil des Gedichts, verändern ließ: überall das Bestreben, alles zu meiden, was an die Uebertragung aus einer fremden Sprache erinnerte und die Vollkommenheit der Wirkung störte, ein Bestreben, das sich sogar auf die Namen und das Sylbenmaaß erstreckt, mit Vergnügen wahrnehmen. Wir wissen, was sich dagegen erinnern läßt. Nachahmungen, kann man sagen, sind keine Uebersetzungen, neue Umbildungen keine Copien. Sehr wahr, sehr richtig! Aber die Frage ist ja eben, ob Martial, ob die Epigrammatisten der Alten überhaupt (ein Bedenken, das sich neulich auch einem andern Mitarbeiter bey der Anzeige der Herderischen Blumen aus der griechischen Anthologie aufgedrungen zu haben scheint!) in einer treuen Verdeutschung gefallen können, ob es überall nur eine dankbare Mühe sey, sie dem ungelehrtern Publikum bekannt zu machen. Und wirklich, das dürfte, anderer Gründe nicht einmal zu gedenken, bey dieser Dichtungsart um so weniger wohl der Fall seyn, da keine den Zweck des Vergnügens näher und unmittelbarer, als sie, beabsichtigt, die Erreichung dieses Zweckes aber von einer Bedingung abhängt, die selbst der besten Uebersetzung zu leisten unmöglich

fällt,

fällt, nämlich, wie wir oben bereits erinnerten, von einer genauen Kenntniß aller Veranlassungen, Umstände, Verhältnisse.

Es ist andem, diese Anmerkungen treffen hauptsächlich nur das witzige oder spottende Epigramm. Eine Menge kleiner Gedichte, die oft nur ein feines Lob, eine zarte Empfindung, eine lehrreiche Sentenz enthalten, und von den Alten bekanntlich bald mit Recht bald mit Unrecht zu dieser Dichtungsklasse gezogen werden, wäre sonach wenigstens von unserm erstern Urtheile ausgenommen, vergütete sonach wenigstens die Arbeit des Uebersetzers. Wer kann zweifeln, sobald anders die Ausführung und Einkleidung des Gedanken auch noch für uns interessant ist, und öftere Wiederholung oder verschönerte Darstellung, was insbesondere bey vielen Stücken der griechischen Blumenlese eintritt, ihm nicht allen Anspruch auf Reiz und Anmuth geraubt, ihm noch einen andern Werth, als den, der auf der Sprache und Vergleichung mit spätern Nachahmungen beruht, gelassen haben. Allein zum Unglück für die Uebersetzer des Römers sind die eben beschriebenen Epigrammen in seiner Sammlung gerade die seltensten, und die besten von ihnen nicht unbenutzt und unnachgebildet geblieben. Das vierzehnte Gedicht des ersten Buches Pätus und Arria gehört unstreitig zu dieser Gattung, aber wie vortreflich hat sich unser Kleist es nicht bereits zu eigen gemacht!

Als Pätus auf Befehl des Kaisers sterben sollte,
Und ungern einen Tod sich selber wählen wollte,
Durchstach sich Arria. Mit heiterem Gesicht
Gab sie den Stahl dem Mann und sprach: Es schmerzet nicht.

Man vergleiche hiermit folgende weit genauere Uebersetzung:

Als der getreuen Arria Hand dem Gemahle das Eisen
Reichte, das sie zuvor selbst in den Busen sich grub,
Sprach sie: | Meine | Wunde | schmerzet mich nicht, mein Geliebter!
Die du | jetzo | dir | machen wirst, schmerzet mich nur.

Kann man einen Augenblick sich bedenken, welcher Copie der Vorzug gebührt, ob der untreuen oder treuen? Abgerechnet, daß sich vielleicht noch fragen läßt, ob die Worte der Kleistischen Arria nicht weit besser für den Charakter der männlichen Römerinn, und vorzüglich als weniger zugespitzt für ihre schmerzhafte Lage selbst passen, — sollten nicht zehn, denen sich der Schluß des erstern Sinngedichts eingeprägt hat, über den Schluß des letztern hinweglesen? so sehr verliert er im Deutschen, so sehr gewinnt er in der Vergleichung das Ansehn eines galanten Compliments. Uns also, wir müssen es aufrichtig gestehn, hätte mehr denn Ein Bedenken bey der Uebersetzung Martials beunruhiget. Die witzigen Stücke würden wir in ihrer unver-

unveränderten Gestalt für den größten Theil der Leser zu uninteressant gefunden, und an der glücklichen Verdeutschung der übrigen mehr denn einmal verzweifelt haben: denn es ist nur zu gewiß, daß keine Dichtungsart einen höhern Grad ästhetischer Vollkommenheit in Absicht auf Gedanken und Ausdruck erfodert, als die epigrammatische. Hr. Ramler scheint indeß hierin nicht einstimmig mit uns zu urtheilen. Ohne daher über die Zweckmäßigkeit eines deutschen Martials länger mit ihm zu rechten, halten wir uns an das Buch selbst. Ist es dem Verf. gelungen, uns den Geist des römischen Epigrammatisten so glücklich wieder zu geben, wie den Geist des römischen Lyrikers, so wollen wir wenigstens gern zugestehn, daß er dem Jünglinge, der seinen Geschmack durch die Lesung der Alten zu bilden denkt, nützen, und dem Kenner, der Original und Abschrift gegen einander hält, manches Vergnügen gewähren könne.

Der erste Theil dieses Auszugs liefert eigentlich, etliche zwanzig Stücke des Herausgebers ausgenommen, die von Andern übersetzten Epigrammen Martials. Der Dichter, deren Beyträge hier gelesen werden, sind, Hrn. Ramler ungerechnet, sechzehn, nämlich Opitz, Kuh, Lessing, Kleist, Götz, Lieberkühn, Menke, Hagedorn, Beccau, Bokemeyer, Kretschman, Logau, Tscherning, Mühlpfort, Nicolai und Morhof, und außer diesen noch ein oder etliche Ungenannte. Die Sammlung selbst erstreckt sich über alle vierzehn Bücher des Römers, und begreift ohngefähr zwey oder drittehalb

tehalb hundert Gedichte. Unsre Leser errathen unstreitig, ohne daß wir es ausdrücklich bemerken, welche Namen in dieser Reihe am vorzüglichsten glänzen, untern den älter Opitz und unter den neuern Lessing, der aber leider! sparsamer, als man wünscht, vorkömmt. Da die genannten Dichter den meisten Freunden der Litteratur bekannt, ihre Werke in Vieler Händen sind, und wir von des Herausgebers Arbeiten nachher zu reden Gelegenheit finden werden, so geben wir, wie billig, keine Beyspiele aus ihnen. Nur dieß erinnern wir, daß Ramlers bessernde Hand auch hier nicht müßig gewesen ist, und davon mag folgendes von Hagedorn verdeutschte Sinngedicht (Martial 2, 32.) zum Beweis dienen.

An Reptill.

Rebuff verfolget mich; ihn darfst du nicht erbittern:
Und Arbas; doch auch der ist dir ein Matador:
Selbst Struma; Struma selbst? Du widersprichst nicht Rittern,
Und wie schwingt Struma sich aus Staub und Nacht empor!
Urgande will sich mehr, als alle die erkühnen:
Du bist ein Wittwenfreund und sie ist reich, Reptill.
Mein Gönner lebe wohl! Nicht Sklaven will ich dienen:
Frey muß der Stolze seyn, der mir gebiethen will.

Dieß lautet in unserer Sammlung also:

Mit Paulen hab ich Streit; — den willst du nicht erbittern. —
Auch mit Pantilen; — groß dünkt dich sogar Pantil. —
Und Struma pflügt mein Feld mir ab. — Du sprichst: Mit Rittern
Läßt man nicht gern sich ein; er gilt bey Hofe viel. —
Mein Knecht wird mir zurück behalten von Nerinen —
Nerin ist Wittwe, reich, alt, ohne Kind. — — Reptill,
Mein Gönner, lebe wohl! Nicht Sklaven mag ich dienen;
Frey muß der Stolze seyn, der mir gebieten will.

Auch ohne das Deutsche mit dem lateinischen, dem es in der Ueberarbeitung um vieles näher gebracht ist, zu vergleichen, wird man die edlere, gedankenreichere und sich überall gleiche Sprache des zweyten Versuchs nicht verkennen. Indeß müssen wir gleichwohl gestehn, daß uns weder der Ausdruck Einem das Feld abpflügen, für „Eines Eigenthum oder Landgut schmälern" verständlich genug, noch die Nachbildung überhaupt dem Originale an Deutlichkeit gleichzukommen scheint. Beym Martial weiß man mit der ersten Zeile, wer Pontikus, (Hagedorns Reptill) ist.

Lis mihi cum Balbo est; tu Balbum offendere non vis,
Pontice: cum Licino est; hic quoque magnus homo.

In der Uebersetzung erfährt, oder ahndet man es vielmehr, beym vierten Verse erst, daß Reptill zu der Zunft der feigen Sachwalter gehört, die durch ihre Furcht vor Großen und Mächtigen hinlänglich verrathen, wie wenig sie berechtigt sind, sich zu Patronen und Vertheidigern aufzuwerfen.

Wahrscheinlich war es die Mühe des Besserns, die freylich oft genug die Mühe des Selbstschaffens übertrift, was den Herausgeber abhielt, seine Sammlung mit mehrern fremden Arbeiten zu bereichern. Wir vermißen aus dem Hagedorn allein sechs bis sieben, theils übersetzte, theils nachgeahmte Sinngedichte, und unter diesen verschiedene, die der Aufnahme gewiß würdiger waren, als manche des beynah zu fruchtbaren und zu oft genannten Kuh. Aber wie gesagt, Hr. R. ist durch die vielen mit dem Feilen unvermeidlich verknüpften Beschwerden von dieser Seite hinlänglich gerechtfertigt, und wenigstens vor unsern Vorwürfen sicher. Nicht so unbedingt billigen wir es, daß er sich ausschliessend auf wirkliche Uebersetzungen eingeschränkt und sogar den glücklichsten Nachahmungen keine Stelle gegönnt hat. Unsers Bedünkens könnten diese nicht nur manche Lücke in der Reihe der Epigrammen vortreflich ausfüllen, sondern auch für den Jüngling die meisten Male lehrreicher, als die Uebersetzungen selbst werden. Ein Beyspiel aus vielen. Wie unbedeutend ist nicht folgendes Sinngedicht (B. 6, E. 12.) auf die schönen Haare der Fabulla?

Fabulla

Fabulla schwört, daß ihr die Haare zugehören,
Die sie sich jüngst gekauft. Mit Recht kann sie
dieß schwören.

Wodurch, dürfte man fragen, unterscheidet sich hier Erwartung und Aufschluß? was ists, das diese Zeilen zum Epigramm macht? Geworden sind sie's indeß durch Lessing, und unterrichtend war es gewiß für die jüngern Freunde der Musen, sein Epigramm auf Galathee (Ver. Schr. Th. 1. Nr. 103.) hier zu lesen. Uebrigens erkennen wir gern, daß die Schwierigkeit, wirkliche und scheinbare Nachahmungen abzusondern, vielleicht auch die Unmöglichkeit, sich ein festes Ziel zu stecken, Hrn. R. mit Recht für das Gegentheil bestimmen durfte. Eine kleine Schadloshaltung für diesen Verlust sind die häufig neben einander gestellten Versuche mehrerer Dichter über das nämliche Epigramm. Man erräth von selbst, daß der bloße Gedanke, eine Vergleichung zu veranlassen, den geschmackvollen Herausgeber nie zur Aufnahme eines Stückes bewegen konnte. Unter allen Gedichten, die doppelt vorkommen, ist selten eins ganz ohne Verdienst. Immer ist es bald eine glücklichere Wendung, bald eine mehr erreichte Nuance des Originals, bald ein gewählterer Ausdruck, was das eine vor den andern voraus hat und in der Zusammenhaltung lehrreich wird. Doch unsre Leser sollen hierüber selbst urtheilen. Hier sind etliche Proben.

An die Aelia. (I. 20.)

Vier Zähne hattest du, wenn ich nicht irrig bin;
Ein Husten nahm dir zwey, und zwey der andre hin.

Nun huste Tag für Tag und ohne dich zu grämen;
Nichts kann dir, Aelia, der dritte Husten nehmen.

Opitz.

An die Vulpia.

Vulpia hatte der Zähne noch vier, doch ein heftiger Husten,
Vom December gesandt, führte sie alle hinweg.
Ihr Verlust ist Gewinn und eitel Sicherheit: denn nun
Kann sie husten, so lang' und so gewaltig sie will.

Götz.

Auf den Kleanth. (II. 21.)

Dem reichest du den Mund, Kleanth,
Und dem die Hand zum Kuß.
Wenn ich eins wählen soll und muß,
So gieb mir nur die Hand.

Kuh.

An den Herrn von Dampf.

Dem hast du nur die Hand und dem den Mund beschieden.
Ich, gnäd'ger Herr von Dampf, bin mit der Hand zufrieden.

Lessing.

An den Fabullus. (III. 12.)

Du salbst die Gäste gut, doch schenkst du wenig ein;
Die Bissen, die du schneid'st, sind alle dünn und klein,
Du sorgst für den Geruch, Fabull, nicht für den Magen;

Der

Der Hunger läſſet ſich durch Salbe nicht verjagen;
Und wer geſalbet wird und ſpeiſet nicht dabey,
Der kömmt mir vor, als ob er ſchon geſtorben ſey.

Joach. Beccau.

Auf Fabulls Bewirthung.

Mit Salben haſt du deine Gäſte herrlich
Bewirthet, aber mit Gerichten kärglich.
Ein drollig Ding, Fabull! vortreflich riechen
Und hungern. Wer geſalbt wird und nicht ſpeiſet,
Den halt' ich in der That für eine Leiche.

Ramler.

Auf den Vacerra. (VIII. 69.)

Von Dichtern lobt Vacerra nur die alten;
Auf lebende ſcheint er nicht viel zu halten.
Mit Gunſt, Vacerra! ſo viel ſcheint mir wohl
Dein Lob nicht werth, daß ich drum ſterben ſoll.

Opitz.

Auf den Var.

Du lobeſt Todte nur? Var, deines Lobes wegen
Hab' ich blutwenig Luſt, mich bald ins Grab zu legen.

Leſſing.

An den Cherinth.

Die alten Dichter nur bewunderſt du, Cherint,
Die neuen lobſt du nicht, eh ſie geſtorben ſind.
Verzeih' es mir, von dir mir Beyfall zu erwerben,
Iſt mir ſo wichtig nicht, deswegen flugs zu ſterben.

Kuh.

Wir wenden uns zu dem zweyten Theil dieses Auszugs, der die vornehmsten, im dem ersten übergangenen Sinngedichte, doch nur bis zum siebenten Buche, enthält, und so zu sagen als ein Supplementenband zu betrachten ist. Die Stücke desselben sind meistens in dem Sylbenmaaße des Originals, vorzüglich also im elegischen, abgefaßt, und verdienen unsre Aufmerksamkeit doppelt, da sie vormals noch nicht bekannt waren und Hrn. R. allein zugehören. Wollte man, um den Werth dieser spätern Sammlung zu bestimmen, das Interesse der Leser zum Maaßstab annehmen, so würde sie freylich gar tief unter die früher erschienene heruntersinken. Nur die wenigsten Epigrammen sind für Alle, die meisten ausschließend für den Gelehrten, der von Jugend auf in dem alten Rom und unter den Römern der Vorzeit wandelte, wichtig, und sicher auch für diesen, aus sehr begreiflichen Ursachen, weder so klar, noch so anziehend, wie in der Sprache Martials. Was sagen unsre Leser, Eingeweihte und Uneingeweihte, zu folgenden Epigrammen, die wir wahrhaftig nicht mit Vorbedacht ausheben?

Von einem neuen Ritter. (II. 29.)

An den Rufus.

Siehst du wohl, Rufus, wer dort in die vordersten Reihen sich setzet?
Siehst du die blitzende Hand, die der Sardonyx bedeckt?
Und den Regenmantel aus Tyrus Kessel getränket?
Und die Toga, so weiß, wie der itzt fallende Schnee?
Und

Und die triefenden Locken, vom Kram des Marcelius duftend?
Und den geriebenen Arm, welchen kein Härchen entstellt?
Ein seit gestern bemondeter Schuh bekleidet die Beine.
Scharlachleder bewahrt den nicht verwundeten Fuß.
Häufige Binden bepflastern die Stirn. Wer ist es denn? fragst du.
Lesen kannst du dieß gleich: Hebe die Binden nur weg.

An den Lucius. (IV. 55.)

Theurer Lucius, Ehre deiner Zeiten,
Dem der Tagus nicht mindern Ruhm verdanket,
Als der Aufidus seinem Landesdichter;
Wen Argivischer Boden zeugte, singe
Theben oder Mycen, das sonnenhelle
Rhodos, oder die nackten Kämpferinnen,
Das Ledäische Lustspiel Lacedämons.
Uns Iberer, der tapfern Celten Söhne,
Laß die rauheren Namen unsres Landes
In dankbaren Gesängen aufbewahren;
Unser Bilbilis, dessen Kriegeserze
Norikons und des Chalybers besiegen;
Unser Platea, von des Waffenstählers
Salo reißender schmahler Fluth umwunden,
Und vom Schlage der Eisenhämmer schallend;
Und Tutelen und Rixamäens Chöre
Sammt den Festen der frohen Caduäer;
Und, o Peteron, dich, von Rosen glühend;
Auch den Schauplatz uralter Spiele, Rigä;
Die Silaer, den sichern Wurfpfeil schwenkend;

Den Turgentischen See, die lautern Wasser
Um Petusien, Vetonissens Teiche,
Und des Baradon Eichenhain: ein Lustort,
Den der trägeste Wandrer gern durchkreuzet;
Und das Saatengefild um Matinessa,
Das itzt Manlius starke Stiere pflügen. — —
Du verzärtelter Leser lachst der Namen?
Nennst sie bäurisch? So lache nur! Doch wisse,
Diese bäurischen klingen uns weit besser,
Als Buxentum, Grumentum und Bituntum.

Ist es möglich, Gedichten, die so ganz römischen Geist und römische Sitten athmen, so durchaus fremde klingen, daß man sich zuweilen fragen muß, ob man Deutsch liest, auch nur den mindesten Geschmack abzugewinnen? Wozu der Aufwand von Zeit, wozu die unendliche Mühe um Versification und Ausdruck, wenn man so wenig nützen und noch weniger vergnügen kann? Oder rechnete der Uebersetzer vielleicht auf die hinzugekommenen Noten? Wir sind überzeugt, daß er der Mann war, von dem sich der lehrreichste Commentar über den Römer erwarten ließ. Aber für wen sind die kurzen Erläuterungen, die kaum das Nothwendigste enthalten? Der Gelehrte bedarf ihrer nicht. Er kennt die Quellen, aus denen sie geschöpft sind, und geht zu diesen zurück: und der Ungelehrte? Wie groß müßte die Liebe zur alten Litteratur in ihm seyn, wenn er sich, um ein einziges lateinisches Epigramm zu verstehn, durch ein halbes Dutzend Anmerkungen hindurchlesen sollte! und doch ist ohne dieß Hülfsmittel die ansehnlichste

Hälfte

Hälfte dieses Theiles für ihn bald mehr, bald weniger ungenießbar. Alles also, was man, um Hrn. R. Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, über die Epigrammen dieses Inhaltes sagen kann, ist, daß er, wenn auch nicht überall zierlich und wohlklingend, doch immer treu und gewissenhaft übersetzt und dadurch die Mühe des Verstehns um ein großes erleichtert hat.

Dieses Urtheil trift indeß die sämmtlichen Stücke des zweyten Bandes nicht ohne Ausnahme. Es wäre mehr, als ungerecht, wenn wir läugnen wollten, daß wir auf Gedichte gestoßen sind, die sich unsres Bedünkens jedem Zeitalter durch Naivetät, Feinheit und Laune empfehlen werden, und in ihrem deutschen Gewande selten und nur schwach erinnern, daß ihr Vaterland jenseits der Alpen liegt. Wie allerliebst ist nicht z. B. (etliche Zeilen abgerechnet, die wir um delikater Ohren willen geändert zu sehen wünschten,) folgende Tändeley auf die Hündin des Publius! (I. 110.)

Issa, tändelnder, als Catullus Sperling,
Issa, rein, wie der Kuß der Turteltaube,
Issa, schmeichelnder, als ein junges Mädchen,
Issa, köstlicher, als des Ganges Perle,
Issa, Publius allerliebste Hündinn,
Scheint zu reden, sobald ihr Stimmchen laut wird;
Merket Leiden und Freuden ihres Herren;
Liegt auf Schulter und Hals ihm, wenn sie schlummert,
Läßt kein Seufzerchen hören, wenn sie schlummert.
Hat sie nöthig, ihr Bäuchelchen zu leeren,

So beflecket kein Tröpfchen ihm das Nachtkleid;
Leise wecket sie ihn mit sanftem Füßchen,
Bittet, daß er vom Bett sie niedersetze.
Und wie schamhaft ist unsre keusche Hündinn!
Venus ist ihr noch unbekannt: für dieses
Zarte Jüngferchen ist kein Mann geschaffen.
Daß der Acheron sie nicht ganz ihm raube,
Malt sie Publius ab auf glatter Tafel.
Auf der Tafel ist Jßa so getroffen,
Daß sie ähnlicher nicht sich selber seyn kann.
Wenn du neben die Tafel Jßen hinstellst,
Siehst du jede von ihnen für die wahre,
Oder jede von ihnen für gemalt an.

Welch ein niedliches Lob und wie schmeichelnd zugleich für den Publius! Schade, daß es Hr. R. nicht für gut fand, hie und da einen Zug zu vertauschen. Nur dieß fehlt, um der artigen Kleinigkeit einen Platz neben der Catullischen Hendecasyllabe anzuweisen. Eben so allgemein verständlich und zum Theil noch auf unsere Tage vollkommen anwendbar sind einige andere Epigramme, die wir unsern Lesern zu gefallen abschreiben.

Auf die Brunnenreisen der keuschen Lucida. (I, 63.)
Lucida glich den alten Sabinerinnen an Keuschheit,
Uebertraf an Ernst ihren unfreundlichen Mann:
Doch indem (seitdem) sie sich bald im Lucriner See, bald im Avernus,
Bald im Bajischen Quell badete, fühlte sie Gluth,
Floh den Ehegemahl und folgte dem jungen Verführer,
Die wie Penelope kam, reiste wie Helena weg.

Jßa

Jßa und Mysis. (IV. 20.)

Jßa, das junge Ding, will ein altes Mütterchen spielen,
Und das alte Weib Mysis ein jugendlich Ding.
Kenntest du beide Weiber, du würdest nicht eines ertragen:
Lächerlich wäre dir dieß, widerlich wäre dir das.

Auf den Makrin. (VI. 11.)

Daß kein Pylades itzt und kein Orestes mehr lebet,
Wundert dich? Pylades trank, was sein Orestes, Makrin!
Dieser bekam nicht bessere Butten noch Drosseln, als jener:
Beide Freunde, Makrin, speißten an einerley Tisch:
Du verschlingst Lukriner Austern, mich füttern gemeine:
Und mein Gaumen ist doch eben so vornehm, Makrin,
Dich bekleidet das kadmische Tyros, mich Galliens Schafschur.
Liebt ein Friesrock auch wohl einen bepurperten Rock?
Soll ich Pylades seyn, so werde mir Jemand Orestes:
Worte bewirken dieß nicht: liebe, so wirst du geliebt.

Endlich mangelts auch nicht an kleinen Stücken, welche die schönste Lebensphilosophie entwickeln, oder als Denkmäler der Zärtlichkeit und Freundschaft entzücken und rühren. Nachstehende gehören ohne Widerrede in diese Classe.

Der mäßige Wunsch. (II. 90.)

An den Quintilian.

Der du den flüchtigen Jüngling ernste Beredsamkeit lehrtest,
O Quintilian, Ehre des Römischen Raths!
Daß ich, obgleich nur arm und noch unveraltert, zu leben
Eile, vergieb mir: man eilt nimmer zum Leben genug.
Der verschieb' es, wer seinen Vorsaal voll Bilder der Ahnen
Stopft, und sein väterlich Gut dreyfach zu mehren begehrt:
Mir genüget ein Heerd, ein schwarz beräuchertes Obdach,
Wasser, frisch vom Quell, kunstlos gewachsenes Gras.
Satt sey mein Knecht, nicht allzugelehrt mein Weib: mir erscheine
Mit der Nacht der Schlaf, ohne Prozesse der Tag.

Vestins Großmuth gegen seine Freunde. (IV. 73.)

Als der kranke Vestin die letzte Stunde verlebte,
Schon zum Stygischen Pful überzugehen bereit,
Und die schwarze Spindel der Schwestern zu Ende lief, bat er
Nur auf kurze Zeit ihm noch den Faden zu drehn.
Als er so für sich selbst zu sterben, für Freunde zu leben
Wünschte, rührte der Wunsch Atropos eherne Brust.

Kaum

Kaum war sein Reichthum den Freunden vertheilt, so verließ er das Leben,
Und indem er starb, dünkt ihn, er stürb' als ein Greis.

Ueber den Tod der Erotion (V. 35.)
An die Aeltern derselben.

Vater Fronto! Mutter Flaccilla! dieß niedliche Mädchen,
Mein Vergnügen, mein Kuß, sey euch empfohlen von mir;
Macht, daß Erotion nicht vor den schwarzen Schatten erblaßet,
Nicht vor des Höllenhunds scheuslichem Rachen erschrickt!
Sechs beschneyete Winter hat sie durchlebet, und diese
Kaum; denn eben so viel Tage gebrachen ihr noch.
Unter euch Alten tändle sie fröhlich nun fort! und ihr lieber
Kleiner lispelnder Mund nenne beym Namen auch mich!
Weicher Rasen und Moos bedecke die zarten Gebeine!
Erde sey ihr nicht schwer! denn sie war dir ja nicht schwer.

Freylich aber ist es, selbst bey den angeführten Proben, nicht immer möglich, den Wunsch zu unterdrücken, daß der Uebersetzer das elegische Sylbenmaaß, das, in unserer Sprache nachgebildet, für Kleinigkeiten der Art nie geschmeidig genug ist, sparsamer gebraucht haben, und in der Einkleidung über-

überhaupt der Leitung seines eigenen Genies öfter gefolgt seyn möchte. Sicher wird man die Sorgfalt, alle Ideen des Originals auf das treueste wiederzugeben, selten, vielleicht nirgends vermissen; sie offenbart sich wirklich hier noch sichtbarer, als in den Horazischen Oden: allein wir müßten uns sehr irren, oder eben diese Genauigkeit ist es, die so vielen Stellen ein so steifes, ängstliches Ansehn giebt, die so stark und unaufhörlich erinnert, daß man eine Copie liest. Man wende nicht ein, daß unter allen Dichtungsarten keine die Vertauschung der Gedanken weniger, als die epigrammatische zulasse, daß bey keiner alle Theile so innig zusammenhängen; die glücklichen Beyspiele Anderer im ersten Bande entkräften diesen Einwurf zur Gnüge, und den unbedeutenden Einfluß des Metrums Hrn. Ramlers eigenes. Wie sehr gefällt nicht unter andern folgendes gereimte Sinngedicht auf einen gewissen eiteln Attalus, der alles schön machen wollte. (II. 7.)

Glorreicher Attalus, das muß der Neid gestehn,
Du deklamirest schön, Rechtssachen führst du schön,
Schön schreibst du Verse, schön erzählest du Geschichtchen,
Machst schöne Minnespiele, schöne Sinngedichtchen;
Du bist, wer läugnet dirs! der schönste Criticus,
Du bist der Astrologen schönster, Attalus;
Du kannst gar schön den Ball, gar schön die Laute schlagen;
Du singest schön, du tanzest schön. Was soll ich sagen

Von dir, der du nichts gut machst, aber alles schön?
Im Nichtsthun hab' ich keinen fleißiger gesehn.

Kann man zweifeln, daß der Erfolg den Bemühungen des Verf., wenn er den Reim häufiger gewählt hätte, eben so gut und besser würde entsprochen haben? oder empfahl sich etwa die elegische Versart durch ihre Leichtigkeit und Bequemlichkeit? — Uns dünkt, so dürfe nur der Fremdling in den Künsten Apolls fragen. Man sieht es Hrn. R. Versen mehr als zu sehr an, wie viel Anstrengung und Fleiß sie ihn kosteten, wie fleißig er sie feilte und glättete, und doch fehlt ihnen, und hauptsächlich den Pentametern, noch so viel, um wohlklingend und vollkommen zu heißen. Und in der That, wie könnten die Fesseln dieses Sylbenmaaßes für den Dichter, der einem Andern nacharbeitet, unbedeutend und leicht seyn, da sie den sich selbst überlassenen freyen Geist oft schwer genug niederdrücken? Es ist wahr, unsre Prosodie ist bey weitem so bestimmt nicht, wie die lateinische; es ist wahr, wir zählen uns die Sylben so gewissenhaft nicht zu wie die Römer: aber dafür legt uns unsre Wortfügung einen ungleich härtern Zwang auf; dafür sind uns jene Trennungen des Beywortes vom Hauptworte, jene mannichfaltigen Versetzungen und Verbindungen der Zeitwörter, jene so kurzen und doch so deutlichen Participalconstructionen und tausend andre Vortheile selten oder gar nicht erlaubt. Die Freyheit der Quantität also mit den Einschränkungen des Sprachgebrauchs zusammengehalten, welcher Erleich-

leichterungen dürfen wir uns von Seiten des Mechanischen der Poesie vor den Alten rühmen? Gute Mischung der Füsse, Vermeidung der Hiate, Beobachtung der Ruhepunkte, kurz, alle Schönheiten der römischen Sylbenmaaße, und vorzüglich des elegischen, fallen in der Nachahmung so wenig hinweg, daß sogar die Annehmlichkeit der Cäsur und der Schluß des Pentameters mit dem Jambus, wenn auch weder das eine, noch das andre als wesentlich erfordert wird, doch gewiß für ein feines Ohr nicht verloren geht. Sich auch nur einen Augenblick einbilden zu wollen, daß Hr. R. dieß alles nicht eben so richtig beurtheile und empfinde, wäre mehr, als stolze Verwegenheit, daß es ihm indeß nur selten geglückt ist, seinen Versen die Harmonie und Ründung der lateinischen zu ertheilen, liegt hinlänglich am Tage. Wir wollen zum Beweis nicht etwa einzelne Zeilen, aus dem Zusammenhang gerissen, aufstellen. Wie leicht könnte man uns hierbey einer absichtlichen Wahl beschuldigen, mit welchem Rechte die Allgemeinheit der Behauptung läugnen! Hier ist ein ganzes Gedicht, das eine Menge Verstoße gegen die Versification in sich vereinigt.

An den Linus (IV. 66.)

Linus, du hast beständig ein Bauerleben und immer
Das wohl | feilste geführt. Alle vier Wochen vielleicht
An den | Iden und an den Kalenden nahmst du die Toga

Und

Und dein | Hausge | wand hast du zehn Sommer genutzt.

Aus dem | Walde ward | unbe | zahlt das Schwein dir, der Hase

Von der | Feldmark und | Wein | Drosseln vom Dohnstrich gebracht.

Und der | allge | meine | Strom be | scherte dir Fische,

Und dein Eimer enthielt lauter ein | heimischen Most.

Dich bediente kein zartgebildeter Mundschenk aus | Argos,

Sondern ein bäurischer Trupp stund um den schmutzigen Heerd.

Wenn dir etwa der Wein das Blut in den Adern erhitzte,

War die Meyerin dir oder die Milchmagd ge | nug.

Dir verbrannte kein Feuer das Haus, noch der Hundsstern den Acker;

Dir gieng | auch kein | Schiff unter und keines ward | leck.

Beym Bretspiele kam es zu keinem sechsseitigen Würfel;

Mit vierseitigen ward — und nur um Nüsse — gespielt.

Wo denn die | Milli | on, von der geitzigen Mutter ererbet?

Fort wie hast du doch dieß saure Stück | Arbeit voll | bracht?

Nur

Nur noch ein Pentameter voll einsylbiger Wörter, wie folgender:

Ey sie | giebt zwar | nichts, | aber sie schlägt auch nichts | ab.

und ein anderer, der nach der Weise mancher, sogar geschätzten Dichter, die Daktylen der zweyten Hälfte gegen Trochäen umtauschte, und die Liste prosodischer Sünden wäre so ziemlich vollständig. Wozu, dürfte man fragen, die Mühe der Versification, wenn Jeder, der die Metrik der Alten nicht zu seinem Studium wählte, bald das wahre Sylbenmaaß zu verkennen, bald gar keines zu hören Gefahr läuft? Je gemischter und zusammengesetzter überhaupt die Versart ist, in der man arbeitet, und jemehr ihr Wohlklang auf wiederkehrenden Abschnitten und ähnlichen Einrichtungen beruht, desto sorgfältiger muß, unsres Bedünkens, der Dichter alle unreine Füße vermeiden, desto mehr sich bestreben, weder durch Trennungen der Wörter noch durch Verkettungen der abgesondernden Hälften des Verses die Ruhepunkte unkenntlich zu machen. Durch das eine, wie durch das andre, wird das Wesentliche und Eigenthümliche jedes Metrums zerstört, und die Harmonie von der Gelehrsamkeit und Kunst des Vorlesers abhängig.

Doch genug über Flecken, die der eine Theil nicht beachtet und der andere übersieht. Möchten wir nur gegen den Vorwurf der eigensinnigen Strenge eben so sicher seyn, als gegen den der Ungerechtigkeit! Den letztern glauben wir um so weniger zu verdienen,

nen, da unser oben schon geäußertes Urtheil nicht höfliche Verbeugung gegen den so berühmten Dichter, sondern Wahrheit war, da wir wirklich der Meynung sind, daß die Ursache aller von uns gerügten Unvollkommenheiten und Mängel in der Schwierigkeit des Unternehmens und in den harten Gesetzen, die sich Hr. R. ohne Noth auflegte, zu suchen ist. Freylich erscheint seine Kunst, so oft es ihr sich über diese Hindernisse zu erheben glückt, in dem größten Glanze, freylich bewundert man hie und da, die schlaue Gewandheit seines Geistes, und die weise Benutzung der Sprache: aber kann ein so sparsames Vergnügen für den Leser anlockend genug, ein so seltener Beyfall für den Dichter Vergeltung seyn? Wir zweifeln sehr. Wenigstens ist es empfindlich, eine Menge fremder Blumen mit der größten Sorgfalt zu pflegen, und sich am Ende von den Freunden des Schönen für zwey oder drey mit einem freundlichen Lächeln belohnt zu sehn.

III.

Elémens de Littérature. Par Mr. Marmontel, Historiographe de France etc. (Beschluß der Recens. im 2ten Stück des 37sten Bandes.)

Wir kommen in unsrer Anzeige des Marmontelschen Werks nunmehr auf den besondern Theil der

Poetik. Ein vollständiger Auszug jedes einzelnen Artikels wäre, der Natur der Sache nach, eben so unmöglich, als unnütz, da die meisten fast lauter bekannte Dinge enthalten, und sich fast größtentheils nur dem Vortrag, nicht dem wesentlichen Inhalt nach von den Artikeln in der Poëtique françoise unterscheiden. Wir zeichnen also nur aus einigen der vornehmsten solche Grundsätze, Urtheile und Bemerkungen aus, die dazu dienen können, den Verf., seine gegenwärtige Schrift und den Geist der französischen Kritik überhaupt etwas näher zu charakterisiren.

Heldengedicht. Der Verf. handelt nur von der ernsthaften Epopöe. Wenn er glaubt, daß in der Epopöe die Einheit der Handlung weniger streng beobachtet werden dürfe, als im Trauerspiele, so hätte er sich wenigstens bestimmter, als er gethan hat, ausdrücken sollen. Beide erfordern strenge Einheit der Handlung: nur verträgt die Epopöe mehrere und ausgeführtere Episoden, die erst dann fehlerhaft werden, wenn sie das Interesse der Haupthandlung schwächen, statt es zu verstärken. Billig sollte im Heldengedicht, so wenig als im Drama etwas vorkommen, das nicht in wesentlicher Verbindung mit der Haupthandlung steht: daß aber die Fehler gegen diese Regel in dem erstern weniger in die Augen fallen, als im letztern, liegt theils in dem grössern Umfang des Gedichts, theils in der Form, da nämlich der Dichter oft in eigener Person spricht, theils endlich auch in dem verhältnißmäßig schwächern Interesse des Ganzen: so daß der Leser mehr Aufmerksamkeit auf das Detail wenden kann, und

durch

durch Beschreibungen, Gemälde u. d. g. die den Gang der Handlung aufhalten, weniger beleidigt wird. — Den ganzen Unterschied der epischen und dramatischen Handlung setzt der Verf. darin, daß in der Tragödie die Hindernisse und Kräfte, die sich der Handlung widersetzen, gleichsam in Einen Punkt und in eine kleine Anzahl Vorfälle (incidens) zusammengedrängt werden, die unter einander verbunden sind, oder aus einander entspringen. In der Epopöe sind diese Hindernisse und Vorfälle weniger genau verbunden, und der Dichter hat genug gethan, wenn er ihnen eine gemeinschaftliche Ursache giebt, z. B. wie in der Odyßee den Zorn eines Gottes, der den Helden verfolgt. Gut! aber warum fragt man weiter? — Ueberhaupt glauben wir, daß sich fast in der Theorie keiner andern Dichtungsart so viel willkührlich Angenommenes findet, als in dieser. Der Verf. erkennt, daß die Einheit der Handlung weder die Dauer noch den Umfang derselben bestimme. Diejenigen, sagt er, die ihr einen bestimmten Zeitraum vorschreiben wollten, überlegten nicht, daß man in einem einzigen Vers über ganze Jahre hinwegkommen kann, von der andern Seite aber die Begebenheiten weniger Tage Stoff zu einem langen Gedicht liefern können. — Ein desto unglücklicheres Beyspiel von dem erleuchteten Pariser Geschmack ist es hingegen, wenn der Verf. behauptet: Homer würde gewonnen haben, wenn er den „Raub der Helena, gerächt durch die Zerstörung von Troja“ zum Gegenstande der Iliade gemacht hätte. Dann,

heißt es, wäre es ihm nicht eingefallen, und er hätte auch nicht Zeit gehabt, Teppiche, Helme, Schilde u. d. gl. zu beschreiben, und die Götter sich zanken zu lassen. Achill am Hofe der Deidamia, Philoktet auf Lemnos, und eine Menge anderer Scenen voll Adel und Interesse hätten, als wesentliche Theile der Handlung, den Umfang vollkommen ausgefüllt. — O ja, für die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts würde dann die Iliade unstreitig ein interessanteres Gedicht geworden seyn; aber auch für die Griechen zu des Dichters Zeiten? Aristoteles hat einen Grund angegeben (Poetik. C. 23.), warum Homer nicht den ganzen Trojanischen Krieg zum Stoff seines Gedichts gewählt, gegen den sich nichts einwenden läßt, und der aus der Natur und der ursprünglichen Bestimmung des epischen Gedichts hergenommen ist.

Die Franzosen sind doch durchaus nicht im Stande, sich in den Geist und die Denkungsart einer fremden, geschweige einer alten Nation zu versetzen. Sie beurtheilen den Griechen und Römer, der vor zwey und mehr tausend Jahren lebte, als ihren Zeitgenossen und Landsmann, und lassen sich nicht im Traum einfallen, daß diese Art der Beurtheilung nichts tauge. Behaupten, die Iliade wäre eine Lobschrift auf den Achill, meynt der Verf. hieße eben so viel, als behaupten, das verlorne Paradies wäre eine Lobschrift auf den Teufel. Ein lustiger Einfall, aber eine elende Instanz. Wo liegt das Tertium comparationis? Wie ... doch jedes Wort zur Widerlegung ist zu viel! „Homer,“ fährt

fährt er fort, „malt die Menschen, wie sie zu seiner Zeit waren. Achill und der größte Theil seiner Helden sind eine Mischung von Tugenden und Lastern, und die Iliade ist mehr eine Satire als eine Lobrede auf Griechenland.„ Richtig, für die Franzosen, aber nicht für die Griechen zu Homers Zeiten. Nur ein etwas aufmerksamer Leser des Griechen muß den Irrthum des Verf. bemerken. Allerdings schildert Homer, der ursprünglichen Bestimmung des epischen Gedichtes gemäß, nach einem Ideal, das aber freylich für uns kein Ideal mehr ist. Das ist unläugbar. Wie könnte er sonst z. B. von seinen Zeitgenossen in Vergleichung mit den Helden vor Troja sagen: *οιοι νυν βροτοι εισι*? — und die Iliade, so wenig sie den Zuschnitt und Ton einer französischen Ekloge hat, ist und bleibt dennoch ein Lobgedicht auf den Achill und die griechische Nation.

Aristoteles, sagt Hr. M., nennt die Epopöe eine Tragedie en récit. Wenn er doch die Stelle des Textes angeführt hätte! In unserm Exemplar steht nichts davon: wohl aber etwas, das beynahe das Gegentheil sagt. (S. C. 23.) Auch an andern Orten macht der griechische Kunstrichter auf den wesentlichen Unterschied zwischen dem Trauerspiele und Heldengedichte aufmerksam. Man sehe das fünfte und achtzehnte Kapitel seiner Poetik! Unsere Anzeige würde ein Buch, und zwar kein kleines Buch werden, wenn wir alle die Folgerungen, die der Verf. aus dieser irrigen Voraussetzung zieht, einzeln und ausführlich widerlegen, und die Einsei-

tigkeit seiner Kritik über den Homer ins Licht setzen wollten. Man wird sich indeß über diese Schiefheit des Urtheils weniger wundern, und geneigter seyn, sie zu vergeben, wenn man sich erinnert, was für abentheuerliche Kritiken selbst die Griechen, und zwar in der Zeit der höchsten Cultur, über ihren Dichter machten. —

Trauerspiel. Wenig Empfindungen sind pathetisch genug, ein langes Gedicht zu beseelen. Freude oder Wollust können ein Lied beseelen: Zärtlichkeit eine Idylle oder Elegie, Unmuth eine Satire, Enthusiasmus eine Ode: Bewunderung kann, wenigstens nach Zwischenzeiten, in der Epopöe und selbst im Trauerspiel, ein stärkeres Interesse ersetzen. Das wahre, große Pathos aber liegt in der Furcht und dem Mitleid. Diese beiden Empfindungen haben vor allen andern den Vorzug, daß sie mit der Handlung zugleich fortschreiten, in eben dem Grade zunehmen, wie die Gefahr wächst, und die Seele stufenweise, bis zum Ende der Handlung immer heftiger rühren: anstatt daß z. B. Bewunderung und Freude auf einmal in ihrer größten Stärke entstehen, und von dem ersten Augenblicke des Entstehens an immer schwächer werden. Dieses doppelte Interesse der Furcht und des Mitleids macht also die Seele des Trauerspiels aus. Folglich besteht das Wesen dieses Schauspiels darin: 1) uns unsers Gleichen in Gefahren und Unglück zu zeigen; 2) und zwar in einer Gefahr, die unsre Furcht, und in einem Unglück, das unser Mitleid rege macht; 3) dieser Nachahmung einen Schein der Wahrheit

zu

zu geben, der hinreichend ist, uns auf eine Weise zu rühren, die angenehm und nicht lästig ist, das heißt nicht bis zum wahren Schmerz. Hieraus lassen sich alle Regeln für die Wahl des Süjets, die Sitten, Charaktere, Composition der Fabel und alle Wahrscheinlichkeiten der Sprache und Handlung herleiten. Zwey Systeme der Tragödie. Bey den Alten war sie ein Gemälde des Elends der Menschen, als Sklaven des Schicksals, bey den Neuern ein Gemälde der Unglücksfälle und Verbrechen der Menschen, als Sklaven ihrer Leidenschaften. Der Verf. zeigt die Vortheile des alten tragischen Systems, und giebt die Gründe an, warum sie bey ihrem Grundsatz des Fatalismus geblieben sind, und geblieben seyn würden, auch wenn ihnen das neue System in seinem ganzen Umfange bekannt gewesen wäre. Wenn er aber die Ursache, warum die Wahrscheinlichkeit und das Interesse der alten Fabeln, die sich auf den Fatalismus gründen, noch nicht verloren gegangen, blos darin sucht, daß die Illusion die Stelle des Glaubens ersetze, so irrt er sich wohl. Der Glaube an ein unvermeidliches Schicksal herrscht noch immer bey dem allergrößten Theile der Menschen, so wenig sie auch die Folgerungen einräumen, die man aus diesem Grundsatz ziehen kann und muß. Einem aufmerksamen Beobachter der Menschen kann diese Erscheinung nicht entgehn. Täglich hört man im gemeinen Leben so oft ein: es sollte so seyn, als man in den Schriften der Alten das το δε θεοι μεν τευξαν, sic erat in fatis u. d. gl. findet. — Die Vorzüge

züge des neuen Systems bestehen nach M. darin: es ist fruchtbarer, allgemeiner, moralischer, passender für die Form der heutigen Theater, empfänglicher für den Zauber der Vorstellung. Alles wahr, nur folgt daraus nicht, daß das alte System dem neuern unbedingt nachzusetzen sey. Jenes war für die Griechen, so wie dieses für uns das bessere. — M. behauptet, das Interesse der Sitten so wohl, als der Kunst erfordere, daß man die Boshaften auf dem Theater so hassenswürdig, als möglich schildere. Dieser falsch verstandene Grundsatz hat die Bühne mit menschlichen Ungeheuern bevölkert, ohne moralischen Nutzen zu stiften. Castelvetro sagt: „Wenn die Furien den Nero verfolgten, weil er seine Mutter umbringen lassen, so würde das weder Furcht noch Mitleid erregen. Man lasse sie aber den Orest verfolgen, weil er dem Gott gehorchte, der ihn zu dem Verbrechen zwang, so ist es schrecklich und des Mitleids würdig.“ M. erinnert dagegen: Nero werde zwar in dieser Situation kein Mitleid erregen, aber doch ausgeartete Herzen mit Schrecken erfüllen, mit dem Schrecken, das die gerechten Götter einflößen, die den Muttermörder selbst auf dem Throne der Welt verfolgen, und ihn zu züchtigen die Pforten des Tartarus öfnen. — Gut, das ist allerdings eine Lehre, aber für wen? Für gekrönte Vater- und Muttermörder, und für niemand sonst. Welcher Dichter aber dichtet für ein Parterr von Neronen? — Der Verf. vertheidigt das bürgerliche Trauerspiel, und was uns noch mehr wunderte, er vertheidigt

theidigt es gut. „Es heißt, sagt er, das menschliche Herz verläumden, und die Natur verkennen, wenn man glaubt, sie habe Rang und Titel nöthig, uns zu rühren. Die heiligen Namen Freund, Vater, Geliebter, Gatte, Sohn, Bruder, Mensch — das sind wahre rührende Eigenschaften. Was kömmt auf den Rang, den Namen, die Geburt des Unglücklichen an, den seine Gefälligkeit für unwürdige Freunde, und die Ansteckung des Beyspiels, in die Netze des Spiels verwickelt haben, der, gepeinigt von Schaam und Gewissensbissen, im Kerker seufzt? Fragt ihr, wer er ist? so antworte ich: Er war ein rechtschaffener Mann, und zu seiner Strafe ist er Gemahl und Vater. Seine Frau, die er liebt, und von der er geliebt wird, schmachtet im äußersten Elend, und kann ihren Kindern, die nach Brod schreyen, nichts als Thränen geben. Sucht in der Geschichte der Helden eine rührendere, moralischere, mit Einem Wort, eine tragischere Situation — und im Augenblicke, wo dieser Unglückliche sich vergiftet, im Augenblick, wo er, nachdem er sich vergiftet hat, erfährt, daß der Himmel ihm Hülfe gesendet, in diesem schmerzhaft schrecklichen Augenblicke, wo sich zu dem Abscheu vor dem Tode, der Gedanke gesellt, daß er glücklich hätte leben können — sagt, was fehlt da diesem Süjet noch, der Tragödie würdig zu seyn? Das Außerordentliche, das Wunderbare. Und seht Ihr es nicht dieses schrecklich Wunderbare in dem plötzlichen Uebergange von Ehre zu Schande, von Unschuld zum Verbrechen,

von süßer Ruhe zur Verzweiflung; kurz in dem Uebermaße tes Elends, das eine Schwachheit erzeugte? " —

Wir sind weit entfernt mit einigen Kunstrichtern unserer Nation das heroische Trauerspiel zu verwerfen, und seine fast gänzliche Verbannung von unsrer Bühne zu billigen, allein eben so wenig können wir uns von dem Nutzen überzeugen, den es, wie M. will, ausschließend haben soll, nämlich daß es Königen und Fürsten zum Spiegel und Unterricht diene. Schwerlich hat wohl je ein Fürst sich durch ein Trauerspiel zu etwas bewegen, oder von etwas abhalten lassen, wenigstens gewiß keiner von denen, qui ont de la peine à concevoir que les malheurs de la vie commune soient un exemple effrayant pour eux, et qui ne se reconnoissent que dans leurs pareils.

Ueber den Gebrauch der Verse. „Nicht alles ist gleich lebhaft im Komischen, nicht alles gleich leidenschaftlich im Tragischen. Es kommen Erläuterungen, Entwicklungen, unvermeidliche Uebergänge von einer Situation zur andern vor, kurz, ruhige, stille Augenblicke, wo die Seele, die durch das Interesse der Sache nicht hinlänglich gefesselt ist, durch den Reiz des Ausdrucks beschäftigt werden muß, wenn sie im Genuß nicht unterbrochen werden soll. Dann muß das Colorit der Poesie, die Phantasie, und die Harmonie des Verses das Ohr ergötzen. Corneille macht niemals schönere

Verse,

Verse, als wenn die Situation ihn begeistert, und wo sie dieselben entbehren könnte: so bald sein Süjet ihn verläßt, so verläßt er sich selbst und sinkt mit ihm. Racine und Voltaire hingegen erheben sich niemals so sehr durch den Ausdruck, als wenn die Schwäche ihres Süjets sie erinnert, ihre eigenen Kräfte zu sammlen und zu brauchen. Das ist der große Vortheil des Verses." Das ist, sagen wir dagegen, etwas, was den Gebrauch der Verse unnatürlich macht. Große, erhabene Gedanken und Gesinnungen, vertragen, erfordern sogar bisweilen äußerlichen Schmuck der Sprache, und den Wohlklang des Verses: allein nichts ist unnatürlicher, nichts stört die Illusion, nichts beleidigt ein richtiges Gefühl und einen feinen Geschmack mehr, als wenn gemeine Dinge in prächtigen Versen herdeklamirt werden. *) Unserer Meynung

*) Voltaire erkannte das selbst recht gut, und wußte sich dieses und ähnlicher Kunstgriffe meisterlich zu seinen Absichten zu bedienen. — In der ersten Scene von Hamlet fragt ein Soldat den andern: Have you had a quiet guard? Dieser antwortet: *Not a mouse stirring*. Diese sprüchwörtliche Redensart ist an ihrer Stelle hier gewiß nichts weniger als lächerlich: allein Voltaire, der jede Gelegenheit hastig ergriff, seinen Nebenbuhlern etwas anzudichten, das ihr Genie, ihren Geschmack, ihre Beurtheilungskraft verdächtig machen konnte, kleidet diese simpeln vier Worte in einen heroischen Vers:

Je n'ai pas entendu une Souris trotter.

Und

nung nach gehen beide Theile zu weit. Diejenigen sowohl, die den Gebrauch der Verse unbedingt empfehlen, als jene, die ihn unbedingt verwerfen. Wir möchten ihn nicht einmal ganz auf die heroische Tragödie einschränken, noch ganz von der bürgerlichen ausschließen. Vielleicht wäre es wahrer und nicht geringer Gewinn für die dramatische Poesie, wenn man beide Gattungen einander, so viel thunlich, näher brächte. In gewissen Fällen, wenigstens in einzelnen Scenen kann und muß jedes heroische Trauerspiel, sich zu dem Ton des bürgerlichen Trauerspiels herabstimmen, dann schreibe man auch in Prosa — und so umgekehrt. Ein Dichter von wahrem Genie und Geschmack würde ziemlich sicher seyn, sich zu vergreifen. —

Drama. Dieser Artikel enthält ungemein viel Seichtes und Schwankendes: Die Widerlegung würde uns aber zu weit führen. Ein ganz falsches Räsonnement läßt sich leicht und mit wenig Worten widerlegen, desto schwerer ein halb falsches, halb wahres. — Doch darin stimmen wir dem Verf. ganz bey, daß Interesse und Rührung nie bey einem aufgeklärten Volke der letzte Zweck des Schauspiels gewesen. „Ein Drama, das weder auf Belehrung noch auf Besserung abzweckt, verhält sich eben so zum Trauerspiel, wie die Farce zum Lustspiel. Manches Possenspiel belustigt den großen

Und nun muß man freylich lachen, aber nicht über den Shakspeare, sondern über den Spaßvogel Voltaire.

großen Haufen mehr, als der Tartüfe, oder der Misanthrop: manches Drama rührt heftiger, als Cinna, Athalia und Zaire selbst, allein, wenn man nun zweyhundert Jahre lang im Possenspiel gelacht, und im Drama geweint hat, was weiß man mehr, um was ist man besser und klüger?“ Richtig, aber was beweiset das gegen die Gattung im Ganzen? Giebt es keine Dramen, die eben so gut, wie das Trauerspiel unterrichten und bessern, und kann es nicht noch mehrere geben? Alles, was der Verf. gegen das Drama vorbringt, trift nur die schlechten Stücke dieser Gattung, nicht die Gattung selbst. — Dagegen sagt der Verf. auch manches Gute und Wahre, das man besonders unsern dramatischen Dichtern nicht genug wiederholen kann. Ihre — was M. von seinen Landsleuten sagt, sagen wir ihm von den unsrigen nach — ihre Theorie gründet sich auf zwey Irrthümer, 1) daß alles, was interessirt, gut für die Bühne sey, 2) daß alles, was der Natur ähnlich ist, auch schön, und die treueste Nachahmung auch die beste seyn müsse. Es ist wahr, nichts ist interessanter, als in einer Hütte eine rechtschaffene, verlassene, in das äusserste Elend gerathene Familie zu sehen. Ihr könnt sicher darauf rechnen, durch das Geschrey dieser Kinder, die Brod von ihrem unglücklichen Vater fodern, durch die Thränen einer Mutter, die ihren Säugling, für den die Quellen des Lebens versiegt sind, in den letzten Zügen am Busen trägt, die Herzen zu zerreissen, ein ganzes Parterr weinen und schluchzen zu machen. Allein welches

wilde

wilde Volk würde ein solches Schauspiel zu seinem Zeitvertreib machen? Was für Vergnügen kann uns der Anblick eines fruchtlosen Unglücks gewähren, wo der Mensch ein leidendes Opfer ist, und sein Wille nichts vermag? Macht mich traurig, aber nur um mich zu belehren, um mir zu zeigen, wie ich das Unglück, das ich vor Augen sehe, vermeiden müsse. Zeigt mir, ich bin es zufrieden, eine unglückliche Familie: allein ihr Verderben, ihr Elend sey durch ein Laster, eine traurige Leidenschaft verursacht, von welcher auch in meinem Herzen der Keim liegt. Der Trank, den ihr mir reicht, ist bitter: immerhin, wenn er nur heilsam ist, wenn der Unterricht nur hinlängliche Entschädigung für das ist, was ich habe leiden müssen. Der Schmerz, den mir ein trauriges Schauspiel verursacht, muß durch Ueberlegung gelindert werden können, und diese Linderung besteht darin, daß ich mir selbst sagen kann: Der Mensch ist im Stande das Unglück zu vermeiden, von dem ich das Gemälde sehe: die Fehler, die Leidenschaft, die Unvorsichtigkeit, der Schwachheit, die es verursachten, sind keine nothwendigen Uebel: ich kann mich selbst dagegen schützen, oder davon heilen. Allein was für ein tröstender Gedanke bleibt mir bey einem Hagelwetter, einer Feuersbrunst, einer Ueberschwemmung, die Menschen unglücklich macht? Wo ist das Gegengift gegen die bittere Empfindung bey einem solchen Schauspiel? — — Das Verdienst des Dichters, der Reiz des Schauspiels, bestehen nicht blos darin, uns Gemälde zu liefern, die uns rühren,

rühren, sondern solche, von denen wir uns gern rühren lassen. Das Triviale kann rühren, aber nicht gefallen. Ich gehe nicht ins Schauspiel, sagte ein Mann von viel Geist und Geschmack, um dort nichts zu sehen und zu hören, als was ich sehen und hören kann, wenn ich an mein Fenster trete. — Genaue Wahrheit, die Natur selbst bemüht man sich darzustellen. Dieses System ist sehr bequem. Es macht den Geschmack in der Auswahl der Züge, das Genie in der Erfindung, und die Gabe entbehrlich, den Dingen eine neue Wendung und Grazie zu geben. Copieren, was man sieht, sagen, was man hört, Incorrectheit, Plattheit, ein geistloser Dialog, das kindische Spiel mit den kleinen, pantomimischen Details, die sich mit der Handlung verbinden — heißt man in dieser Gattung die Natur kennen und schildern. Das Triviale, Niedrige, Ekelhafte, alles ist nach dieser Theorie gut, denn alles ist wahr." —

Pantomime. Der Verf. setzt es recht gut aus einander, warum die Pantomime in Rom so unendlich mehr Beyfall fand, als das Trauerspiel, und selbst das Lustspiel, ja er findet es sogar wahrscheinlich, daß die Pantomime zu allen Zeiten, und unter allen Völkern der Erde, das Lust- und Trauerspiel verdrängen würde, wenn sie zu derselben Höhe, wie bey den Römern getrieben werden könnte. Zum Glück haben wir in Deutschland, wenigstens von dieser Seite, nichts zu befürchten. In ihrer Vollkommenheit ließe sich die Wiederherstellung der Pantomime wohl nur unter den Italienern denken.

Und

Und auch da würde die Religion immer verwehren, daß sie den Sitten so nachtheilig würde, wie es im alten Rom der Fall war. In Deutschland würde sie schwerlich so weit kommen, sich ohne alle Sprache ganz verständlich zu machen. Zum Theil liegt der Grund im Clima; unsere Körper sind nicht geschmeidig und gelenk genug — zum Theil in unsern Sitten. Der so genannte Anstand verbietet jede nur irgend ausdrucksvolle Gebehrde. Daher kömmt es auch, daß die Action unserer meisten Schauspieler frostig oder übertrieben ist. In der Natur haben sie keine Muster, die sie studieren könnten, wenigstens nicht unter den feinern Ständen. —

Parodie. Der Verf. eifert sehr dagegen. Indeß wird sie in Frankreich schwerlich abkommen. Einmal kostet sie, wie man dem Verf. zugestehn muß, eben keinen großen Aufwand von Witz, und dann geben die meisten französischen Trauerspiele dem Parodisten leichtes Spiel. M. schränkt sich blos auf Frankreich ein. Von einem deutschen Schriftsteller über die Parodie würde man fodern, zu bemerken, daß die Parodie der tragischen Dichter eigentlich nur in Griechenland und Frankreich existirt, und zugleich den Grund anzugeben, warum sie unter den Römern, Engländern und Deutschen so wenig in Gang gekommen. Vielleicht würde sich bey der Untersuchung finden, daß der Grund davon in eben dem Umstand liege, aus welchem sich erklären läßt, warum man den Virgil mehrmals

und

und mit Glück travestirt habe, nicht aber so den Homer.

Lustspiel. Der Unterschied zwischen dem Lustspiel und der Tragödie, den man von dem Stande der eingeführten Personen hernimmt, ist nicht wesentlich. Der König von Theben und Jupiter selbst sind komische Personen im Amphitruo: Spartacus hingegen, so gut ein Sklave als Sosias, ist an der Spitze seiner Verschwornen eine tragische Person. Auch durch die Grade der Leidenschaften kann man das Lustspiel nicht vom Trauerspiel unterscheiden. Die Verzweiflung des Geizigen, dem seine Schatülle entwendet worden, giebt der Verzweiflung Philoktets, dem man die Pfeile Herkuls geraubt, nichts nach. Die Frage, ob die Komödie ein Gedicht sey, ist ein bloßer Wortstreit, bey dem sich der Verf. aufzuhalten nicht nöthig gehabt hätte. Jedermann nennt den Verfasser von Lustspielen einen Dichter, und das, was er als Dichter macht, sollte kein Gedicht seyn? — Die Wahrscheinlichkeit muß im L. noch weit genauer beobachtet werden, als im Trauerspiel. Sieht man blos auf die Menge der Züge, die eine komische Person charakterisiren, so kann man sagen, die Komödie ist eine übertriebene Nachahmung. Denn in der That ist es nicht wahrscheinlich, daß einem einzigen Manne, an Einem Tage, so viel Züge von Geiz entwischen sollten, als Moliere im Harpagon vereinigt hat. Allein diese Uebertreibung verträgt sich gleichwohl mit der Wahrscheinlichkeit, wenn diese Züge durch künstlich angelegte Situationen natür-

lich herbey geführt werden. Die Intrigue des L. beruht nicht auf einer der Strenge nach möglichen Verbindung von Vorfällen, sondern auf einer natürlichen Folge gewöhnlicher Zufälle. — Kurze Geschichte des komischen Theaters unter allen Nationen, in der sich viel berichtigen ließe, wenn hier der Ort dazu wäre. — Es giebt nach unserm Verf. drey Gattungen des Komischen, die durch den verschiedenen Zweck des L. bestimmt werden. „Es schildert entweder Thorheiten und Laster, die es verächtlich zu machen sucht, wie das Trauerspiel Verbrechen hassenswerth schildert — dieß giebt das Komische der Charaktere: oder es macht die Menschen zum Spiele der Vorfälle — dieß giebt das Komische der Situationen: oder es stellt gewöhnliche Tugenden mit Zügen dar, die sie liebenswürdig, oder in Gefahren und Unglücksfällen, die sie interessant machen — dieß giebt das rührende Komische.“ Das letztere kann man wohl nur sehr abusivisch eine komische Gattung nennen. Mit Recht behauptet M., man müsse die Sitten des Jahrhunderts nur schlecht studirt haben, wenn man glauben könne, daß kein neuer Charakter mehr für den komischen Dichter übrig wäre. Ist die Heucheley in der Tugend schwerer zu entlarven, als die Heucheley in der Religion? Ist der Menschenfeind par air weniger lächerlich, als der Menschenfeind aus Grundsätzen? Dazu kömmt noch der Mistrauische,*) der

*) Cronegks Versuch macht einen zweyten nicht überflüßig.

der Hoffreund, der kleine große Herr *) (le petit seigneur) und eine Menge anderer. Eine reiche Aernte für Dichter, die Muth und Talent haben! Die Politesse wirft einen Schleyer über Thorheiten und Laster; allein das ist nur eine leichte Drapperie, durch welche das scharfe Auge des großen Meisters immer noch nach dem Nakten zeichnen kann. — Die französische Sprache drückt die verschiedenen Gattungen des Komischen durch eigne, bestimmte Wörter aus, die uns zum Theil noch fehlen. In theoretischen Schriften unterscheidet man lächerlich, belachenswerth und verlachenswerth: allein dieser Unterschied wird im gemeinen Leben nicht beobachtet. Folgende Distinctionen unsers Verf. sind daher schwerlich richtig ins Deutsche überzutragen. Tout ce qui est risible n'est pas ridicule; tout ce qui est plaisant n'est pas comique; tout ce qui est comique n'est pas plaisant. Une mal-adresse est risible; une prétention manquée est ridicule; une situation qui expose le vice au mépris est comique; un bon mot est plaisant. — Was M. den komischen Dichtern seiner Nation vorwirft, kann man dem größten Theil der unsrigen mit eben dem Rechte vorwerfen. Sie haben sich im Dialog eben so sehr von dem wahren Weg der Natur

*) Ueber dieses Sujet liegt ein vortrefliches Stück in dem Pulte eines unserer besten dramatischen Dichter.

entfernt. Die Gutmüthigkeit, mit der das Publicum Tiraden, Gemälde, lange Schilderungen beklatscht, hat die Scenen unserer Lustspiele zu Gallerien von bunten Bilderchen gemacht. Nirgends ist man mit sogenannten Portraiten freygebiger, als im L. und nirgend sollte man sparsamer damit seyn. Ein Liebhaber nennt seine Geliebte aus Verdruß eine Kokette, sie antwortet durch eine Definition der Koketterie. Die Antworten treffen meistens nur die Worte, selten die Sache: eine herrliche Erfindung eine müßige Scene nach Belieben auszuspinnen. Das Gespräch hat oft eine Viertelstunde gedauert, und die Handlung ist nicht um Einen Schritt vorwärts gerückt. Eine Replike, die sich auf den Ausdruck des Andern bezieht, kann bisweilen wohl komisch seyn, nur muß sie zugleich immer die Sache mit treffen. — Gegen das Possenspiel (Farce) eifert M. sehr. In vielen Stücken hat er Recht, im Ganzen aber ist sein Räsonnement doch zu einseitig. Freylich, wenn alle Possenspiele seiner Definition entsprächen (Espèce de comique grossier, où tous les règles de la bienséance, de la vraisemblance, et du bon sens sont également violées. L'Absurde et l'obscène sont à la Farce, ce que le ridicule est à la Comedie) so wären sie ohne Gnade zu verwerfen: allein diese Definition ist so falsch, als möglich, und es giebt auf den Theatern aller cultivirten Nationen, Beyspiele von Farcen, die der Mann von Geist und Geschmack, ohne mit sich selbst im Widerspruch zu seyn, so gut mit Vergnügen sehen,

hen und belachen kann, als das feinste Lustspiel. —

Lyrische Poesie. Es ist wahr, die griechischen lyrischen Dichter sangen ihre Oden: wir thun es nicht: unsere Dichter reden von Accorden und Saiten und haben keine Leyer: daraus aber folgt nicht, daß die Ode der Neuern eine „frivole Nachahmung“ der Griechen sey. Unsere Oden sind nicht lyrisch, aber darum nicht minder vortrefliche Gedichte. — Eine kurze Geschichte der lyrischen Poesie. — Unserm Gleim wiederfährt alle Gerechtigkeit: allein seine Kriegslieder gehören auch vorzüglich unter die Klasse von Gedichten, die in Uebersetzungen am wenigsten verlieren. Lyrische Dichter aber muß man durchaus in der Originalsprache lesen, um sie richtig zu beurtheilen. Die lyrische Poesie ist gerade der glänzendste Theil unserer schönen Litteratur, und unser Verf. hat Geschmack und Wahrheitsliebe genug, daß er dieß gewiß fühlen und gestehen würde, wenn er unsere besten Dichter dieser Gattung in ihrer Sprache lesen könnte. — Von der französischen Ode heißt es: „sie hat Pomp, Colorit, Harmonie: allein ihr Gang ist träge, ohne Feuer und Leidenschaft. Unsere lyrischen Dichter sind nie von einem wahren Enthusiasmus beseelt worden. Malherbe, Racan, Rousseau selbst strebten nur nach Eleganz, Wohlklang und schönen Blümchen, und redeten fast niemals zum Herzen. Die Schönheit ihrer Oden ist eine frostige Schönheit, und man liest sie, wie sie gemacht worden, d. h. ohne Rührung.“ Sonst enthält

dieser Artikel noch manche gute Anmerkung und richtige Beurtheilungen französischer Odendichter, in der Theorie aber nichts, was nicht schon von deutschen Kunstrichtern gründlicher aus einander gesetzt worden wäre. — Hymne. Kurz und seicht. Wann wird man einsehen lernen, daß nur der eigentliche Hymnus dem allgemeinen Gesange beym öffentlichen Gottesdienst angemessen ist? Nur die Gewohnheit von Jugend auf kann das Absingen frostiger dogmatischer Reime, ohne Empfindung, Geist und Schwung, erträglich machen. — Dithyrambe. Die Römer selbst, ob sie gleich mit den Griechen Eine Religion hatten, achteten dennoch die Bacchische Wuth nicht hoch genug, die Nachahmung davon zu schätzen; und von allen Gattungen der Poesie war der Dithyrambe die einzige, die sie nicht nachahmten. Desto mehr haben sich die neuern Italiener, deren gaukelnde, äffische Imagination alles versuchen wollte, damit zu schaffen gemacht, und bilden sich ein, in dieser Gattung zu excelliren. Allein, was sie hierin geleistet haben, war eben so leicht, als es uninteressant ist. Sicher gleicht nichts der Trunkenheit mehr, als der Chor der Bacchanten in dem Orpheus des Politiano; allein was für ein armseliges Verdienst ist es, in Versen zu sagen: Ich will trinken! Wer will trinken? Ich wanke, ich will schlafen u. s. w. Wahrheit und Aehnlichkeit sind nicht Zweck, sondern Mittel der Nachahmung, und entspringt für den Geist oder das Herz kein Vergnügen daraus, so ist sie ein abgeschmacktes Spielwerk, verlorne Zeit und Mühe.

Villa-

Willamovs Dithyramben verdienen zwar vor den Versuchen der Italiener und ältern französischen Dichter bey weitem den Vorzug: allein so großes Aufsehen sie anfangs machten, so bald wurden sie wieder vergessen; und dießmal kann man in der That die Gleichgültigkeit des Publikums nicht Ungerechtigkeit nennen. — Baudeville, eine Gattung des Lieds. Sein Charakter ist, die Sitten zu tadeln, ohne die Personen anzugreifen. — Die Romanze ist bey den Franzosen gewöhnlich die Erzählung einer verliebten Begebenheit, ihr Charakter Naivität und Empfindung. — Brunette. ein Liebeslied von keinem auszeichnenden Charakter. —

Oper. Zwey Gattungen, die wunderbare und die natürliche. Das Eigenthümliche der Epopée besteht darin, daß sie die Scene des Trauerspiels in die Phantasie des Lesers versetzt. Hier benutzt sie den Umfang ihres Schauplatzes, macht ihre Gemälde größer und mannichfaltiger, verbreitet sich in das Gefild der Erdichtung, und setzt nach Gefallen alle Triebfedern des Wunderbaren in Bewegung. In der Oper hingegen ist die dramatische Muse auf die Vortheile der epischen Muse, die sie vor ihr voraus hat, eifersüchtig und versucht es gleichen Schritt mit ihr zu halten, oder vielmehr sie zu übertreffen, indem sie das, was jene in der Erzählung nur durch Ideen malt, den Augen wirklich vorzulegen sucht. So nimmt sie die Musik, den Tanz, die Malerey zu Hülfe, und zeigt uns die Wunder wirklich, die ihre Nebenbuhlerinn nur erzählte. In dieser Composition ist alles Erdichtung,

aber alles stimmt zusammen, und diese Zusammenstimmung macht ihre Wahrheit aus. Die Musik macht das Wunderbare reizend, und das Wunderbare die Musik wahrscheinlich. Das zweyte System ist das System des Apostolo Zeno und Metastasio, das der Verf. noch tragischer und stärker findet, als die Tragödie selbst. (In dem äußern Pomp der Decoration, Gesticulation, und der Sprache — aber wahrlich nicht in den Wirkungen.) M. sucht die Vorzüge des ersten Systems ins Licht zu setzen. So partheyisch dieses ganze Verfahren scheinen mag, da er, wie bekannt, selbst in dieser Gattung gearbeitet hat, so glauben wir doch, daß seine Gründe seine Behauptungen hinlänglich rechtfertigen. Metastasio bildete sich ein, dadurch daß er die Oper der Tragödie in einigen Stücken näher brachte, und das Wunderbare verbannte, sie zugleich der Natur näher zu bringen; allein er irrte sich sehr. Der Erfolg zeigte genau das Gegentheil. Ein Schauspiel, in dem alles außer oder über der Natur ist, kann dem ohngeachtet zusammenstimmende Verhältnisse, eine gewisse Einheit und Wahrscheinlichkeit haben, allein durchaus kein Schauspiel, von dem einige Theile der Natur gemäß, andere ihr zuwider sind. Die Opern des italienischen Dichters sind bey der Aufführung weiter nichts als ein angenehmes Concert, und bey der Lectüre nichts als kalte Trauerspiele, in denen aber einzelne schöne Scenen und eine Menge meisterhafter Lieder und Arien vorkommen. So modificiren wir, nach weiterm Nachdenken, was

wir

wir bey Gelegenheit der Anzeige von Hillers Schrift über den Metastasio gesagt haben. —

Es hat mehrere Kunstrichter und darunter einige vom ersten Range gegeben, die dem didaktischen Gedicht den Namen eines Gedichts geradezu absprachen. Ob sie ganz Recht haben? Allerdings ist der Hauptzweck der Poesie Vergnügen, und der Dichter, der den Unterricht zu seinem Hauptziel macht, verkennt das Wesen der Poesie und hört auf Dichter zu seyn. Allein Vergnügen und Unterricht schliessen einander nicht geradezu aus, und der letztere läßt sich also doch wenigstens in so fern mit der Poesie verbinden, als er ihr in Beförderung ihres Hauptzwecks nicht hinderlich ist. Unser Verf. vertheidigt das Lehrgedicht gleichfalls. Er behauptet mit einigen unserer besten Kunstrichter, daß die Fiction nicht allein das wesentliche Merkmal der Poesie ausmache. La Poesie, sagt er, est l'art de peindre à l'esprit. Ou la Poesie peint les objets sensibles, ou elle peint l'ame elle-même, ou elle peint les idées abstraites qu'elle revêt de forme et de couleur. Ce dernier cas est le seul, où la Poesie soit obligée de feindre; dans les deux autres elle ne fait qu'imiter. Ce principe incontestable une fois établi, tout discours en vers qui peint, mérite le nom de Poëme. Und von dem beschreibenden Gedicht heißt es eben so richtig: Décrire pour décrire, sans objet, sans dessein; genre moderne, mauvais gen-

re. Jl faut l'aſſocier à l'épique ou au didactique.

Die Epiſtel hat keinen beſtimmten Styl, ſie nimmt den Ton ihres Sujets an, und erhebt ſich und läßt ſich herab, wie der Charakter der Perſonen, von denen, und an welche ſie geſchrieben worden, erfordert. Jn der philoſophiſchen Epiſtel iſt Richtigkeit und Gründlichkeit des Räſonnements unentbehrlich. Es iſt für die Dichter ein gefährliches, und für die Dichtkunſt ein ſchmähendes Vorurtheil, zu glauben, daß ſie weder eine ſtrenge Wahrheit, noch eine methodiſche Entwickelung der Jdeen erfodere. (Es verſteht ſich, daß hier nicht von mathematiſcher Methode die Rede iſt.) Selbſt die Ausſchweifungen der ächten Begeiſterung ſind, genau betrachtet, nichts anders, als der regelmäßige Gang der Empfindung und des Verſtandes. Noch augenſcheinlicher iſt es, daß man in der philoſophiſchen Epiſtel die Jdeen muß zuſammendrängen können, ohne daß eine Lücke entſtehn darf, und ſie auf das ſtrengſte prüfen, ohne eine Legirung von Jrrthum zu finden. Ein Trugſchluß in einen glänzenden Ausdruck gekleidet, iſt nichts anders, als eine gut gemalte und ſchlecht gezeichnete Figur. Behaupten, die Poeſie könne einer philoſophiſchen Genauigkeit entbehren, heißt nichts anders als behaupten, die Malerey könne die Richtigkeit in der Zeichnung entbehren. —

Die Satire läßt ſich in die politiſche und moraliſche eintheilen. Die erſte kann in Freyſtaaten ſehr nützlich werden, und doch waren die Athenien-

ſer

ser die einzigen, welche die Klugheit hatten, dieß einzusehn. Beide Gattungen kann man wieder in die allgemeine und persönliche eintheilen. Die von der ersten Art ist sehr unschuldig und erlaubt, und zu allen Zeiten im Gange gewesen. (Ob die persönliche Satire in allen Fällen schlechterdings verdammt werden kann?) Von Boileau sagt der Verf. sehr wahr: Sein Verstand war richtig und scharf, allein seine Seele kalt und steif. Die Satire aber erfordert unter allen Gattungen der Poesie das meiste Feuer. Durch Studium hatte er sich alle Talente erworben, die man ohne Empfindsamkeit und Phantasie besitzen kann. Allein diese beiden Elemente des Genies fehlten ihm, und es ist sehr wahr, was ein edler Mann sagt: „große Gedanken kommen nur aus dem Herzen." Ein viel größerer Mann war unser Rabener, dem ohnstreitig nach Swift der erste Rang gebührt. Es war natürlich, daß nach einem Dichter dieser Art, von so viel umfassendem Geiste, die Satire unter uns eine Zeitlang ruhen mußte. Er hatte die merkwürdigsten Süjets hinweggenommen. Doch nunmehr hat das Feld lange genug brach gelegen. Ein zweyter Rabener für das Ende dieses Jahrhunderts, welchen Nutzen könnte er stiften! Welch eine Gallerie voll leerer Rahmen, deren jeder ein großes Gemälde fassen könnte! —

Die Erzählung verhält sich zum Lustspiel, wie die Epopöe zum Trauerspiel: doch nur im Kleinen. Der Grund? Da die komische Handlung an und für sich von geringerer Wichtigkeit und einem min-

der anziehenden Interesse ist, als die tragische Handlung, so kann sie auch, in einer simpeln Erzählung vorgetragen, nicht so lange fesseln. Große Dinge scheinen uns würdig, weitläuftig vorbereitet und mit langer Ungeduld erwartet zu werden: gewöhnliche Dinge hingegen würden die Aufmerksamkeit des Lesers bald ermüden, wenn sie, statt seine Neugierde durch kleine Erwartungen zu reizen, dieselbe durch lange Episoden zurückstoßen wollten. Ueberdieß ist eine komische Handlung nur selten reich genug an Details und Zwischenfällen, die Stoff zu ausführlichen Begebenheiten und langen Scenen hergeben könnten.

Das Interesse der Erzählung beruht entweder auf einem Zug von Witz, Laune, Satire, Naivität u. d. g. — in diesem Falle muß man so schnell als möglich zum Ziel eilen — oder das Interesse der Erzählung beruht auf dem Knoten und der Entwicklung einer komischen Handlung; dann hängt die geringere oder größere Ausdehnung, deren sie fähig ist, von den erforderlichen Details ab. Die Regeln sind hier dieselben, wie in der Epopöe. Der Erzähler muß beschreiben und malen, und den Augen des Geistes den Ort der Scene, die Pantomime und das Gemälde der Handlung vergegenwärtigen. Doch darf er in diesen Details nur bey solchen verweilen, welche die Wahrscheinlichkeit erheben, und die Sitten schildern. Eben so, wie in der Epopöe macht er die Person des Zuschauers, und mischt seine Betrachtungen und Empfindungen unter die Erzählung der Begebenheiten. Nur muß das, was

er

er von dem Seinigen hinzufügt, natürlich, sinnreich und anziehend seyn. Aber auch so würde die Erzählung schleppend werden, wenn die Betrachtungen zu lang oder zu häufig wären. Der anziehendste Theil der Erzählung sind die dialogirten Scenen. Die Einheit der Handlung braucht nicht ganz so streng beobachtet zu werden, als im Lustspiel: doch müssen die verschiedenen kurzen Episoden eine gemeinschaftliche Tendenz haben, und in Einem Punkte zusammenlaufen. —

Die Ekloge ist eine Nachahmung der ländlichen Sitten in ihrer reizenden Simplicität. Man kann die Hirten in drey Zuständen betrachten. Entweder so, wie man glaubt, daß sie im Ueberfluß und der Gleichheit des ersten Weltalters gewesen sind. Oder so, wie sie worden sind, nachdem List und Gewalt den Unterschied der Stände hervor gebracht haben, wo sie zu ekelhaften und mühseligen Arbeiten verdammt sind. Oder endlich so, wie sie zwar niemals gewesen, aber doch hätten werden können, wenn es ihnen möglich gewesen wäre, ihre Muße und Unschuld lange genug zu erhalten, um sich zu cultiviren, ohne schlimmer zu werden, und ihre Ideen zu vermehren, ohne ihre Bedürfnisse zu vervielfältigen. Der erste von diesen drey Zuständen ist wahrscheinlich, der zweyte wirklich, der dritte möglich. Der Zweck der Schäferpoesie besteht, unserm Verf. zu Folge, darin, den Menschen den glücklichsten Zustand zu schildern, den sie hätten genießen können, und sie desselben wenigstens in der Phantasie durch den Zauber der Illusion

theil-

theilhaftig zu machen. Er spricht von einer Ekloge, die ihre Schilderungen der gegenwärtigen Lage der Sachen und Menschen, mit Einem Worte der wahren Natur näher bringen könnte. Wahrscheinlich ist ihm von den Versuchen einiger neuern deutschen Dichter in dieser Manier nichts bekannt worden. Schwerlich dürfte ihre Ausführung seinen Ideen entsprochen haben. Indeß mögen wir ihnen ihre Art von Verdienst nicht streitig machen. Einer von diesen Dichtern wenigstens hätte uns vortrefliche Gedichte liefern können, wenn er nicht aus Originalitätssucht mehr dem großen Haufen, der nur nach auffallenden Neuigkeiten lüstern ist, als dem kleinen Häufchen der Kenner hätte gefallen wollen, die in der Dichtkunst keine Natur ohne Schönheit dulden, und behaupten, daß zwar alles, was gefallen wolle, natürlich seyn, nicht aber alles, was natürlich ist, gefallen müsse; daß aus der Poesie, wie aus der Malerey, durchaus alles Ekelhafte verbannt bleiben müsse; daß aber auch die Details selbst des bäuerischen Lebens nie ekelhaft oder uninteressant seyn würden, wenn man sie nur mit Geschmack und Ueberlegung auszuwählen verstünde. —

Das Schäferspiel kann rührend, aber nicht komisch seyn. Selbst die Einfalt und Unwissenheit der Hirten wird nicht lächerlich, weil sie natürlich und naiv ist, und nicht mit thörigten Ansprüchen contrastirt. Amint und der treue Schäfer, die alle Reize der Poesie, und das glänzendste Colorit haben, beweisen dennoch, daß diese Gattung nicht theatralisch genug ist, die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu

zu fesseln. Es fehlt ihr an Wärme, welche die Seele der dramatischen Poesie ist. Mit allem Genie konnte unser Geßner dennoch in dieser Gattung, so viel Verbesserungen sie unter seinen Händen erhielt, nichts hervorbringen, das seinen übrigen Schäfergedichten an Werth beykäme. —

Elegie. Der Verf. bedauert, daß diese Dichtungsart, die in ihrer rührenden und edlen Einfalt alles, was die Poesie reizendes habe, Imagination und Empfindung vereinige, von den Neuern so sehr vernachläßigt worden. Dieß gilt höchstens von den Franzosen, die nur einige wenige gute Elegien von Voltaire, Parny u. s. w. besitzen. Die übrigen Nationen haben mehrere Dichter und mehrere gute und vortrefliche Gedichte in dieser Gattung: vorzüglich die Engländer und Deutschen. Der Verf. theilt die Elegie in drey Gattungen, die leidenschaftliche, zärtliche und graziöse. Diese Eintheilung ist nicht aus der Natur der Sache geschöpft, und verbreitet nicht das mindeste Licht über das Wesen der Elegie. Besser sind die Bemerkungen über die alten römischen Elegiker, deren charakteristische Verschiedenheit der Verf. gut gefaßt und ins Licht gesetzt hat. —

Fabel. Der Verf. hält sich fast blos bey dem Vortrag der Fabel auf, und zwar auch nur bey dem Vortrag in Lafontaines Manier, den er mit la Motte vergleicht. Er macht hier manche gute Bemerkung, die auch deutsche Fabeldichter brauchen können. Die Feinheit des Styls besteht darin, sich errathen zu lassen; die Naivität, alles zu

sagen,

sagen, was man denkt. Lafontaine z. B. beschließt die dritte Fabel seines siebenten Bandes mit den Worten:

> Qui dèsignai-je, à votre avis,
> Par ce Rat si peu secourable?
> Un moine? non, mais un dervis.

Hier würde er abgebrochen haben, wenn er hätte fein seyn wollen. Allein er wollte, oder vielmehr, er war naiv, und setzte also hinzu:

> Je suppose qu'un Moine est toûjours charitable.

Sinngedicht. Ein wesentliches Verdienst fast aller Gedichte besteht darin, der Seele des Lesers das Vergnügen der Ueberraschung zu verschaffen. Zu diesem Zweck muß die Neugierde rege gemacht, und desto mehr gespannt und länger hingehalten werden, je interessanter der Gegenstand ist. In dem Epigramm erstreckt sich die Neugierde nicht weiter, als zu erfahren, worauf die Erzählung eines simpeln Factums, oder die Ausbildung Eines Gedankens oder Einer Empfindung abzweckt; es ist also seiner Natur nach das kleinste aller Gedichte. — Es verdient bemerkt zu werden, daß gerade diejenige Nation, der von jeher von allen ihren Nachbarn Witz ganz abgesprochen, oder doch in sehr geringer Quantität zugestanden worden, die meisten und vortreflichsten Sinngedichte aufzuweisen hat. Nicht blos in Rücksicht auf Zahl, sondern auch auf innern Gehalt, besitzen wir in diesem Fache allein so viel, als die übrigen alten und neuen Nationen zusammen genommen. — — —

Noch

Noch wären die rhetorischen Artikel zurück; allein wir haben uns schon zu lange bey diesem Buche verweilt, und fürchten den Raum für die Anzeige anderer, den meisten Lesern vielleicht interessanterer Schriften zu sehr zu beengen. Doch behalten wir uns vor, von dem angehängten Versuch über die Romane, von der moralischen Seite betrachtet, bey Gelegenheit noch besonders zu reden.

IV.

Göthe's Schriften. Bey Göschen. (Fortsetzung der im ersten Stück des 38sten Bandes abgebrochenen Recension.)

Wir sehen wohl, daß wir unsre Beurtheilung nicht durch häufige Anmerkungen von dieser Länge unterbrechen dürfen, ohne den Dichter ganz aus dem Gesicht zu verlieren. Wir kehren zum Egmont zurück.

Egmonts Gefangennehmung und Tod ist der Inhalt dieses Stücks. Es kann wohl nicht die Absicht des Dichters gewesen seyn, uns blos den Charakter eines Mannes, wie Egmont war, darzustellen, da vielmehr sein Charakter die hauptsächlichste Triebfeder der Handlungen in diesem Trauerspiel ist, und der Dichter denselben nur darum mit so vieler Sorgfalt entwickelt hat, um die Begeben-

heiten selbst desto natürlicher aus demselben entspringen zu lassen. Der Dichter, dessen Absicht auf Darstellung eines Charakters geht, muß, unserm Gefühl nach, diese Darstellung entweder mit dem Augenblick endigen, wo sich eine gänzliche Veränderung in diesem Charakter ereignet, oder in demjenigen, in welchem die gänzliche Unmöglichkeit einer solchen Veränderung sichtbar geworden ist. Jede andre Auflösung dünkt uns den Theilen des Ganzen fremdartig, und weder der Absicht des Dichters noch den Mitteln, die er anwendet, um sie zu erreichen, analog. Der Tod ist freylich die Auflösung aller Dinge und er hat manchem Schauspieldichter die Verlegenheit gehoben, in welcher er sich beym fünften Aufzug seiner Tragödie befand. Aber in dem gegenwärtigen Fall, in dem Fall, daß dieses Stück nur eine Reihe von Scenen wäre, die den Charakter Egmonts entwickeln sollte, und daß diese Scenen nur durch die Einheit dieses Charakters zusammenhingen, so daß die Begebenheiten, weit entfernt die Hauptsache zu seyn, nur darum erfunden wären, weil nun doch einmal jeder Mensch in gewissen Umständen lebt; in einem solchen Stück scheint uns die Auflösung durch den Tod des Helden unschicklich und unerwartet. *)

Aber

*) Unsere Leser werden die Beziehungen dieser und einiger der folgenden Anmerkungen besser einsehn, wenn sie sich der Recension von Egmont in der Allg. Litt. Zeit. 1788. Nr. 227. a b erinnern wollen. Wir stimmen in mehrern Urtheilen mit dem Verf. derselben

Aber wie? könnte man uns einwenden, wenn es nun die Absicht des Dichters gewesen wäre, zu zeigen, wie ein Mann von Egmonts Charakter in den verschiedensten Situationen seines Lebens handelt, denkt und spricht? wie, wenn er uns nicht nur Egmont in der Mitte eines Volks das ihn anbetet, sondern auch in seinen Privatverhältnissen, in den Armen seiner Geliebten, in dem Cabinet, als Politiker und Rath der Großen, und endlich in den letzten und entscheidenden Augenblicken seines Lebens hätte schildern wollen? Wir sind weit entfernt die Möglichkeit eines solchen Schauspiels zu läugnen; aber wir würden dann gestehen müssen, daß der Verf. in Egmonts Charakter eine unglückliche Wahl getroffen hätte. Aber —

Wenn wir dieses Trauerspiel als bloße Darstellung des Charakters des Grafen ansehn, so finden wir zwar eine Menge Scenen, Situationen und einzelner Züge, die dieser Absicht auf das vollkommenste entsprechen, und zu keinem andern Zweck angebracht scheinen, als diesen Charakter recht zu ründen und hervor treten zu lassen; aber auf der andern Seite finden wir dann wiederum so viel müßiges und zweckloses, welches wir unter keinen bestimmten Gesichtspunkt zu stellen vermögen. Aber dieß ist es nicht allein. Eg-

selben vollkommen überein, in welchem wir den vortreflichen Geschichtschreiber des Abfalls der Niederlande zu erkennen glauben. Nur scheint uns der Gesichtspunkt unrichtig angegeben, aus welchem es als ein Charakterstück betrachtet wird.

monts Charakter, getrennt von den Situationen, in denen er hier erscheint, würde nur ein sehr schwaches Interesse hervorzubringen im Stande seyn. Wir sehn ihn wenig handeln; aber einen Mann, den wir jetzo blos sehn, um ihn kennen zu lernen, wollen wir handeln sehn. Egmont ist oft schwach, oft unklug und unbesonnen. Diese Eigenschaften sind gemein und verzeihlich, aber sie sind nicht interessant, wenn sie nicht durch ihre Wirkungen wichtig werden. Die Gleichförmigkeit in seinem Charakter, die unglückliche Consequenz in seinen Handlungen würde uns ermüden, wenn sie nicht große und wichtige Folgen hätte.

Mit einem Wort: Der Dichter, welcher sich vornähme den Charakter Egmonts zu schildern, so wie er sich in mannichfaltigen Situationen entwickelt, dürfte leicht des einzigen Zwecks, den er haben könnte, des Zwecks, für seinen Helden zu interessiren, verfehlen. Nicht so, wenn er in diesen Charakter die Ursache einer wichtigen Begebenheit legt; wenn gerade jene Eigenschaften, jene oft unzeitige Fröhlichkeit, Unbesonnenheit und Unbefangenheit seinen Tod bereitet. Und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, schließen sich alle Theile dieses Stücks zu einem vollkommenen Ganzen zusammen. Da ist nichts müßiges, nichts zweckloses. Alles hängt auf das schönste zusammen; und die Scenen selbst, welche blos dazu erfunden scheinen, den Charakter Egmonts zu entwickeln, zeigen uns auch zu gleicher Zeit die Quellen künftiger Begebenheiten, den Keim wichtiger Eräugnisse.

Das

Das Interessante dieser Tragödie, oder das Tragische derselben liegt nunmehro darinne, daß der Graf voll Zuversicht auf seine Redlichkeit, fern von allem Mißtrauen oder Furcht, sich das Verderben selbst zubereitet, das ihn trift; daß der Zuschauer dieses sieht, er selbst aber es nicht ahndet; daß endlich das Verfahren gegen ihn einen Schein des Rechts, wenigstens in den Augen seiner Feinde hat, während er sich durch nichts als das Zeugniß seines Gewissens vollständig rechtfertigen kann.

Von dieser Seite betrachtet, scheint uns die Schwäche, der Leichtsinn, die Unbesonnenheit, welche der Dichter in den Charakter seines Helden gelegt hatte, vollkommen tadelsfrey, da es seine Absicht nicht war noch seyn konnte, für diesen Charakter, durch ihn selbst zu interessiren, sondern er nur in so fern unsere Theilnahme erregen wollte, als kleine Fehler hier auf eine Art bestraft werden, von der wir wohl wissen, daß sie mit denselben in ganz und gar keinem Verhältnisse stehn. Unser Mitleiden wird ja auch dann schon erregt, wenn der Unterschied zwischen Schuld und Strafe weit geringer als hier ist; wie viel mehr dann, wenn die Handlungen, welche bestraft werden, nur einem Theil der handelnden Personen strafwürdig, uns aber unschuldig, oder doch nur thöricht erscheinen. Dieß ist vollkommen der Fall in unserm Trauerspiele. Freylich sehen wir mit Verdruß und Mißvergnügen, daß Egmont seine Ohren vor Olivas Warnungen verschließt; daß er zu seinem Mädchen geht, „die sinnenden Runzeln von der Stirne wegzubaden:"

statt über Oraniens Rath nachzudenken. Aber dieser Verdruß entsteht doch weit mehr daher, daß, da wir von der eigentlichen Lage der Sachen vollkommen unterrichtet sind, da wir die Richtigkeit der Gründe kennen, welche Oliva und Oranien angeben, wir uns gern überreden möchten, sie müßten auf den arglosen Egmont eben den Eindruck machen, als auf uns, weil wir dieses um seines Besten willen so lebhaft wünschen. Aber dann müßte Egmont nicht der seyn, für den wir ihn kennen lernten, wenn er jetzo, in dieser Lage, diesen Gründen Gehör geben sollte. Und von wem kommen denn diese Gründe? Von Männern, in deren Adern auch kein Tropfen von Egmonts Humor fließt; die er so wenig, als sie ihn verstehn; von Männern, deren Grundsätze und Lebensart allzu weit von der seinigen entfernt ist, um daß er ihren Rath für etwas anders als Eigensinn halten sollte; von dem alten Oliva, den sein Alter und seine väterliche Liebe für den Grafen allzu sorgsam, allzu bedenklich machte, von dem trocknen finstern Oranien, der immer etwas geheimes vorzuhaben schien und also auch immer Geheimnisse bey andern suchte. Und worinne besteht endlich dieser Rath? Den ungewissen Ausbruch des Unglücks zu beschleunigen; den Bürgerkrieg zu entzünden, weil man Privatsicherheit suchte. „Dein Weigern, (sagte Egmont zu Oranien, in einer vortreflichen und höchst charakteristischen Rede,) ist das Signal, das die Provinzen mit einem mal zu den Waffen ruft, das jede Grausamkeit rechtfertigt, wozu Spanien von jeher

nur

nur allzu gern den Vorwand gehascht hat. Was wir lange mühselig gestillt haben, wirst du mit einem Wink zur schrecklichsten Verwirrung aufhetzen. Denk an die Städte, die Edeln, das Volk; an die Handlung, den Feldbau, die Gewerbe; und denke die Verwüstung, den Mord! — Ruhig sieht der Soldat wohl im Felde seinen Kameraden neben sich hinfallen; aber den Fluß herunter werden dir die Leichen der Bürger, der Kinder, der Jungfrauen entgegenschwimmen, daß du mit Entsetzen dastehst, und nicht mehr weißt, wessen Sache du vertheidigst; da die zu Grunde gehn, für deren Freyheit du die Waffen ergreifst. Und wie wird dir's seyn, wenn du dir still sagen mußt: Für meine Sicherheit ergriff ich sie."

Egmonts Leichtsinn, der oft in Unbesonnenheit ausartet, seine mit Tapferkeit und Herzensgüte verbundene Großmuth, welche ihm die Herzen der ganzen Nation gewonnen hatte, — dieser Charakter in diesen politischen Verhältnissen ist der Grund der Catastrophe. Leichtsinnig ist er bis zur Unbesonnenheit, und dabey offen, ohne die mindeste Zurückhaltung. Welche Zurückhaltung könnte man auch bey einem Manne vermuthen, der zu seinem Sekretär sagen kann: „Unter vielem Verhaßten ist mir das Schreiben das allerverhaßteste. Du machst meine Hand ja so gut nach; schreib' in meinem Namen." Der auf einen so scherzhaften Ton mit der Regentinn über Dinge spricht, die ihr höchst wichtig und ernsthaft sind, und nicht daran denkt, daß spanische argwöhnische Herzen eben

darum ein tiefes Geheimniß in seinem Betragen suchen, weil er gar keines zu haben scheint oder scheinen will; daß alle diese Ergießungen seiner Laune und Fröhlichkeit, diese unbesonnenen Scherze, die allenfalls in der Nähe noch unschuldig scheinen, von denen allenfalls Margaretha von Parma glaubt, daß sie keine Absicht haben, in der Entfernung, an dem mißtrauischen spanischen Hofe, das Ansehn von Uebermuth und Hochverrath bekommen müssen. Daß dort die ungemessene Liebe des Volks, deren er genießt, die Fastnachtskurzweil seiner Bedienten, sein Name Egmont selbst, durch den er erloschne Rechte geltend zu machen scheint, zum Verbrechen angeschrieben wird; und dieses um desto mehr in der gegenwärtigen Crise der Niederlande, bey dieser allgemeinen Gährung des gereizten, durch Eingriffe in seine Rechte beleidigten, durch die neue freyere Religion belebten Volks? und, was von allen diesem das Wichtigste ist, da man die Ausbreitung dieser neuen, in Spanien verhaßten Religion, größtentheils auf Egmonts Rechnung, auf seine Toleranz oder Indifferentismus schrieb; und also zu gleicher Zeit alle die Gräuel und Verbrechen auf ihn schob, die der zügellose und fanatische Pöbel gegen den alten Glauben verübt hatte.

Da in diesem Charakter und diesen politischen Umständen der Saame so reichlich ausgestreut war, aus welchem das Verderben des Grafen erwachsen mußte, so hielt es der Dichter nicht nur für erlaubt, sondern selbst für nothwendig, manches zu übergehn, was die Geschichte ihm darbot, auch wohl

wohl manchen Umstand zu verändern, um die schöne Einheit in dem Gange der Begebenheiten nicht zu stören. Auch hier zeigt sich der weise Dichter, welcher die Grenze seiner Kunst und der Geschichte kennt; die Grenze, welche Aristoteles auf die Weise bestimmt, daß der Geschichtschreiber die Begebenheiten darstelle, wie sie wären, der Dichter, so wie sie seyn sollten. Allerdings finden wir in der Geschichte des Grafen noch manchen zufälligen Umstand, welcher sein Verderben beschleunigte, manchen, der an sich betrachtet einer poetischen Behandlung fähig gewesen wäre, und den eben darum der Dichter von niedrigerm Rang mit Begierde ergriffen haben würde, sollte er auch gleich nicht zu den übrigen Theilen seines Gemäldes gepaßt haben. Aber jeder zufällige Umstand trennt die Fugen eines wahren poetischen Ganzen, in welchem dem menschlichen Verstande alles eben so genau und nothwendig zusammenhängend erscheinen muß, als das Ganze der Weltbegebenheiten dem göttlichen Auge erscheint.

Die Catastrophe wird von dem ersten Auftritt an mit ungemeiner Kunst vorbereitet. Wir werden sogleich in der ersten Scene in den Gesichtspunkt gesetzt, aus welchem wir den ganzen Zustand und die ganze Lage der Sachen zwar noch etwas verwickelt und wie in einem Nebel übersehn; aber dieser Nebel zerstreut sich bey jedem Schritte, den wir vorwärts thun, und bey jedem Versuch, den der Dichter macht, uns dieselben Sachen von den verschiedensten Seiten zu zeigen. Der ganze erste Auf-

zug ist dieser Absicht gewidmet. In ihm sollen wir die politische Lage der Niederlande, in so ferne sie mit dem Grafen zusammen hängt, und den Charakter desselben, in so ferne er seinen Untergang zu bereiten beyträgt, kennen lernen. Wir bekommen den Grafen in diesem Aufzuge nicht zu sehn; und sein Charakter wird uns nur durch die Augen und das Urtheil Anderer bekannt. Dieses Urtheil kömmt von zwey ganz verschiedenen Seiten. In der ersten Scene, welche ein Muster lebhafter Darstellung und feurigen Dialogs genannt werden kann, ist es die Stimme des Volks, welche über Egmont entscheidet; in der zweyten ist es die Regentinn, welche den Liebling des Volks in einem ganz andern Lichte sehn und ihn auf eine ganz andre Weise beurtheilen muß. Wir fangen an uns ein Bild von seinem Charakter zu entwerfen, in welchem wir über gewisse Züge keinen Zweifel mehr hegen; andre wünschen wir vereinigen zu können; und so entsteht die Begierde, den Mann selbst kennen zu lernen, von dem wir schon so vieles wissen. Zugleich werden unsre Blicke auf die Zukunft gerichtet. Die Aeusserungen der Statthalterinn werfen den Saamen der Furcht in unser Herz, welcher zugleich mit dem Saamen der Hoffnung aufkeimen soll, welchen die Aeußerungen des Volks in dasselbe gestreut hatten.

Diese beiden Empfindungen laufen durch die Hälfte des Stücks parallel und wachsen im gleichen Maas. Erst von dem vierten Aufzug an stirbt die Hoffnung allmählig ab, und die Furcht gewinnt die Oberhand. Eben das Volk, das wir im Anfang

so

so voll Eifer für seine Freyheit, so voll enthusiastischer Liebe für Egmont sahn, dasselbe Volk erscheint im Anfang des vierten Akts niedergeschlagen und der Entschlüsse vergessen, die es kurz vorher für die Erhaltung seiner Freyheiten und Privilegien gefaßt hatte. So recht wie das Volk allenthalben ist, wenn ihm ein plötzlicher Schrecken eingejagt worden, nicht für sich zitternd, nicht mehr an seine Wohlthäter denkend, hört es die Prophezeihungen von Egmonts Schicksal aus Vansens Munde an, ohne für den bewunderten und geliebten Grafen etwas anders zu thun, als es nicht glauben zu wollen. Egmont, der ihren Augen so unschuldig erscheint, den Ritter des goldnen Vließes, den können Spanier nicht richten.

Mit Fleiß hat der Dichter diesen letzten Punkt mehrmalen berührt. Die Rechte eines Ritters vom goldnen Vließ sind es, die den sinkenden Muth Egmonts noch im Gefängnisse stützen, und der letzte Faden, an welchen seine Hoffnung hängt. Wie weislich der Dichter von diesen Fäden einen nach dem andern zerschneidet und uns so langsam der Gewißheit von Egmonts Schicksal entgegen führt, wird jeder denkende Leser mit Vergnügen bemerken. Auf den Beystand des Volks, das wir so enthusiastisch für den Grafen eingenommen sahen, rechnen wir am längsten, und der Dichter hat also die meiste Mühe darauf wenden müssen, auch den letzten Funken von Hoffnung in dem Herzen der Zuschauer vollkommen auszulöschen. Vielleicht war es nur durch den plötzlichen Schlag betäubt; vielleicht be-

durfte es nur eines kühnen und entschloßnen Geistes, um seinen Muth zu entflammen. Nur dann erst würden wir auch von dieser Seite verzweifeln müssen, wenn sich ein solcher Anführer fände, und seine Stimme nicht mehr gehört würde.

Um dieses hervor zu bringen webte der Dichter Egmonts Liebe zu Klärchen ein. Wärmer und schwärmerischer kann man nicht geliebt werden, als der Graf von Klärchen geliebt wird. Ihre Liebe ging von der Bewunderung des Siegers bey Gravelingen und St. Quentin aus, und ihr Herz scheint die Achtung und Liebe, welche die ganze Nation gegen ihn hegt, alleine zusammen zu fassen. Dieser enthusiastischen Liebe opfert sie einen Jüngling auf, den sie ehrt und vormals liebte, dessen Leiden sie täglich vor Augen sieht und in dem Innersten ihres Herzens fühlt, ohne es über sich gewinnen zu können, ihm auch nur den kleinsten Antheil der Gunst zuzuwenden, die sie an Egmont verschwendet. Die Gefahr, in der sie ihren Geliebten sieht, giebt ihrer Seele eine Stärke, die sie zu jedem Unternehmen und zur Ertragung jeder Gefahr für die Rettung desselben stählt, und flößt ihr eine Beredsamkeit ein, der es nur bey solchen Zuhörern an Ueberredungskraft fehlen kann, in deren Herzen eine plötzliche Todesfurcht allen Willen und alle Kraft erstickt und die Reizbarkeit jeder Fiber getödtet hat. Sie erscheint in der Nacht, von ihrem ehemaligen Liebhaber begleitet auf dem Markt. „Komm mit Brakenburg, sagt sie, du mußt die Menschen nicht kennen; wir befreyen ihn gewiß. Denn

Denn was gleicht ihrer Liebe zu ihm? Jeder fühlt, ich schwöre es, die brennende Begier ihn zu retten, die Gefahr von einem kostbaren Leben abzuwenden; und dem Freysten die Freyheit wieder zu geben. Komm, es fehlt nur an der Stimme, die sie zusammenruft." Sie läßt ihren Mitbürgern diese Stimme hören, aber umsonst. Sie zittern, da sie ihnen den Namen des Grafen nennt. Sie entfliehn, um durch die flammende Beredsamkeit dieses Mädchens nicht entzündet zu werden. Klärchens Rede ist ein Meisterstück, die niemand ohne Bewunderung und Rührung lesen wird. Die Gründe mit denen sie zu der Rettung des Grafen auffordert sind nicht nur alle dem Gemüthszustande des Mädchens angemessen, die ohn Unterlaß den grossen, edeln, herrlichen Egmont denkt, sondern sie sind auch so gestellt, wie ihr Eifer, der immer höher und höher steigt, ihr Unwille, und zuletzt ihre Verzweiflung sie vorbringen mußte. In dem Wahn, daß sie jedem nur das zurufe, was er selbst sehnlichst wünsche, fordert sie zuerst zuversichtlich zu Egmonts Befreyung auf; und als sie sich in dieser Hoffnung betrogen sieht, bietet sie alles auf, in den Herzen ihrer Zuhörer den ehemaligen Enthusiasmus zu entflammen, indem sie ihnen ihre vergeßnen Empfindungen zurück ruft. „Wenn er von Gent kam, sagt sie, da hielten die Bewohner der Straßen sich glücklich, durch die er reiten mußte. Da hobt ihr eure Kinder auf der Thürschwelle in die Höhe und deutetet ihnen: Sieh, das ist Egmont, der größte da! Er ist's! Er ist's, von dem ihr

bessere

beßre Zeiten zu erwarten habt, als eure armen Väter lebten. Laßt eure Kinder euch nicht einst fragen: Wo ist er hin? Wo sind die Zeiten hin, die ihr versprachet?" Man hört sie mit Unempfindlichkeit und zitternder Furcht. Ihre Anstrengung steigt bis zur Verwirrung; die Gefahr wird jeden Augenblick größer und die Verzweiflung verwandelt ihre Weiblichkeit in männlichen Muth: „Ich habe nicht Arme noch Mark wie ihr; doch hab' ich, was euch allen fehlt, Muth und Verachtung der Gefahr. Könnt' euch mein Athem entzünden! könnt' ich an meinen Busen drückend euch erwärmen und beleben! Kommt! in eurer Mitte will ich gehn! Wie eine Fahne wehrlos ein edles Heer von Kriegern anführt, so soll mein Geist um eure Häupter flammen, und Liebe und Muth, das schwankende zerstreute Volk zu einem fürchterlichen Heere vereinigen."

Wir haben uns so lange bey dieser Scene aufgehalten, theils um ihrer eigenthümlichen Schönheiten willen, theils auch, weil sie die Rechtfertigung des Dichters enthält, daß er überhaupt diese Liebe, welche beym ersten Anblick dem Interesse der Haupthandlung schädlich scheint, in sein Stück eingeflochten hat. Wir glauben um desto weniger zu irren, oder dem Dichter etwas unterzuschieben, wenn wir annehmen, daß wo nicht die einzige, doch die hauptsächlichste Absicht desselben war, die letzte Hoffnung, welche der Zuschauer auf den Beystand der Bürger setzt, durch dieses Mittel gänzlich zu vernichten, da er selbst in dem Monolog Egmonts im Gefängniß darauf hindeutet, indem dieser sagt:

„Wird

„Wird nicht ein Volk sich sammeln und mit anschwellender Gewalt den alten Freund erretten? O! haltet Mauern, die ihr mich einschließt so vieler Geister wohlgemeintes Drängen nicht von mir ab; und welcher Muth aus meinen Augen sonst sich über sie ergoß, der kehre nun aus ihrem Herzen in meines wieder. O! ja sie rühren sich zu Tausenden! — Ach Klärchen, wärest du ein Mann, so säh' ich dich gewiß auch hier zuerst, und dankte dir, was einem Könige zu danken hart ist, Freyheit."

Die Schönheiten dieses Stücks sind so mannichfaltig, sie bieten einen so reichen Stoff zu Betrachtungen dar, daß wir fürchten müßten, allzu weitläuftig zu werden, wenn wir uns ihnen, so wie wir wünschten, überlassen wollten. Wir haben uns schon zu lange bey der Beurtheilung des Ganzen aufgehalten, um noch in das Detail einzelner Schönheiten hineinzugehn. Jenes schien uns der wichtigste und schwerste Theil, welcher schon darum die meiste Aufmerksamkeit verdient, weil er von den wenigsten unsrer Dichter hinlänglich in Betrachtung gezogen wird. Vielen unsrer besten dramatischen Stücke fehlt es nur an der Einheit des Plans und an dem nothwendigen Zusammenhange der Begebenheiten und Charaktere, um auf Vollkommenheit Anspruch zu machen. Schilderung der Empfindungen und Leidenschaften, einzelne glückliche Gedanken, ein geschmeidiger Dialog findet sich in mehrern, selbst in mittelmäßigen Stücken. Von ihnen bis zur Verfertigung eines vollendeten Werks ist noch ein weiter Schritt. Es sind dieses subalterne

Schön-

Schönheiten, ohne welche kein Dichter auf irgend einen Rang auf dem Parnaß rechnen darf. Daß sie Göthen nicht fehlen, und daß er sie mit jenen höhern Talenten verbindet, welche den wahrhaftig großen Dichter machen, ist längst aus seinen ältern Arbeiten bekannt. Auch in diesem Trauerspiel sind Meisterzüge aller Art, die wir geschmackvollen Lesern selbst aufzusuchen überlassen müssen, so wie sie die einzelnen Flecken — wohin wir zum Beyspiel einen gewissen Schwulst der Rede an manchen Stellen rechnen — leicht werden bemerken können. Nur noch einige Worte über den Schluß dieses Stücks.

Egmonts Abführung zum Tode macht den Beschluß desselben. Wir haben geschmackvolle und denkende Leser fragen hören: Ist dieser Ausgang beruhigend? ist es genug, daß wir hören Egmont soll hingerichtet werden, um uns die völlige Gewißheit von seinem Tode zu geben? Wird uns nicht immer noch eine gewisse Möglichkeit seiner Rettung übrig zu bleiben scheinen? und wenn auch keine moralische Möglichkeit, doch ein Deus ex machina, ein unvermutheter Succurs oder etwas dem ähnliches? Was ist der Hoffnung zu träumen verboten, oder wenn endigt sie, als nach dem tödtlichen Streiche? — Wir müssen gestehn, daß wir auf diese Fragen nichts befriedigendes zu antworten wüßten. So ungeschickt es auch immer von Seiten des dramatischen Dichters wäre, seinen Helden durch einen ungefähren und unerwarteten Vorfall retten zu lassen, so ist es doch nur allzu natürlich, daß in dem

dem Herzen der Zuschauer der Wunsch auch nach der unwahrscheinlichsten Rettung erwachen, und nicht anders vernichtet werden könne, als dadurch, daß er wirklich erfährt, Egmont sey todt. Und hätte der Dichter diese Gewißheit nicht auf die oder jene Weise geben können? Würde hier nicht vielleicht eine stumme Scene eine gute Wirkung gethan haben? Würden uns nicht einzelne über das Theater eilende Bürger, durch ihre Mienen und Ausrufungen, in denen sie den Verlust ihrer Freyheit und Egmonts Tod beklagten, auf eine ziemlich natürliche Art die Nachricht geben können, die zu der völligen Vollendung der Handlung zu gehören scheint?

Die Erscheinung des Traums in Klärchens Gestalt, diese sonderbare Vermischung des Wahren und Wunderbaren, ist schon von einem andern vortreflichen Kunstrichter mit allem Rechte getadelt worden. Wir müssen gestehn, daß sie uns in keine geringe Verwunderung gesetzt hat. Wie konnte der Dichter, der Schönheiten des Details der Vollkommenheit des Ganzen so oft und so glücklich aufgeopfert hat, es nicht über sich gewinnen, diese, alle Täuschung vernichtende Idee der Wahrscheinlichkeit aufzuopfern?

Bey der Beurtheiluug der übrigen Werke der Göthischen Muse werden wir uns an die Ordnung halten, in welcher sie in dieser Sammlung erschienen sind. Die Leiden des jungen Werthers nehmen den ersten Band ein.

Wir haben diesen Roman immer als die vollständigste Auflösung des Problems angesehn: Welche Umstände können sich vereinigen, um einen Menschen von herrlichen Talenten, geprüften Kräften, mannichfaltigen Hoffnungen, von dem Wege abzuleiten, den ihm das Schicksal vorgezeichnet zu haben scheint, und ihn auf einen Abweg zu führen, vor dem die Natur eines jeden Menschen zurückbebt.

So gemein auch immer der Selbstmord in unsern Tagen geworden seyn mag, so bleibt er immer eine Handlung, welche den Grundtrieben der menschlichen Natur gerade zuwider läuft. Er gehört also unter die außerordentlichen Begebenheiten. Der Dichter, der die Geschichte eines Selbstmörders schreibt, unternimmt daher einen Stoff zu bearbeiten, der unter allen, welche ein Romandichter wählen kann, vielleicht der schwierigste ist. Er hat es ganz mit dem Innern seines Helden zu thun. Er muß die Zustände des Geistes und Herzens desselben in einer ununterbrochenen Reihe schildern. Der kleinste Umstand, der hierinne etwas verändern kann, ist von der größten Wichtigkeit, da die kleinste Lücke nicht unbemerkt bleiben kann. Und wie vieles wird nicht zusammentreffen müssen, um den außerordentlichen Zustand, welcher die Catastrophe bewirkt, hervorzubringen? und wie viele Kunst und Kenntniß des menschlichen Herzens wird es erfodern, um alle diese Ursachen so zu erfinden, daß sie nichts unwahrscheinliches noch unbefriedigendes in sich zu haben scheinen?

Der

Der Verf. der Leiden Werthers hat sich seinen Weg durch die Wahl des Charakters, den er seinem Helden beylegt, um etwas verkürzt. Dieser Charakter ist außerordentlich, ohne doch im mindesten unwahrscheinlich zu werden, und ohne dadurch aufzuhören, lehrreich und unterrichtend zu seyn. Denn in der That konnten nur solche, oder diesen ähnliche Anlagen zur Hervorbringung einer solchen Wirkung modificirt werden. In der That erfodert es eine solche Empfindlichkeit und Reizbarkeit des Gefühls, einen solchen Hang Empfindungen nachzuhängen, die zu nichts führen, als die Seele in Unthätigkeit und von da in düstern Trübsinn zu versenken, um daß jeder Eindruck eine solche Stärke bekomme, welcher die prüfende Vernunft nicht entgegen arbeitet, weil sie doch nur vergebens arbeiten würde. Nur der Jüngling, der in frohen Tagen, wenn ihm keiner seiner Wünsche versagt war, und keine seiner Neigungen bestritten wurde, die ganze Natur mit seinem Herzen umfaßte, an jede gute Seele sich anschloß, von jeder guten Seele geliebt ward, der so weit er reichte Friede, Eintracht und stille Freuden hätte aussäen mögen; nur der Jüngling, der in frohen Tagen, wenn die Heiterkeit seines Geistes in ihm, dem neuen Leben des Frühlings außer ihm entsprach, in der Natur nichts, als eine ewig schaffende, gütig ernährende Mutter sah, und in sich einen Trieb zu bilden und darzustellen fühlte, der eben so unerschöpflich und selbstthätig war, als der Trieb der Natur selbst; nur der konnte in trüben Tagen, wenn die Neigungen seines Herzens Widerstand fanden,

wenn sie bekämpft und bestritten wurden, zu dem finstern Unmuth herabsinken, der ihm die Natur, die Menschheit, und endlich sein eignes Daseyn verhaßt machen, und ihm als der Erhaltung unwerth darstellen konnte.

Die glückliche Entwickelung dieses Charakters und des allmähligen Fortgangs der Leidenschaft des jungen Werthers bis zu dem Punkte, wo sie die Wurzel seines Lebens vergiftete, die Enthüllung des gemeinen Augen verborgnen Spiels der Leidenschaften in dem menschlichen Herzen war es, was diesem Roman bey dem bessern Theile des Publicums einen so ungetheilten Beyfall verschafte, und ihm den gegründetesten Anspruch auf den ersten Rang unter den deutschen Romanen gab, wo er sich, nebst Agathon und einigen wenigen andern, so lange erhalten wird, bis Geschmack, Philosophie und Gefühl unerhörte Namen in unserm deutschen Vaterlande seyn werden. Der Verf. ist bemüht gewesen, seinem Werke in dieser neuen Auflage durch mancherley Zusätze und Veränderungen eine noch größere Vollkommenheit zu geben. Wir fühlen uns verbunden unsern Lesern Rechenschaft von denselben abzulegen, da sie nicht wenig beytragen, den Gang der Begebenheiten zusammenhängender und die Hervorbringung der Katastrophe natürlicher zu machen.

Diese Veränderungen und Zusätze sind in dem zweyten Theile, und hier wiederum in der letzten Hälfte am häufigsten und wichtigsten. In der That schien es diesem Theile des Werks in seiner ersten

sten Gestalt, bey einer großen Mannichfaltigkeit vortreflicher Züge, an einer gewissen Consistenz zu mangeln, an einem Bande, wodurch die geschilderten Zustände von Werthers Herzen näher zusammengebracht und zu dem Punkte vereinigt wurden, auf welchen alles abzielt. Dieses Band hat der Dichter in der Geschichte eines Bauernburschen gefunden, der in Wahlheim bey einer Wittwe dient, in die er verliebt ist. Die Wittwe ist ihm gut, und giebt ihm mannichfaltige Gelegenheit, sich ihr zu nähern. Die Verwandten sind ihm aufgesessen. Sie benutzen eine unglückliche Stunde, wo die Begierde seine Zurückhaltung besiegt, um ihn von ihr zu trennen. Ein Anderer nimmt seine Stelle ein. Das Gerücht geht, er werde sie heirathen. Verzweiflung und Eifersucht bemächtigt sich des ersten Liebhabers. Er erschlägt seinen Rival, damit dieser die Frau nicht bekommen soll, die er nicht haben kann. Der Mord ist nicht sobald geschehn, als man den Thäter erräth. Er wird eingezogen. Werther, der das erste Entstehn seiner Liebe bemerkt, und ihn in den verschiedenen Epochen seiner Geschichte verfolgt hatte, sucht ihn zu retten. Seine Mühe ist umsonst, und der Unglückliche folgt seinem Schicksale.

Die einzelnen Perioden dieser simpeln Geschichte sind mit einer unserm Verf. eignen Kunst an denjenigen Stellen eingeschoben, wo sie einen besondern Zustand in der Seele Werthers in ein helleres Licht zu setzen, oder wahrscheinlicher zu machen, dienen konnten. Kein Studium ist wohl dem prag-

matischen Dichter mehr zu empfehlen, als das Studium der Anordnung; als die Kunst, jeden Vorfall dahin zu stellen, wo er die meiste Wirkung hervor bringt, wo er am meisten von dem Innern der handelnden Personen verräth. Wenige Romanenschreiber besitzen diese Kunst in einem höhern Grade, als der Verf. der Leiden Werthers und der Verf. des Agathon. Aber darum verweilt auch der denkende Leser am liebsten bey ihnen, und kehrt immer von neuen wieder zu ihnen zurück, weil auch nach einer wiederholten Lectüre sich immer neue Verbindungen und neue Schönheiten seinen Augen entwickeln.

Der erste Theil der erwähnten Begebenheit ist noch in das erste Buch eingeflochten. Hier scheint die Erzählung des verliebten Bauern von seiner Neigung zu der Wittwe, bey der er dient, ein für sich bestehendes Ganze zu seyn. Sie scheint keine andere Absicht zu haben, als dem Leser eine Seite in Werthers Charakter näher vor die Augen zu bringen. Unsre Leser erinnern sich der Scene in Wahlheim, wo wir Werthern zuerst als Maler kennen lernen. Er machte hier die Bemerkung, daß die Natur, reich an sich selbst und vollkommen, den großen Künstler bilde, und daß jede Regel das wahre Gefühl derselben ersticke und den wahren Ausdruck zerstöre. Ein Grundsatz, welcher mit Werthers ganzen Art zu denken genauer verwebt ist, als die glauben mochten, die sich desselben wohl zuweilen zur Bestreitung der Regeln bedient haben. Diesen Grundsatz noch durch ein

Beyspiel

Beyspiel zu beweisen, giebt Werther die Erzählung des Bauerburschen. „Was ich dir neulich von der Malerey sagte," schreibt er an seinen Freund, „gilt gewiß auch von der Dichtkunst; es ist nur, daß man das Vortrefliche erkenne und es auszusprechen wage, und das ist freylich mit Wenigem Viel gesagt. Ich habe heute eine Scene gehabt, die rein abgeschrieben, die schönste Idylle von der Welt gäbe; doch was soll Dichtung, Scene und Idylle? muß es denn immer geboßelt seyn, wenn wir Theil an einer Naturerscheinung nehmen sollen?"

Aber auch so dürfte diese Episode dem strengen Kunstrichter noch überflüßig und tadelhaft scheinen. Wir kennen ja diese Falte in Werthers Herzen schon. Schon in einem andern Beyspiel war uns dieser Zug vollkommen entwickelt worden. Aber der Sinn des Dichters geht tiefer als es dem ersten Anblick nach scheinen soll. Nicht blos will er das Vorgehende fortsetzen und erläutern, sondern auch das Folgende vorbereiten. Die Erzählung greift zu beiden Seiten auf das vollkommenste ein. Indem sie uns einen Charakterzug erläutert, den wir schon kennen, zeigt sie uns zu gleicher Zeit eine Disposition dieses Charakters, der die nächsten Eräugnisse wahrscheinlich macht. Sie geht unmittelbar vor der Erzählung der ersten Bekanntschaft Werthers mit Lotten voraus. Daß ein gefühlvoller junger Mensch, ein Freund der Natur und Homers, auch ein für die Liebe empfängliches Herz habe; das ist schon sehr wahrscheinlich: aber es ist

eben nicht nothwendig. Der Dichter muß uns diese Nothwendigkeit fühlbar machen; er muß uns Werthers Herz nicht blos empfänglich für den Eindruck der Liebe, er muß ihn nach diesen Eindrücken begierig zeigen. Und dieses wird durch die erwähnte Scene bewirkt. „Ich habe," schreibt er am Ende seines Briefs, „in meinem Leben die dringende Begierde, und das heiße, sehnliche Verlangen nicht in dieser Reinheit gesehn, ja wohl kann ich sagen, in dieser Wahrheit nicht gedacht und geträumt. Schelte mich nicht, wenn ich dir sage, daß bey der Erinnerung dieser Unschuld und Wahrheit mir die innerste Seele glüht, und daß mich das Bild dieser Treue und Zärtlichkeit überall verfolgt, und daß ich, wie selbst davon entzündet, lechze und schmachte."

Wir können von jedem empfindenden Leser der Leiden Werthers erwarten, daß er die Wirkung gefühlt hat, welche es auf die liebekranke Seele des unglücklichen Jünglings macht, und wie sehr es seine Schwermuth vermehrt, als er das traurige Schicksal der Mutter des Knaben erfährt, den er in Wahlheim gezeichnet hatte. Alles neigt sich zusammen, um ihm den Genuß der einfachen Freuden zu verbittern, die sein Leben ehemals so glücklich machten, und ihm selbst die Oerter verhaßt zu machen, die vormals seinem frohen und offnen Herzen paradiesische Gegenden schienen. In dieser Zeit, wo sich eine dumpfe Schwermuth seiner Seele zuerst bemächtigt, wo er schreibt: „Ja so ist es, wie die Natur sich zum Herbste neigt, wird es

Herbst

Herbst in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb, und schon sind die Blätter der benachbarten Bäume gefallen." In dieser Zeit erfährt er die Fortsetzung der Geschichte des Bauernburschen, wie er aus dem Hause der Wittwe verjagt, und wie er dadurch in die tiefste Traurigkeit versetzt worden. Es ist sehr natürlich, daß ihn dieses in seinem gegenwärtigen Zustand mehr als gewöhnlich rühren, und ihn hinwiederum, durch einen sehr natürlichen Kreislauf der Gefühle, in seiner Schwermuth um ein beträchtliches weiter bringen muß. In den Betrachtungen, die er darüber anstellt, sehn wir seine gane Seele. „Diese Liebe, diese Treue," schreibt er, „diese Leidenschaft ist also keine dichterische Erfindung. Sie lebt, sie ist in ihrer größten Reinheit unter der Classe von Menschen, die wir ungebildet, die wir roh nennen. Wir gebildeten — zu nichts verbildeten! lies die Geschichte mit Andacht, ich bitte dich. Ich bin heute still, indem ich das hinschreibe; du siehst an meiner Hand, daß ich nicht so strudele und sudele, wie sonst. Lies, mein Geliebter, und denke dabey, daß es auch die Geschichte deines Freundes ist. Ja, so ist mir's gegangen, so wird mir's gehn, und ich bin nicht halb so brav, nicht halb so entschlossen, als der arme Unglückliche, mit dem ich mich zu vergleichen mich fast nicht getraue."

Der letzte Theil dieser unglücklichen Geschichte endlich fällt in eine Reihe von Umständen, in welche er Werthers Seele auf das heftigste erschüttern, er ist von Umständen begleitet, welche den

Entschluß zu sterben in ihm zur Reife bringen mußten. Er erfährt den Mord an einem schönen Wintertage, als er zum Amtmann hinausgeht, Lotten abzuholen. Jener geringfügige Umstand, daß es ein heller Wintertag war, daß der erste Schnee die ganze Gegend bedeckte, ist hier von Bedeutung und Wichtigkeit. Der Anblick der Natur in dieser Gestalt erhebt ein frohes Herz und erweitert die Brust. Aber bey einer schwermüthigen Stimmung dient die Einförmigkeit und stille Größe desselben nur dazu, diese Melancholie noch tiefer zu schwärzen und die Seele in ihr Innerstes zurück zu ziehn. Zugleich wird eine schreckliche Begebenheit, die Nachricht von einem Mord und dergleichen, zu einer solchen Zeit einen noch größern Eindruck hervorbringen. Werther hatte unterwegs an das Verhältniß zwischen Lotten und Albert gedacht. Er glaubte ihren Frieden gestört zu haben; er machte sich Vorwürfe darüber: aber in diese Vorwürfe mischt sich immer ein heimlicher Unwillen gegen Albert ein. In diesem Zustand erfährt er den Mord; und so wie er ihn hört, zweifelt er keinen Augenblick, daß jener Mensch, an dem er so vielen Antheil genommen, in dessen Geschichte er schon längst die Geschichte seiner eignen Liebe und seiner eignen Leiden zu sehen geglaubt hatte, diese That begangen habe.

Die Wirkungen, welche diese Begebenheit unter den angeführten Umständen in der Seele des unglücklichen Werther hervorbringt, sind allzu auffallend, als daß wir glauben könnten, sie noch weiter

ter entwickeln zu müssen. Der Dichter selbst hat darauf aufmerksam gemacht, und er hat in diese Begebenheit einen neuen, und vielleicht den dringendsten Grund gelegt, Werthers Entschluß, das Leben zu verlassen, zu befestigen, und ihm sein längeres Verweilen auf der Erde als unmöglich darzustellen. Sie wird die Ursache, daß sein Widerwille gegen Albert wächst. Er fängt an zu fühlen, daß er nicht mehr der Freund des Mannes seiner Geliebten seyn kann. „Was hilft es," schreibt er, „daß ich mir sage, er ist brav und gut; aber es zerreißt mir mein Eingeweide; ich kann nicht gerecht seyn." Er glaubt sich also selbst immer dem Punkt näher gezogen zu sehn, auf dem der unglückliche Liebhaber der Wittwe aus Wahlheim geendet hatte. Er fühlt sich immer mehr gedrängt, einen von den dreyen Wegen zu gehn, die ihm alleine noch offen stehen. „In diesem zerrißnen Herzen ist es wüthend herum geschlichen, oft — deinen Mann zu ermorden — dich! — mich! — So sey es! —" Sie ist endlich das letzte vergebliche Mittel die schlummernde Thätigkeit Werthers zu wecken. Sie erwacht auf einen Augenblick. Aber es ist wie das letzte Auflodern eines löschenden Lichts. Er bemüht sich den Mörder zu retten, und dieses Bestreben reißt ihn auf kurze Zeit aus dem Mißmuth und der Gleichgültigkeit, die er schon längst gegen alles empfand, was ihn umgab. Aber eben darum, weil dieses Bestreben fruchtlos ist, wirkt diese Kraft desto gewaltsamer auf ihn selbst, und wirft ihn in eine noch größere Unthätigkeit und Melancholie zurück. —

So

So mannichfaltig und wichtig ist der Einfluß dieser Begebenheit, die wir wohl mehrmalen als eine ganz artige, aber zur größern Vollkommenheit des Ganzen nicht erforderliche Episode haben beurtheilen hören. Wir hoffen das Gegentheil bewiesen zu haben, wenn es uns anders gelungen ist, zu zeigen, wie durch sie das Außerordentliche in der Handlung des Selbstmords geschwächt, und diese selbst dadurch nothwendiger und wahrscheinlicher geworden ist.

Einige andere nicht unbedeutende Zusätze scheinen von dem Dichter in der Absicht eingeschaltet, uns den Fortgang der Leidenschaft bis zur Begierde in Werthers Herzen sichtbarer zu machen. Hierher gehört das Billet, das Lotte an Albert geschrieben hatte, und von dem Werther einen Augenblick glaubt, daß es an ihn gerichtet sey. Dahin die Erzählung von dem Canarienvogel, der Lotten küßt. Kurz darauf sehn wir seine Liebe heftiger und immer hoffnungsloser, und seine Anhänglichkeit an das Leben in dem Verhältniß vermindert, in dem seine Ueberzeugung wächst, daß für ihn nur Ein Genuß, und daß dieser Eine Genuß ihm verboten sey. Sein Schicksal wird immer dunkler. Er weiß selbst nicht mehr, was er wünschen soll: „Ich kann nicht beten:“ schreibt er unter andern, „laß mir sie! und doch kommt sie mir so oft als die Meine vor. Ich kann nicht beten: Gieb mir Sie! denn sie ist eines andern. Ich witzle mich mit meinen Schmerzen herum; wenn

wenn ich mir's nachließe, es gäbe eine ganze Litaney von Antithesen."

Die Darstellung der Verhältnisse zwischen Albert und Lotten hat in dieser Ausgabe ebenfalls eine große Veränderung erlitten. Da sie der Dichter zum erstenmal schilderte, hatte er sich so in Werthers eigne Stimmung hineingedacht, daß er auch das, was er in seiner Person erzählt, gleichsam durch die Augen seines Helden sieht. Dieses verrückte den richtigen Gesichtspunkt, und wir bekommen jetzt eine weit vollkommnere Einsicht in den Gemüthszustand des schwermüthigen Verliebten, da uns der Dichter belehrt, daß das vermeintliche Mißverständniß zwischen beiden Eheleuten ein Hirngespinst des schwermüthigen Liebhabers war. Diesem hatte Albert immer kalt und trocken geschienen; aber er hatte ihn geschätzt und geehrt. Ohne daß sich diese Achtung verminderte, wird seine Freundschaft immer lauer, und geht endlich in wahre Abneigung über, so wie seine Liebe zu Lotten wächst. Er beurtheilt ihn ungerecht. Er sieht Gleichgültigkeit gegen seine Frau, Mißtrauen und Unfrieden, wo sie nicht waren, und mußte sie zu sehn glauben, da er fühlte, daß seine Liebe sich in Begierde verwandelte, und also wirklich strafbar zu werden anfing. Aber Albert hatte sich nicht verändert. Die Männer von Alberts Charakter sind so plötzlichen Veränderungen nicht unterworfen, und den Launen nicht ausgesetzt. Werther sah ihn nur mit andern Augen an.

Einige

Einige andre Zusätze und Veränderungen sind von geringerer Wichtigkeit. Von einigen haben wir den Grund nicht entdecken können. Z. B. von der Aenderung S. 51. in einer Stelle, die uns niemals recht gefiel, und unserm Gefühle nach in der Umänderung noch mehr verloren als gewonnen hat. Von solchen Veränderungen gilt, was Werther irgendwo von allen Veränderungen sagt, daß sie einem Buche nothwendig schaden müssen, weil sie uns stören, zum Nachdenken über ihren Grund veranlaßen, und also aus dem Gleise der Empfindung herausheben, in das wir durch die erste Lectüre gesetzt worden waren. Auch den Zusatz S. 93. finden wir nicht nöthig, und nicht einmal recht an seiner Stelle. Dagegen ist ein anderer S. 158. vortreflich an der Stelle, wo er steht, indem er das Vorhergehende mit dem Folgenden in eine bessere Verbindung setzt, und gleichsam eine Fuge ebnet, welche zwischen zweyen Zuständen gelassen war. Wir sehen nun, wie die erneuerte Erinnerung an Lotten auf Werthern gewirkt hat, wie ihm seine Lage immer unangenehmer, seine Geschäfte immer verdrüßlicher werden. Wir bemerken, wie weit es mit seinem Mißmuth gekommen seyn muß, da es ihm scheint, als wenn ihm, so lange er sich in dieser Lage befindet, noch kein schöner Tag am Himmel erschienen sey, der ihm nicht durch jemand verdorben oder verleidet worden. Wir sehen hierinne die Vorbereitung zu dem Verdrusse, der ihm in der Gesellschaft bey dem Grafen wiederfahren soll.

Wir

Wir haben mit wahrem Vergnügen bemerkt, daß die Kraftworte — das einzige, was unsre Kraftgenies aus dem Werther nachahmten und nachahmen konnten — zum Theil weggestrichen, zum Theil gemildert worden sind, und daß auch von andern Seiten die Sprache in dieser neuen Ausgabe gewonnen hat.

Im Götz von Berlichingen sind uns keine Veränderungen aufgefallen. Er nimmt die eine Hälfte des zweyten Theils ein. Auf ihn folgen die Mitschuldigen, ein Lustspiel in drey Aufzügen.

Die Hauptcharaktere dieses Stücks, welches nur mit vier Personen spielt, sind ein Neuigkeitssüchtiger Wirth, ein Taugenichts von Schwiegersohn, und dessen Frau, die Tochter des Wirths. Diese drey Personen werden durch eine eigenthümliche Falte ihres Charakters zu Fehltritten verleitet, die mit ihren übrigen Gesinnungen im Widerspruch stehn. Der erste, ein ehrlicher Mann, aber neugierig bis zur Ausschweifung, sucht auf der Stube seines Gastes Alceſt nach einem Briefe, der seine Neugierde gereizt hat; Söller, sein Schwiegersohn, ein Mensch ohne Charakter, ein Vergnügenritter, Spieler, eifersüchtig auf seine Frau, ohne sie wirklich zu lieben, plündert Alcestens Schatulle um eine Spielschuld zu befriedigen; Sophie, seine Frau, schön und tugendhaft, Alcestens erste Geliebte, aufgebracht durch die üble Behandlung und die Eifersucht ihres Mannes, giebt ihrem ersten Liebhaber ein nächtliches Rendezvous auf seinem

nem Zimmer; und diese Fehltritte werden alle durch Söllers Diebstahl zu Einem Ganzen vereinigt, indem sie die Ursache sind, daß der Verdacht desselben auch auf die Unschuldigen fällt. Der Fond ist für ein Lustspiel vortreflich; die Charaktere meisterhaft gezeichnet, Verwicklung und Auflösung gleich natürlich.

Die erste und zweyte Scene sind Meisterstücke von Exposition. Sie zeigen uns gleich auf einmal so viel von den Charakteren der handelnden Personen, als wir zu wissen brauchen, um die folgenden, daraus entstehenden Handlungen begreifen zu können. Wie hätte z. B. der Charakter des Wirths anschauender gemacht werden können, als dadurch, daß er über eine Zeitungsnachricht alle Bitterkeit und allen Verdruß vergißt, den ihm die üble Aufführung seines Schwiegersohns macht. Eben so vortreflich entwickelt sich auch der Charakter von diesem, theils durch sein eigenes Benehmen, während der Vorwürfe seines Schwiegervaters, theils auch durch die Scene mit seiner Frau. Wie viel lehren uns nicht von dieser Seite folgende Verse:

Söller (trinkt.)

Mein Fiekchen, dein Vergnügen!

Sophie.

Vergnügen! Könnt' ich euch nur einmal einig sehn!

Wirth.

Wenn er nicht anders wird, so kann das nie geschehn.

Ich

Ich bin wahrhaftig längst des ew'gen Zankens müde,
Doch wie er's täglich treibt, da halt der Henker Friede!
Er ist ein schlechter Mensch, so kalt, so undankbar;
Er sieht nicht, was er ist, er denkt nicht, was er war;
Nicht an die Dürftigkeit, aus der ich ihn gerissen,
An seine Schulden nicht, die ich doch zahlen müssen.
Man sieht, es bessert auch nicht Elend, Reu' noch Zeit;
Einmal ein Lumpenhund bleibt man's in Ewigkeit.

In der folgenden Scene entwickelt sich Söllers Charakter noch mehr in Beziehung auf seine Frau, so wie uns denn auch diese zu gleicher Zeit näher bekannt gemacht wird. Aber eben diese Scene bereitet auch Sophiens Fehltritt vor. Es ist so natürlich, daß das Betragen ihres Mannes, diese Mischung von Niederträchtigkeit und Stolz, diese Eifersucht, die sie nicht verdient, diese Forderungen, die durch nichts unterstützt und geltend gemacht werden, ihr Herz den Anträgen Alcestens geneigter macht, der ihr schon so, als ihr erster Lehrer in der Liebe, nur zu liebenswürdig vorkam. In den Vorwürfen, zu denen sie die Aufführung ihres Mannes zwingt, sehen wir die ersten Schritte zu dem Laster:

Die Unzufriedenheit in dir wird täglich größer.
Nicht einen Augenblick bist du mit Necken still.

 Man

Man sey erst liebenswerth, wenn man geliebt seyn will.
Warst du denn wohl der Mann ein Mädchen zu beglücken?
Erwarb'st du dir ein Recht mir ewig vorzurücken,
Was doch im Grund nichts ist? — —

Wie natürlich wird nun durch durch diesen Auftritt das Selbstgespräch Sophiens? Wie natürlich die Vergleichung ihrer jetzigen Lage mit dem angenehmen Leben, das sie führte, als noch ein Schwarm von Liebhabern an ihren Augen hing? und wie nothwendig muß sie nun, unter diesen, Alcesten auszeichnen, der ihr von allen allein noch bis jetzo treu geblieben ist? Sie liebte ihn ehemals, jetzt fürchtet sie ihn:

Alcest ist wieder hier. Ach! welche neue Plage!
Ja vormals! war er da, wie waren's andre Tage!
Wie liebt' ich ihn! — Und noch — Ich weiß nicht, was ich will!
Ich weich' ihm ängstlich aus, er ist nachdenkend, still.
Ich fürchte mich vor ihm; die Furcht ist wohl gegründet.
Ach wüßt' er, was mein Herz noch jetzt für ihn empfindet!

In diesen Betrachtungen unterbricht sie Alcest. Er spricht ihr von seiner vorigen Liebe: er wirft ihr Grausamkeit und Treulosigkeit vor, und nach den Zuständen, in denen wir sie vorher gesehn haben, ist es natürlich, daß sie ihn mit weniger Strenge anhört;

anhört; daß sie durch seine Vorwürfe, die er mit der Erinnerung der ehemaligen glücklichern Zeiten vermischt, gerührt, ihm gesteht, daß sie ihn noch liebt; und daß sie sich endlich, durch seine Drohung sie ewig zu verlassen, dahin bringen läßt, ihm einen Besuch auf seinem Zimmer zu versprechen. Ihre sträubende Tugend unterliegt der Vorstellung, von dem verlassen zu werden, den sie jetzt als den einzigen Trost in ihren Leiden, als den einzigen Mann ansieht, der Theil an ihrem traurigen Schicksal nimmt.

Die Handlung des Wirths ist eben so natürlich motivirt, ohnerachtet es hier weniger Kunst bedurfte. Alcest bekömmt einen Brief, dessen Aeusseres schon seine Neugierde gereizt hatte; und sie wird unwiderstehlich, als ihm Alcest beym Durchlaufen desselben sagt, daß er morgen verreisen müsse. Er sieht diesen Entschluß als eine Wirkung des Briefs an, da er bey jenem Folge des Mißmuths über Sophiens abschlägliche Antwort, oder ein Mittel ist, sie in seinen Vorschlag einwilligen zu lassen. Dieses Mittel die Handlung der vorhergehenden Scene in der gegenwärtigen fortzusetzen, und die eine in die andre zu gründen, scheint uns sehr glücklich ausgedacht. Wenn irgend etwas den denkenden Dichter charakterisirt, so ist es gewiß die Kunst, mit so wenigen Mitteln als möglich die Wirkungen, die er sucht, hervorzubringen, und diese Mittel in den innern, durch vorhergegangene Begebenheiten motivirten Zuständen der handelnden Personen zu finden.

Söllers Diebstahl bedurfte keiner großen Vorbereitung. Ein Mensch von diesem Charakter ist zu allem fähig, wozu ihn die Umstände einladen. Es ist genug, daß eine Spielschuld ihn drängt, um ihn seinen Entschluß fassen zu lassen. Das ganze Innere dieser niederträchtigen Seele offenbaret sich in diesen Worten:

> Alceſt hat Geld — und diese Dietrich' schließen.
> Er hat auch große Lust bey mir was zu genießen.
> Er schleicht um meine Frau — das ist mir lang verhaßt:
> Ey nun so lad' ich mich, einmal bey ihm zu Gast.

Aus dieser Anlage entspringt die Verwicklung des Stücks, so wie dessen Auflösung wiederum ganz allein durch den eigenthümlichen Charakter der handelnden Personen bewirkt wird; durch die Neugierde des Wirths, der seine Tochter wegen des Diebstahls in Verdacht hat, und sich bereden läßt, sie bey Alcesten anzugeben, weil ihm dieses zu dem Briefe verhilft; und durch Söllers Unbesonnenheit und Eifersucht. Daß Söller berauscht nach Hause kömmt, ist nicht blos Bedürfniß des Dichters, um den Knoten aufzulösen; nicht blos in dem allgemeinen Charakter dieses Menschen, sondern in seiner jetzigen individuellen Lage gegründet. Es ist sehr charakteristisch, daß er die Angst, die er nach gethanem Diebstahle fühlt, durch den Wein zum Schweigen zu bringen gesucht hat. Die Trunknen sind auf unserm Theater nicht selten, aber selten sind

sind sie mit so vielem Verstande gebraucht. Dazu ist Söllers Trunkenheit nicht stärker, als sie seyn muß, um seine Unbesonnenheit zu vermehren, seine Leidenschaften anzufachen, und seine Furchtsamkeit zu vertreiben.

So sehr wir nun aber auch im Ganzen mit diesem Stücke zufrieden sind, so sehr wir auch hier den philosophischen Geist unsers Dichters in Erfindung und Schilderung der Charaktere, und Entwicklung der Handlung aus denselben, so wie seine Kunst in geschickter Anordnung der Scenen bewundern, so können wir doch unsre Augen über einzelne Mängel und Flecken desselben nicht verschließen. Unter diese glauben wir Söllers Betragen rechnen zu müssen, da er, mit seinem Raub im Alcoven versteckt, die Unterredung seiner Frau mit Alcesten behorcht. Ist ein so lang gedehntes Bey Seite an sich wahrscheinlich? und wird es nicht höchst unwahrscheinlich bey einem so feigen Dieb, als Söller ist? Wie soll es der Schauspieler anfangen, um die Illusion nur einigermaßen zu erhalten? Und was gewinnen wir am Ende durch diese Verletzung der Wahrscheinlichkeit? Nichts mehr und nichts weniger, als was man bey den meisten Scenen dieser Art gewinnt; einige drollige Contraste, einige glückliche Einfälle. Aber ein Dichter, wie Göthe, kann dieser entbehren, ohne daß dadurch sein Stück etwas an Interesse verlöre.

Unter diese Flecken rechnen wir ebenfalls eine oft vernachläßigte Diction, woraus Undeutlichkeiten entstehn; Flickworte, ja ganze Flickverse, und einige

nige grammatische Sünden, welche der Zwang des Metrums erzeugt zu haben scheint. Wie hart ist nicht z. B. folgender Vers:

Und wie das Frühjahr käm' so geh' der ganze Zug.

wie ist hier statt wenn aus der gemeinen Sprache, die man doch nicht auf dem Theater einführen sollte. Das Theater sollte eine Schule der Sprache seyn, und die Wahrheit der Darstellung würde durch einen reinen Ausdruck niemals, oder doch nur in äußerst wenigen Fällen verlieren. Die feine und richtige Sprache ist unter uns Deutschen im gewöhnlichen Leben noch immer so selten. Man hört Solöcismen und Barbarismen selbst aus dem Munde der feinen Welt, und dieses in Provinzen, wo die gute deutsche Mundart zu Hause ist. Horaz hält es für eines der vorzüglichsten Verdienste des Dichters, daß er os tenerum pueri balbumque figurat; sollten nicht unsre Dichter, und vornehmlich diejenigen, welche auf ein großes Publicum rechnen können, allen Fleiß anwenden, sich eben dieses Verdienst um ihre erwachsenen Landsleute zu machen? Aber auch die besten unsrer Dichter achten zu wenig darauf, und unsre Schauspieler sprechen ja kaum richtig aus! — In dem angeführten Vers ist noch überdieß geh' die unrichtige Zeit. Vorher hieß es:

Man sagt es wären viel, und hätten Muth genug.

Die

Die zweyte Hälfte des Verses ist zu schwach und die grammatische Richtigkeit erfodert: es wären ihrer viel. Auf derselben Seite bemerken wir noch einige fehlerhafte Verse:

> Und wenn der Morgen kam, ging' eben keiner
> hin.

eben ist eingeflickt und gemein. Der Sinn erfodert doch. In Söllers Antwort sind die beiden letzten Verse ganz undeutlich:

> Ach! es giebt Kerls genug, bey denen's immer
> sprudelt.
> Und wenn so einen denn die Liebe weidlich hudelt,
> Da müßt's romanenhaft und wohl erhaben stehn
> So mit dem Kopf voran in alle Welt zu gehn.

Die Undeutlichkeit entspringt aus einer sehr harten Auslassung bey dem müßte, welche beym ersten Anblick verführt, der Stelle einen ironischen Sinn beyzulegen, mit dem man aber nicht auskömmt. Der Dichter will sagen: Da meynt er denn es werde romanenhaft oder wohl gar erhaben lassen, wenn er u. s. w. In folgenden Versen:

Sophie.

Du glaubst? —

Söller.

> ich glaube nichts und kann das wohl begreifen,
> Ein Mann ist immer mehr als Herrchen, die nur
> pfeifen.

Der allersüßte Ton, den auch der Schäfer hat,
Er ist doch nur ein Ton, und Ton, den wird man satt.

Sophie.

Ja Ton! Nun gut, ihr Ton! Doch ist der deine besser?

Wir müssen gestehn, daß wir in dieser Antwort Sophiens durchaus keinen Zusammenhang mit der vorhergehenden Rede entdecken können. Höchstens einen Zusammenhang für das Ohr, aber auch für den Verstand? In beiden scheint das Wort Ton in einem ganz verschiedenen Sinne genommen zu seyn, und man sollte beynahe argwöhnen, Sophie wolle Söllern mißverstehn, um einen Uebergang auf die Vorwürfe zu machen, von denen wir sie gleich darauf überfließen sehn. Und worauf bezieht sich der Comparativ in dem Halbvers: Doch ist der Deine besser? — Aehnliche Unrichtigkeiten, schielende Ausdrücke, falsche Constructionen haben wir in diesem Stück in ziemlicher Menge bemerkt; doch mehr in der ersten als in der zweyten Hälfte desselben. Daß man in mehrern dieser Verse den Sinn errathen kann, ist wohl zur Entschuldigung des Dichters nicht genug. So erräth man in dem Vers

ich sehe Tag vor Tag die Wirthschaft untergehn

allerdings den Gedanken, der darinne ausgedrückt seyn soll. Aber er ist nichts desto weniger fehlerhaft. Die Wirthschaft kann nur einmal untergehn,

nicht von Tag zu Tag, noch weniger Tag vor Tag, welches so viel heißen würde, als an jedem Tage. Sophie will sagen: ich sehe, daß die Wirthschaft von Tag zu Tag ihrem gänzlichen Untergang näher kömmt. Eben so unrichtig und undeutsch ist der Ausdruck:

Dieß Herz, das nur für dich gebrannt,
Kennt keinen andern Trost als nur von deiner Hand.

Man sagt Hülfe von jemandes Hand erwarten. Aber auch Trost? Daran zweifeln wir; gebrannt für gebrannt hat (eigentlich brannte) wagen wir kaum zu tadeln, da es auch von correctern Dichtern gebraucht worden ist. Aber dieß hindert uns nicht, es für hart und der Klarheit des Styls zuwider zu halten. Es ist gewiß nicht kleinliche Tadelsucht, was uns antreibt, diese Fehler aufzusuchen und zu rügen; es ist die vollkommene Ueberzeugung, daß der Dichter, der sie nicht vermeidet, den Eindruck, den er durch sein Werk hervorbringen könnte, selbst schwächt und vernichtet; daß vornämlich auf der Bühne, wo man nur hört, und nicht auf das Gehörte zurückkehren kann, Klarheit und Reinheit des Ausdrucks unumgänglich erfoderlich sind. Als einen Beweis von den nachtheiligen Folgen eines vernachläßigten Ausdrucks, brauchen wir aus diesem Stück nur den Monolog Alcestens im zweyten Aufzug anzuführen. Wer dürfte wohl den ersten Theil desselben hören und verstehn?

> Hier ist die Dankbarkeit für jene goldne Stunden
> Des ersten Liebeglücks nicht ganz hinweg geschwunden.

Wo hier? wahrscheinlich im Herzen. Aber man fällt darauf nicht sogleich, da das Herz vorher apostrophirt wird:

> Was willst du nun, mein Herz?

Aber hier ist nicht nur undeutlich, sondern auch matt, da es blos zum Füllstein dient. Die Verbindung der folgenden Verse

> Was hab' ich nicht gedacht! was hab' ich nicht gefühlt!
> und jenes Bild ist noch nicht hier heraus gespült,

mit dem Vorhergehenden ist hart. Er will sagen: Was hab' ich in dieser Zwischenzeit nicht alles gedacht und gefühlt! Aber noch weit härter und undeutlicher ist das folgende:

> Und jenes Bild ist noch nicht hier heraus gespült,
> Wie mir die Liebe sie vollkommen herrlich zeigte,
> Das Bild, dem sich mein Herz in tiefer Ehrfurcht neigte.

Welche Vermischung der Geschlechter: Das Bild, sie, und dann wieder das Bild! Und wie hängt der mittelste Vers mit dem Vorhergehenden zusammen! Denn das Wie macht keine Verbindung. Und das vollkommen herrlich! von welchen beiden Worten das eine nur zum Ausfüllen dient. Der

letzte

letzte Vers endlich ist ganz überflüßig, und wahrscheinlich nur um des Reims willen da.

Doch wir haben genug getadelt, um auch noch einige vortrefliche Verse auszuzeichnen. Unter diese gehört ohne Zweifel der, den wir schon bey Gelegenheit anführten.

> Man sey erst liebenswerth, wenn man geliebt
> seyn will.

Ohneracht wir auch hier die Wortfügung nicht ganz deutsch finden. Erst fordert eh nach sich, nicht wenn. Dagegen sind folgende Verse ohne Tadel.

Söller.

> Du hast ja, was du brauchst.

Sophie.

> Schon gut, das ist schon was.
> Doch wer nie dürftig war, der will noch mehr als
> das.
> Das Glück verwöhnet uns gar leicht durch seine
> Gaben,
> Man hat so viel man braucht, und glaubt noch
> nichts zu haben.

Dieser Gedanke hat den Schein der Neuheit, und er ist glücklich ausgedrückt. Man bemerke noch von wie vieler Bedeutung diese Worte in Sophiens Munde sind. Eben so sehr gefällt uns die Reflexion des Wirths:

> Unmöglich scheint es mir das Räthsel aufzulö-
> sen:
> Wenn man was Böses thut, erschrickt man vor
> dem Bösen.

Ueber-

Ueberhaupt hat uns der Monolog des Wirths, aus welchem diese Verse genommen sind, im Anfang des dritten Akts, weit mehr Genüge gethan, als einige andere Monologe in diesem Stücke, z. B. der von Söller, während er die Schatulle plündert; eine Scene, von welcher ohngefähr eben das gilt, was wir schon oben von den darauf folgenden Auftritten bemerkt haben. Wir glauben hier immer mehr den Dichter, als die handelnde Person zu hören, und alles, was wir vom Theater auf diese Weise erfahren, ist, einer gemeinen Bemerkung zu folge, von sehr geringem Effekt. In denselben Fehler scheint uns der Dichter am Ende der vierten Scene dieses Aufzugs gefallen zu seyn. Daß Sophie hier die Grundsätze auskramt, die sie bewegen Alcesten zu verlassen, ist sehr im Geschmack des französischen Theaters, wo man erst dann recht nützlich und lehrreich zu werden glaubt, wenn man die Grundsätze der Moral in wohlklingenden Versen predigt. Würden wir wohl eine geringere Meynung von Sophiens Tugend gefaßt haben, wenn sie auch nicht gesagt hätte, daß sie sich darum von ihrem Freunde trenne, weil auch bey einem Freunde die Tugend in Gefahr gerathe? würden wir nicht aus ihrer Handlung selbst, aus ihrem Losreißen, aus dem halb ängstlichen halb zärtlichen Lebewohl, das sie ihm zuwirft, den Grundsatz errathen haben, nach welchem sie handelt? Ja, verräth nicht gerade dieses Auskramen ihrer Maximen mehr Raffinement als wirkliche Tugend, und würde nicht gerade dieses Alcesten berechtigen, schlechter von Sophien

phien zu denken, als sie verdient? Diese ganze Tirade:

> Es strömt der Klagen Lauf am liebsten in der Nacht,
> An einem sichern Ort, wo nichts uns zittern macht.
> Man wird vertraulicher, je ruhiger man klaget;
> Allein für mein Geschlecht ist es zu viel gewaget.
> Zu viel Gefahren sind in der Vertraulichkeit.
> Ein schmerzerweichtes Herz in dieser schönen Zeit
> Versagt dem Freunde nicht den Mund zu Freundschaftsküssen.
> Ein Freund ist auch ein Mensch.

Diese ganze Tirade sehn wir als einen Auswuchs an, den der Verf. einmal bey einer neuen Auflage seines Stücks wegschneiden dürfte; so daß nur die beiden vorhergehenden vortreflichen Verse blieben:

> Ich geh — weil ich dich liebe,
> Ich würde einen Freund verlieren, wenn ich bliebe.

in welchen vollkommen alles das liegt, was in den folgenden Versen nur weitläuftiger und schwächer wiederholt wird.

Der Dialog dieses Stücks ist in den meisten Scenen vortreflich und ohne Zwang. In mehrern Versen wechseln Frag' und Antwort, Satz und Gegensatz mit einer Schnelligkeit, daß sie den Stößen geschickter Fechter gleichen, welche beynahe in einem Augenblick gethan und parirt sind. Die ganze andre Hälfte des zweyten Auftritts im dritten

Akte kann hier zum Beyspiel dienen. Was kann in dieser Rücksicht glücklicher seyn, als diese beiden Verse.

Alceſt.

Den Augenblick!

Wirth.

Der Dieb —

Alceſt.

Der Dieb!

Wirth.

Der's weggenommen,

Iſt —

Alceſt.

Nur heraus!

Wirth.

Iſt mei . . .

Alceſt.

Nun!

Wirth (indem er zufährt und Alceſten den Brief aus der Hand reißt.)

Meine Tochter!

Alceſt.

Wie?

Der dritte Band enthält außer der Iphigenia in Tauris und dem Clavigo, welcher unverändert geblieben iſt, die Geſchwiſter ein Familien-Gemälde in Einem Aufzug.

Auch in dieſem kleinen Stück erkennt man den Verfaſſer der Leiden des jungen Werthers, an manchem ſchönen Zug, der aus der Natur ſelbſt gegriffen zu ſeyn ſcheint, an mancher feinen Bemerkung über das zarte Spiel der Leidenſchaften in dem menſch-

menschlichen Herzen, an der Wärme im Ausdruck, an der Einfalt der Darstellung. Der Charakter Wilhelms ist ein schönes Ganze von vollkommener Harmonie, in welchem sich die ganze Geschichte seines ehemaligen Lebens spiegelt. In seinem ganzen Betragen äußern sich die mannichfaltigen Eindrücke, welche seine Schicksale in seinem Herzen gelassen hatten, verbunden mit den Empfindungen, die seine gegenwärtige Lage unablässig in ihm entstehen läßt.

Stücke von dieser Art sind nicht gemacht großes und starkes Interesse einzuflößen. Die Handlung ist weder sehr wichtig, noch sehr verwickelt. Ein Liebhaber, der seine Geliebte als seine Schwester erzieht; sein Freund, der um sie anhält; ein Mädchen, das diesem Ansuchen einen Augenblick Gehör giebt, aber sich sogleich anders besinnt, weil es sich nicht von seinem vermeintlichen Bruder trennen kann; das sind alle Bestandtheile dieses allerliebsten Ganzen. Also keine lebhafte Handlung, keine kämpfenden Leidenschaften, keine große Verwicklung; aber Leben, Natur und Wahrheit in der Schilderung sanfter Empfindungen. Vielleicht um diese Wahrheit in einem höhern Grad zu erreichen, erlaubte sich der Verf. manche Nachläßigkeiten im Ausdrucke, die aber leicht mehr verderben, als gut machen dürften. Wir können nicht leugnen, daß es uns mißfällt, Marianen — ein Ideal von Naivetät und Unschuld — so debütiren zu hören: „Sticht dich der Muthwillen, daß du mich aus der Küche hereinvexirst?" und dieselbe kurz hinter einander

ander sagen zu hören: „Da thät' ich mich den ganzen Tag mit nichts abgeben" und „Der thäte mit mir spielen." Eine Art zu reden, die wir für niedrig zu halten berechtigt sind, kann niemals in dem Munde eines liebenswürdigen Mädchen gefallen. Und wenn sie hier nur noch einigen Nachdruck oder Runde in die Rede brächte!

Den Triumph der Empfindsamkeit nennt der Verf. eine dramatische Grille, und als solche, hat die Kritik kein Recht darüber zu urtheilen. Dem Capriccio ist alles erlaubt. Seine Sprünge sind nicht nach dem Takte, nicht nach Regeln. Je unregelmäßiger und seltsamer sie sind, desto mehr werden sie belustigen, und zu belustigen ist, wo nicht sein einziger, doch sein hauptsächlichster Zweck. Kann er nebenbey auch etwas zum Unterricht und zur Besserung des Parterrs beytragen, das ihn belacht, — desto besser — Man wird sein Moralisiren, seine Verweise, seinen Tadel mit Vergnügen hören, weil er mit lachendem Munde gesagt wird, weil er trift, gleichsam ohne zu zielen und ohne es zur Absicht zu haben. Der Capriccio unsers Dichters hat diesen Kunstgriff mit vielem Vortheil gebraucht, und hinter seinem lustigen Gesicht ist mehr Ernst und Philosophie verborgen, als in ganzen Compendien hochgelahrter Weisen zur Schau ausgelegt wird.

Die Wuth der Empfindsamkeit, welche vor einigen Jahren die Jugend und selbst einen Theil des erwachsenen Alters deutscher Nation ergriff, gab die Veranlassung zu dieser dramatischen Grille. Vielleicht daß der Verf. glaubte, es sey billig, etwas zur

Kur

Nur einer Krankheit beyzutragen, zu der er, wiewohl unschuldig genug, eine Veranlassung gegeben hatte; vielleicht auch, daß er überhaupt nur in diesem Gegenstande eine Gelegenheit erblickte, eine ganze Classe von Thorheiten zu rügen und dem öffentlichen Gelächter Preis zu geben. Glücklicherweise sind die Zeiten vorbey, in denen man das Wort Empfindsamkeit so lächerlich mißbrauchte, in welchen man ein Spiel mit Gefühlen trieb, die man niemals gehabt hatte, und einen Zustand von Reizbarkeit affektirte, der, wenn er sich in irgend einem Menschen finden sollte, ihn unvermeidlich elend und unglücklich machen müßte. Wenn etwas dazu beygetragen hat, diese Epoche schneller vorbeygehn zu machen, als sie es außerdem gethan haben dürfte, so ist es gewiß die Lauge heilsamen Spotts gewesen, welchen vernünftige Männer über die empfindelnden Seelen unsrer Jünglinge und Mädchen gegossen haben. Das gegenwärtige Stück gehört zu den besten Versuchen dieser Art, und es ist zu bedauern, daß es zu spät kömmt, um seine Wirkungen auf das ganze Publikum äußern zu können.

Und doch dürfte sein Nutzen noch nicht ganz verloren seyn. Diese Thorheiten sind noch so neu, es sind ihrer so viele darein gefallen, die, wenn sie auch schon daraus zurück gekehrt sind, sich hier noch einmal den Spiegel vorhalten und über sich lachen können. Und dieses Lachen ist so unbedeutend nicht, als man glaubt. Es ist ein nützliches Präservatif gegen neue Thorheiten andrer Art, und die

die einzige Frucht, die man aus begangenen Thorheiten davon bringt.

Der wahre Witz behält seinen Werth auch noch dann, wenn die Personen und Gegenstände, wider die er gerichtet war, zum Theil schon vergessen sind. Ist die Spitze, mit der er sticht, nur scharf und gestählt, so wird der Rost der Zeit sie niemals so anfressen können, daß sie nicht noch immer etwas von ihrer ehemaligen Schärfe zeigen sollte. Die religiösen Vorurtheile, welche Lucian verspottete, die Heuchler und Philosophen, welche er verlachte, sind längst vergessen, aber sein Witz ergötzt uns noch, weil wir fühlen, wie treffend er seyn mußte, und mit welcher Weisheit er gebraucht war.

Der Triumph der Empfindsamkeit ist voll von diesem ächten, treffenden und feinen Witz. Zugleich, viele glückliche Laune, wie man sie an Göthe schon aus manchen ähnlichen Stücken kennt; viel Phantasie, lebhafte Handlung und feuriger Dialog.

Den vierten Akt nimmt das Monodrama Proserpina ein, welches unsre Leser, als ein sehr ernsthaftes lyrisches Gedicht kennen werden. Sie sehen hieraus, wie wenig unser Dichter sich schont. (Auch Werther muß bey einer andern Gelegenheit herbey.) Durch die Stelle, an der es steht, die Umstände, unter denen es gesprochen wird, durch den lustigen Ausgang, den ihm der Dichter gegeben hat, ist es, ohne verändert zu seyn, gleichsam zu einer Parodie geworden; aber zu einer Parodie — über die wir doch nicht haben lachen können. In

der

der That! Sollte der Scherz nicht ein wenig zu lang gedehnt seyn? Wird nicht die Handlung unnöthiger Weise dadurch aufgehalten? Und der Vortheil, den der Dichter daraus zieht? — ist unsers Erachtens nicht größer, als er aus der simpeln Erzählung hätte gezogen werden können. Mandandanens Empfindsamkeit ist nur ein untergeordneter Theil des Ganzen. Und der Dichter zeigt sie uns durch einen ganzen Aufzug! und noch dazu auf eine so einförmige Art! Wir fürchten in der That, daß auch das lebhafteste Spiel den Zuschauer in diesem Akt nicht vor Langerweile bewahren dürfte. Und ist es nicht am Ende ein widriges Gefühl die schönsten und rührendsten Stellen blos durch die Umstände, unter denen sie debütirt werden, lächerlich gemacht zu sehn? — Mit einem Wort ... Doch wir vergessen, daß wir nicht Kunstrichtern wollten; wir vergessen, daß wir der Einschaltung dieses Monodrams einen vortreflichen Prolog, voll Spotts und Laune, zu danken haben. Wir setzen eine Stelle zur Probe her. Askalaphus, der Höllengärtner, spricht von der neuen Anordnung des Elysiums zu einem englischen Garten:

Wie ich also sagte: unsre elysische Bäume
Schwinden wie elysische Träume,
Wenn man sie verpflanzen will.
Ich bin zu allen Sachen still:
Denn in einem Park ist alles Prunk;
Verdorrt ein Baum und wird zum Strunk,
Ha! sagen sie, da seht die Spur
Wie die Natur auch hinterdrein der Natur

Im Dürren ist. — Ja leider stark!
Was ich sagen wollte! Zum vollkommnen Park
Wird uns wenig mehr abgehn.
Wir haben Tiefen und Höhn,
Eine Musterkarte von allem Gesträuche,
Krumme Gänge, Wasserfälle, Teiche,
Pagoden, Höhlen, Wieschen, Felsen und Klüfte,
Eine Menge Reseda und andres Gedüfte,
Weimuthsfichten, babylonische Weiden, Ruinen,
Einsiedler in Löchern, Schäfer im Grünen,
Moscheen und Thürme mit Cabinetten,
Von Moos sehr unbequeme Betten,
Obelisken, Labyrinthe, Triumphbögen, Arkaden,
Fischerhütten, Pavillons zum Baden,
Chinesisch-Gothische Grotten, Kiosken, Tings,
Maurische Tempel und Monumente,
Gräber, ob wir gleich niemand begraben,
Man muß es alles zum Ganzen haben.

Diesem Stück folgt eine Nachahmung des ersten Akts der Vögel des Aristophanes.

Aristophanes, der ungezogne Liebling der Grazien, wie ihn unser Dichter mit einem sehr charakteristischen Ausdruck nennt, schrieb mehrere seiner Komödien in einer politischen Rücksicht. Ob er diese auch bey den Vögeln hatte, ob auch hier eine Staatsbegebenheit ihm die sonderbare Idee an die Hand gab, auf welche diese Farce gegründet ist; oder ob seine Absicht nicht weiter ging, als auf der einen Seite einige Mängel und Lächerlichkeiten der athenienfischen Verfassung aufzudecken, auf der andern Seite aber sich über eine gewisse Classe von

leuten lustig zu machen, die in Athen wohl eben so zahlreich, als anderwärts seyn mochte, welche ohn' Unterlaß alles nur mögliche Böse von dieser Art von Verfassung sagten, die doch am Ende noch eine ganz gute Art von Verfassung war — das alles läßt sich jetzt wohl schwerlich zu irgend einiger Gewißheit bringen. Aber dem sey, wie ihm wolle, so bleiben die Vögel eines der unterhaltendsten und witzigsten Stücke des Aristophanes, und vielleicht das, welches eine Umarbeitung am ersten verstattete.

Doch vielleicht würde es einem Dichter, wie Göthe, mit jedem andern eben so glücklich gelungen seyn. Dem Genie ist nichts zu schwer, am wenigsten dem viel umfassenden, biegsamen Genie. Wer den griechischen Komiker kennt, der wird gestehen, daß sich Göthe seinen Humor vollkommen zu eigen gemacht, daß er ganz in seinen Geist und seine Manier eingedrungen, und daß die Lebhaftigkeit in der Darstellung bey dem deutschen Dichter an die des Griechen reicht; und diese Nachahmung oder Verdeutschung — im ausgedehntesten Sinne des Worts — wird selbst die hartnäckigsten Tadler des alten declarirten Bösewichts mit ihm aussöhnen müssen. Sie werden eingestehn, daß wenn der Grieche seinen Mitbürgern das war, was uns sein Nachahmer ist, daß wenn sein Spott eben so richtig auf griechische als dieser auf deutsche Thorheiten traf, es sich wohl der Mühe verlohnte seine Stücke zu sehn, und daß man so Unrecht nicht hatte, ihn von dieser Seite für unübertreflich zu halten.

Aristophanes Witz ist freylich fast ganz local. Um ihn zu fühlen, oder um ihn wenigstens vermittelst des Verstandes einzusehn, muß man ziemlich genau mit den athenienfischen Sitten und selbst mit den Sitten und Lebensumständen einzelner im Staate merkwürdigen Männer bekannt seyn. Und auch dann wird uns noch immer die Hälfte und mehr als die Hälfte verloren gehn.

Es würde uns schwer seyn zu wählen, wenn wir Beyspiele anführen wollten, wo es unserm Dichter gelungen ist, den griechischen Witz in deutschen Witz umzusetzen. Mit der Vergleichung einzelner Stellen ist es überhaupt nicht gethan. Man muß das griechische Original studieren und dann die Nachahmung dagegen halten, um zu fühlen, wie glücklich der Deutsche den Geist seines Vorgängers aufgefaßt und übertragen hat. Der schönste und witzigste Theil des Stücks ist Treufreunds Rede, in welcher er der Versammlung der Vögel beweist, daß sie das älteste Geschlecht lebender Wesen, älter als die Götter, und also zu regieren berechtiget sind. Vielleicht erzeigen wir einigen unsrer Leser einen Dienst, wenn wir ihnen ein Stück aus der entsprechenden Scene des Originals in der Uebersetzung mittheilen; wobey wir uns doch die Freyheit vorbehalten, einige anstößige oder platte Stellen unübersetzt zu lassen.

Pisthetäros (Treufreund) — Welchen Kummer empfind' ich, wenn ich euch ansehe! Euch, die ihr ehemals Könige wart!

Vögel.

Vögel. Könige? Ey, wie denn? wovon denn?

Pist. Von allem was ist. Ihr seyd älter, als ich und mein Freund hier; älter als Jupiter selbst; älter als Kronos und das Geschlecht der Titanen, älter als die Erde —

Vögel. Als die Erde?

Pist. So ist's.

Vögel. Das haben wir nicht gewußt.

Pist. So habt ihr also unwissend und unbekannt mit allem, was euch betrift, niemals die Fabeln Aesops gelesen? Er erzählt, daß die Lerche der erste unter allen Vögeln gewesen sey. Eher noch als die Erde war, war sie. Ihr Vater ward krank und starb. Es war noch keine Erde; fünf Tage lag er unbegraben. Unentschlossen und hülflos weinte seine Tochter neben ihm, und endlich begrub sie ihn auf ihrem eigenen Haupt.

Vögel. Was du sagst? Also läge der Vater der Lerche in ihrem Kopfe begraben?

Pist. Wenn ihr also älter seyd, als die Erde, wenn ihr früher wart als die Götter, wem gebührt das Reich, als dem Aeltesten? — Und ihr besaßt es. Nicht die Götter beherrschten zuerst das Menschengeschlecht. Vögel waren ihre Könige. — Hört meinen Beweis. War nicht der Hahn König, und zwar König der Perser? Ehe Darius und Megabyzus dieses Volk regierten, regierte er. Und von jener Zeit her heißt er der persische Vogel.

Wiedehopf. Er hat recht. Warum schritte denn sonst der Hahn so stolz einher, wie der

große König? Auch trägt außer ihm kein Vogel eine rothe Tiare auf dem Kopfe.

Pist. Und so mächtig war er damals und so groß, daß er selbst jetzt noch einen Schatten seiner ehemaligen Herrschaft behält. Kaum läßt er seinen Morgengesang erschallen, so springt alles zur Arbeit auf, Schmiede, Töpfer, Gerber und Riemer; und die Diebe fliehn erschrocken vor seiner Stimme. Ueber Griechenland aber herrschte der Geyer und regierte das Land.

Wiedehopf. Ueber Griechenland?

Pist. Und unter seiner Regierung lernte das Volk sich vor dem Geyer im Staube bücken. Den Zepter von Aegypten und Phönizien hielt der Gukuk in seiner Hand; und wenn der Gukuk Gukuk rief, mähten alle Phönizier den Roggen und Waitzen von ihren Aeckern. — Groß war ihre Herrschaft und weit verbreitet; Könige waren ihre Vasallen und auf ihren Zeptern thronten Vögel und lenkten ihren Rath und Handlungen.

Euelpis (Hoffegut) Wahrlich, das hab' ich nicht gewußt. Darum kam es mir immer närrisch vor, wenn Priamus in der Tragödie mit einem Vogel heraus kam — —

Pist. Und was das wichtigste von allen ist, trägt nicht Jupiter selbst den Adler auf seinem Haupte? Jupiter, der König der Götter und der Menschen! Und seine Tochter die Eule und Apollo den Habicht?

Wiedehopf. Beym Jupiter, er hat Recht! — Und warum haben sie das? sage.

Pist.

Pist. Könnt ihr fragen? Daß, wenn ihnen beym Opfer das Fleisch in die Hände gelegt wird, erst der Adler es koste, und nach ihm Jupiter. Keiner der damaligen Menschen schwur bey den Göttern; nur bey den Vögeln schwuren sie. Hört ihr nicht, daß Lampon noch täglich bey der Gans schwört, wenn er gelogen hat? — Und euch, die Herren der Erde! euch, die mächtigsten und ältesten Wesen! behandeln sie als einfältige und ohnmächtige Sklaven. Sie verjagen euch aus ihren Tempeln und tödten euch. Sie legen euch Schlingen und Leimruthen, stellen Sprenkel, Schneusen und Netze, mit denen sie euch berücken. An lange Spieße gesteckt, tragen sie euch zum Verkaufe herum und bereiten leckre Mahle aus eurem Fleisch u. s. w.

Der Mangel an Raum verbietet uns von der Umarbeitung der Singspiele Erwin und Elmire und Claudine von Villa Bella zu sprechen, welche nebst Egmont den fünften Band der gegenwärtigen Sammlung einnehmen. Wir behalten uns vor, bey der Erscheinung der nächsten Bände, von welcher wir wünschen, daß sie recht bald erfolgen mögen, unsern Lesern auch hierüber einige Anmerkungen mitzutheilen.

V.

P. Virgilii Maronis Opera, varietate lectionis et perpetua adnotatione illustrata a *Chr. Gottl. Heyne.* Editio altera emendatior et auctior. Lipsiae, sumtibus Caspari Fritsch. Tom. IV. Carmina minora et Indicem complectens. 1789. 8. 256 Seiten Text und 704 S. Register.

Mit diesem vierten Bande schließt sich, wie ehedem, so auch itzt, die vortrefliche oder vielmehr einzige Ausgabe des ersten aller römischen Dichter. Wie gar unähnlich ist doch der Eindruck, den ein Werk von solchem Umfange und solchem Werthe in der Seele des Lesers zurückläßt, wenn man ihn gegen den hält, den die gewöhnlichen Commentare unsrer meisten Philologen erzeugen! Das scharfe Auge der Kritik spähet lange und anhaltend, und späht sich müde, die Begierde zu tadeln schweigt und geht in Bewunderung über, und die glückliche Verbindung so mannichfaltiger Zwecke erweckt jene angenehme Empfindung, die gemeiniglich aus der Betrachtung eines in allen Theilen schön zusammenstimmenden Kunstwerkes entsteht. Man verzeihe uns eine Aeusserung, durch die wir Niemanden nahe zu treten gemeynt

meynt sind. Aber oft ist es schwer, wo nicht unmöglich, sein Gefühl zu unterdrücken: und auf welchen belohnenden Genuß kann der Mann von Kenntnissen und Geschmack für die uneigennützige Aufopferung seiner Muße und Kräfte rechnen, wenn ihm seine Zeitgenossen, um schaaler Rücksichten und Convenienzen willen, ihren lauten Beyfall und lauten Dank vorenthalten? Doch ohne weitere Vorrede zur Sache!

Virgils Culex gehört unter diejenigen Gedichte, die dem Erklärer eine Menge Schwierigkeiten in den Weg legen und ihm die Hinwegräumung und Auflösung derselben verhältnißmäßig nur karg vergüten. Die Erfindung an sich ist ohne alles Interesse, und die Ausführung viel zu simpel, und die ursprüngliche Darstellung viel zu schmucklos, als daß das Dürftige des Inhalts dadurch bedeckt werden sollte. Eine Schlange droht einem schlafenden Hirten Gefahr. Eine Mücke weckt und rettet den Schläfer durch ihren Stich. Sie wird unwillkührlich von ihm getödtet, erscheint ihm die folgende Nacht, beklagt sich über seinen Undank, und erhält ein Grabmahl. Man sieht leicht, daß ein solcher Vorfall, natürlich und einfach vorgetragen, immer eine artige Erzählung in Versen abgeben, allein bey weitem noch kein vorzügliches Gedicht heißen könne. Um auf diesen Titel Anspruch machen zu dürfen, müßte es durch eingemischte Episoden verschönert, durch Gemälde und Schilderungen belebt, und durch glückliche Züge und durch die Anmuth und Naivetät der Sprache unter-

unterstützt werden. Irren wir nicht, so haben die wirklich unbegreiflichen Interpolationen, die der Virgilische Culex durch die Grammatiker erfahren hat, in dem dunkeln Gefühl dieser Mängel und Unvollkommenheiten, wo nicht ganz, doch größtentheils ihren Grund. Die übergelehrten Herren mißverstanden die Absicht des Dichters. Sie wollten einen jugendlichen Versuch, eine der einfachsten poetischen Erzählungen zu etwas mehr machen, als sie ihrer ersten Bestimmung nach seyn sollte. Sie vermehrten, erweiterten, schmückten aus, und so entstand ein Gedicht, dem es freylich an glänzenden Verzierungen und Purpurstreifen nicht fehlt, das aber durch allen diesen entlehnten Putz lange noch kein gutes Gedicht ward.

Das größte Verdienst also, das sich ein Ausleger bey so bewandten Umständen um dieß frühere Werk der Virgilischen Muse erwerben konnte, bestand darin, daß er die unächten Stellen und Verse herauswarf, und ihm seine erste Gestalt wiederzugeben suchte. Dieser Gesichtspunkt war es, den Hr. H. bereits bey der alten Ausgabe ins Auge faßte, und itzt noch ungleich schärfer und genauer verfolgt hat. Die sogenannten Varianten sind nicht nur vollständiger gesammlet, richtiger gewürdigt, und mit vielen scharfsinnigen Conjecturen von ihm und andern Gelehrten bereichert, sondern überhaupt so bearbeitet, daß sie mit Recht als ein fortlaufender kritisch-exegetischer Commentar angesehn werden können. Doch zu dem allen war vorhin schon der Grund gelegt. Was aber jedem

jedem Freunde des Dichters, hauptsächlich dem im gründlichern Studium der Klassiker uneingeweihten, angenehm seyn muß, ist das hinzugekommene Resultat der angestellten Untersuchungen, oder der neue verbesserte Abdruck des ganzen Gedichts, mit Bemerkung der sämmtlichen untergeschobenen Stellen und Verse. Vielleicht erweisen wir den Besitzern der alten Ausgabe einen Dienst, wenn wir ihnen die Heynische Recension auf einer Seite mittheilen. Unter 413 Versen werden folgende 99 allein für ächt anerkannt: 1 und 2, 8 — 10, 24 — 35, mit Auslassung des 33, 41 — 52, mit Absonderung des 43, 57 — 77, 103 — 105, 155 — 165, den 159 und 60 ausgenommen, 181 — 196, mit Ausschließung des 184, 91, 92 und 93, 201 — 214 und 380 — 395, doch ohne den 388, 91 (von ac - Gramineam) und 93. Als wahrscheinlich sind nachstehende Lesarten und Verbesserungen aufgenommen: V. 9. securos portus. 26. Triste Iouis Coeique 34. versu et Phoebo duce 41. ad arces 44. Propulit vt 46. Vuida qua 48. nemoris de parte 49. auia rupis 50. gramina dente 58. docta ruris fastidiat; illi 64. ab vlla 65. mouet; nec pocula Graium 70. Vere nouat 73. Pollentemque sui, v. c. p. ludens 75. sunt grauidae 76. valle sub ima 104. Lene s. 105. resonabat garrula m. 161. Cum s. 163. magnos s. aestus 164. lambens grauis ore trilingui 165. nexibus orbes 181. P. humoris pastorem ext. 182. per spicula 185. Sic pos.

pos. 187. membris. Tum. 188. L. prospexit 194. voluentis m. d. 195. patentis 201. Jamque atro bii. 204. in requiem fessos 209. En, quid, ait, mer. 211. inania Auerni 384. inertia somni 385. Ingemuit gr. 390. parat impiger 394. Aggestam c. humum; iamque. So wenig man sich schmeicheln darf, das Virgilische Gedicht durch diese Absonderung und Verbindung in seiner ersten wahren Gestalt wieder erhalten zu haben, (ein Wahn, von dem gewiß niemand weiter entfernt ist, als der Herausgeber selbst!) so viel Scharfsinn verräth sich gleichwohl in diesem Versuche, so viel lehrreiches enthält er gleichwohl für den angehenden Kritiker. Nur selten leuchtete uns der Zusammenhang nicht vollkommen ein. Dieß war unter andern der Fall bey dem 105. V., den Hr. H. sogleich dem 155. anknüpft. Unächt sind die eingeschalteten Zeilen gewiß, aber zu rasch und unvorbereitet bleibt der Uebergang immer; vorzüglich beleidigt das Pastor ut requieuit, in Vergleichung mit dem unmittelbar vorhergehenden Et iam compellente pastore. Wahrscheinlich stand hier ein Gemälde der Quelle und der an ihr frohen Heerde, und ein aberwitziger Gelehrter verdrängte es durch seine mythologische Interpolation. Dasselbe scheint uns von der Verbindung des 165. V. mit dem 181. zu gelten. Sicher hatte der Dichter der Schlange nicht blos im Allgemeinen, sondern besonders nach der Gefahr, die sie dem Hirten drohte, erwähnt. Daher das Herzuellen der Mücke. Wie der Zusam-

sammenhang itzt ist, scheint ihr Beystand mehr zufällig als absichtlich, und das widerstreitet den Ansprüchen auf die Rettung des Hirten, die sie weiterhin ausdrücklich macht. Der Schluß des Gedichts endlich kömmt uns, wenn es mit dem 395. V. endigt, etwas kahl vor. Wenigstens vermißt man die Ehrenbezeugungen und die Grabschrift der Mücke ungern. Vielleicht steckt in den Interpolationen von 396 – 413 V., in denen unser Herausgeber selbst die Hand eines gelehrten Dichters erkennt, manches, was Virgilen als Eigenthum zugehört. Aber wer vermag hier das Falsche von dem Wahren zu scheiden?

Wir wünschten gar sehr, daß es Hrn. H. gefallen haben möchte, dem zweyten Gedichte Ciris gleichfalls noch einige Blätter zu schenken und es, wie die Culex, verbessert abdrucken zu lassen. Unsers Bedünkens ist dieß Stück, seinem poetischen Werthe nach, gar sehr über das vorige erhaben, und jungen Lesern mit ungleich größerm Rechte zu empfehlen. Abgerechnet, daß der Gegenstand selbst schon mehr einnimmt und anzieht, abgerechnet, daß die Leidenschaft, die in der Tochter des Nisus wüthet, das Gedicht mehr belebt und erhöht — wie reich ist es nicht an einzelnen schönen Beschreibungen und Stellen, die dem erstern ganz abgehn! Wie charakteristisch ist unter andern nicht die Besorgniß der Amme, wie vortreflich die Verwandlung der Scylla geschildert! Vielleicht schien es dem Herausgeber hinlänglich, Ein Beyspiel, statt aller, aufgestellt zu haben, vielleicht glaubte

er auch, daß hier den ursprünglichen Text zu errathen, vergleichungsweise, weniger schwer sey. Wirklich ist die Anzahl der eingeschobenen Verse und verderbenen Lesarten lange so groß nicht, als in der Culex, und die Beurtheilung derselben schon in der alten Ausgabe ausführlich genug. Das meiste, was zu den Varianten hinzugekommen ist, besteht daher auch mehr in Heinsius und Schraders ausgezogenen Conjecturen, als in neuen Bemerkungen und Aufschlüssen.

Fast das nämliche gilt zugleich von den noch übrigen Gedichten, wir meynen von den Catalecten, der Copa und dem Moretum. Sie haben die bessernde Hand seltner erfahren, weil sie ihrer seltener bedurften. Es sey uns vergönnt, einige Bemerkungen, die sich uns beym Durchlesen darbothen, hier mitzutheilen. Ora littoris Surrentini (Catal. 6, 12.) läßt sich, wie uns dünkt, aus einer Nachricht, die von Donat im Leben Virgils aufbewahrt worden ist, und nichts verdächtiges an sich trägt, sehr gut erklären. Georgica, heißt es daselbst §. 11. septennio Neapoli, Aeneida partim in Sicilia, partim in Campania duodecim confecit annis. Ora Surrentina wäre auf diese Art Campanien, der Geburtsort der Aeneide, und der Sinn: „Cäsar und Campanien rufen dich, o Venus, zum Beystande des Sängers vom Olymp." Uebrigens sind wir ganz der Meynung, daß nicht Virgil, sondern seiner Freunde einer der Verfasser des kleinen Stücks sey. Beym zwölften Epigramm fiel uns anfangs Phra-

hetes

hates der Sohn des Orodes und Ueberwinder Antons ein, allein wir gestehen gern, daß von diesem nur sehr uneigentlich Terrarum hic bello magno concusserat orbem und Caetera namque viri cuspide conciderant gesagt werden könne. Unstreitig geht es, wie Scaliger bereits wollte, auf Mithridates den Großen. Der Einwand, daß es im 8. V. nicht e patria, sondern e regno heißen müsse, scheint uns hier von keinem Belang. E patria steht, oder kann wenigstens sehr bequem für e patrio regno stehen, als woraus der König allerdings durch den Pompejus vertrieben wurde. In dem letzten Distichon ist die Wortfügung, wie wir glauben: Tali nutu *sic* hora fallax dedit momento temporis (als Dativ) mortalia nämlich dissipanda, delenda, oder noch leichter *permisit*, *concessit*. Das dritte und vierte Epigramm, wofern sich's anders der Mühe verlohnt, über einen so unwichtigen Gegenstand ein Wort zu verlieren, sticht, unsrer Meynung nach, einen lästigen aufgeblasenen Menschen an, der sich viel auf seine reiche Heirath zu gute that, allein theils durch eigne Schuld, theils durch seines Schwiegervaters Verschwendung sich in kurzem um sein Vermögen gebracht sah. Daß er hauptsächlich durch ein übermüthiges Betragen beleidigte, giebt die wiederholte Anrede Superbe Noctuine hinlänglich zu erkennen.

Ueber den Werth des Moretums urtheilt Hr. H. noch itzt so günstig, wie ehedem. Idyllium

hoc, sagt er, est ex elegantissimis, quod maiori Eclogarum Virgilianarum parti praeferam, in quibus sententiae ex Theocrito mutuatae annumerantur. Wir möchten diesen Ausspruch doch nicht ohne alle Einschränkung unterschreiben. Daß ein Gedicht, welches uns einen römischen Landmann in allen den kleinen Geschäften, die ihm der anbrechende Morgen auflegt, vor Augen stellt, und uns so zu sagen, mit dem Innersten seiner Haushaltung bekannt macht, für den neugierigen Alterthumsforscher eine, in mehrern Rücksichten, wichtige und unterhaltende Lectüre bleibt, räumen wir gern ein. Aber über die Vortreflichkeit des Stückes selber entscheidet dieser, von Zeit und Umständen abhängige, Beyfall so wenig, als das Interesse, das ein Gelehrter späterer Jahrhunderte vielleicht einmal in verschiedenen Vossischen Idyllen finden dürfte, für die poetischen Verdienste dieser Versuche sprechen kann. Unsers Bedünkens mußte den Römern (und was diesen das Stück war, nicht, was es uns ist, wird hier gefragt;) bey den weitläuftigen Beschreibungen des Feueraufschlagens, Mahlens, Brodbackens u. s. w. gerade so zu Muthe seyn, wie uns bey gewissen Alltagsscenen des häuslichen Lebens ein Abendschmaus und Geburthstag. Nicht alle Gegenstände, denen man poetische Farbe und Sprache leihen kann, sind, nach den Grundsätzen, die wir als die wahren des beschreibenden Gedichts anerkennen, einer gefälligen Behandlung fähig, sondern

dern allein solche, die sich durch Neuheit, Größe und Anmuth auszeichnen, oder mit den Neigungen des Herzens in einer gewissen Verbindung stehen, und wenn uns daher das Virgilische Gedicht gefällt, so gefällt es uns sicher aus einem sehr unpoetischen Grunde, und in einer Rücksicht, die bey den Römern gar nicht eintreten konnte — durch den zufälligen Reiz der Neuheit, den ihm die Unbekanntschaft mit dieser Volksklasse der Römer und ihrer Lebensweise ertheilt.

Die größere Hälfte dieses Theils füllt endlich ein vortrefliches, stark vermehrtes, dreyfaches Register über die Wörter, eignen Namen und Noten. Es hieße diese mühsame Arbeit sehr gering anschlagen, wenn wir blos sagten, daß die Heynische Ausgabe durch sie erst recht brauchbar geworden sey. Der Index über die Wörter ist eine wahre Fundgrube classisch - poetischer Latinität. Ueber die Gültigkeit unzähliger Verbindungen und Zusammensetzungen, so wie über den Gebrauch zweifelhafter Epitheten und Synonyme, wird künftig weder der Freund der römischen Poesie, noch der Erklärer der Alten in irgend einer Verlegenheit seyn, sondern allein schon durch dieß Hülfsmittel sich den Verdruß eines fruchtlosen Nachsuchens ersparen. Welch ein Unterschied zwischen einer solchen Arbeit, wo der fleißige Leser Virgils alles mit Einem Blick, und oft ohne die Stellen selbst nachzuschlagen, übersieht, und zwischen der so sterilen und doch so sehr

geschätzten erythräischen Concordanz! Um so viel hat man sich auch hierinne dem wahren Zweck und der eigentlichen Bestimmung der Sache genähert. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß man, wenigstens über die Dichter des goldnen Zeitalters, (eine eben nicht übermäßige Foderung!) ähnliche Verzeichnisse besäße. So könnte man doch gewiß seyn, den Reichthum der römischen Dichtersprache aus Einer Periode ganz zu kennen.

Noch haben wir der besondern Zierde dieser neuen Ausgabe, wir meynen des Titel- und Dedikationskupfers und der sechzig bis siebenzig Anfangs- und Schlußleisten, alle nach Antiken von H. Fiorillo gezeichnet und von Hrn. Geyser gestochen, nicht erwähnt. Die beiden ersten sind eigentlich aus mehrern Antiken zusammen gesetzt, allein, unsers Bedünkens, zu überladen, als daß sie der gute Geschmack unbedingt billigen könnte. Desto simpler und kunstloser sind die meisten übrigen Verzierungen, die sich sämtlich bald auf einzelne Stellen, bald auf den Inhalt ganzer Bücher beziehen, und in einer Nachricht am Ende des vierten Bandes (S. 235—256) erklärt werden. Bey einigen ist die Wahl überaus glücklich. So steht z. B. vor den Eklogen ein Satyr, der einen jungen Faun die Syrinx blasen lehrt, und darunter Fortunate puer, tu nunc eris alter ab illo; vor dem ersten Buche des Gedichts über die Landwirthschaft, Ceres und Triptolem, auf dem Drachen.

chenwagen, nach dem mantuanischen Gefäß zu Braunschweig gezeichnet, unten Prima Ceres ferro mortales vertere terram instituit; vor Aeneid. 1. Neptun, den Trident schwingend, nach einer Münze des Demetrius, zur Unterschrift: Maturate fugam; vor Aeneid. 2. Aeneas, seinen Vater auf der Schulter und den kleinen Ascanius an der Hand, mit den Worten: dextrae se paruus Iulus Implicuit sequiturque patrem non passibus aequis; als Schlußleiste zu Ende des vierten Buches, Amor, auf einem Löwen reitend; nach der Einleitung zum Moretum zwey alte Handmühlen; vor dem Gedichte selbst eine schöne Aurora, nach einer Gemme in der Sammlung des Herzogs von Orleans. Zu bedauern ist es nur, daß das Papier, wenigstens in dem vor uns liegenden Exemplare, so dünn und zart ist, daß die Buchstaben von der andern Seite gar merklich durchschlagen und die Schönheit der Vignetten verderben.

So sehr Schwäche und Unvollkemmenheit das Siegel aller menschlichen Werke ist, und so bescheiden der Verf. selbst von seinen Bemühungen urtheilt, so wenig scheint uns gleichwohl, nach dieser nochmaligen Ueberarbeitung, für den römischen Sänger zu thun übrig gelassen. Schon die seltenen Beyträge, die Hr. H. in einem Zwischenraume von zwanzig Jahren erhalten hat, sind ein großer Beweis, daß für die Interpretation, in so fern sie

den Zusammenhang und die Darstellung des Ganzen betrift, gar nichts, für einzelne Stellen aber, nicht einmal eine beträchtliche, geschweige denn eine reichliche Nachlese zu erwarten sey. Desto stärker erneuert sich in dem Freunde der alten Litteratur der Wunsch, daß endlich auch der Sänger der Iliade einer ähnlichen Sorgfalt gewürdiget werden möchte. Es ist wahr, ganz vernachläßiget liegt er nicht. Verschiedene Gelehrten haben ihm ihren Fleiß nicht ohne Erfolg geschenkt, haben manche gute Winke benußt, manche neue Aussicht geöffnet: allein wer weiß nicht, was, und wie viel allen diesen Versuchen noch abgeht? oder kann man es läugnen, daß die Homerische Kritik einem völlig unangebauten, und die Erklärung des Griechen, in wie weit sie von Kenntniß der Sitten, Gebräuche und Denkungsart der damaligen Welt abhängt, mehr einem strichweise bestellten, als ganz bearbeiteten Felde gleicht? Wenn sich, wie uns der Ruf sagt, Hr. H., dieser Arbeit bereits wirklich unterzogen; wie sehr wünschen wir Ihm Gesundheit und Kräfte zu Vollendung dieses großen Unternehmens!

VI. Ver-

VI.

Vermischte Nachrichten.

Neue französische Kupferstiche.

Il est trop tard, ein buntfarbiges Blatt, von A. C. Sergent. Preis 9 liv.

Galerie du Palais Royal, gravée d'après les Tableaux des differentes Ecoles, qui la composent, avec un Abrégé de la Vie des Peintres & une Description historique de chaque Tableau, 14te Lieferung: enthält le Tentateur, ein Gemälde von Titian, von Bersenest gestochen. Venus & Adonis, nach Luc. Cambioso von G. M. Le Villain. La Vision de St. François, nach Annibal Carrache, von A. Romanet. Venus qui se mire, nach Titien Vicelli, von Leybold. Charles Ier, nach Vandyke, von Romanet; und le Chariot, nach Breugel, von J. Dequevauvillier. Preis 12 livr.

Louis XVI, dedié à la Nation, buntfarbig, 16 Zoll hoch, 12 und einen halben breit, gezeichnet und gestochen von de Bücourt. 16 liv. im Preise. Daßelbige, gezeichnet und gestochen von Couteiller. Preis zu 6 liv.

Von der Histoire de France, répresentée par figures, accompagnée de discours,

 &

& ornée de Portraits de ses Rois, von David gestochen, die zusammen drey Bände in Quart ausmachen; ist bereits die achte Lieferung ans Licht gestellt. Jede enthält drey Platten und Portraite zu 8 Livres.

Von den Portraits des Grands-hommes, Femmes illustres & Sujets mémorables de France; buntfarbig, ist die 22ste Lieferung fertig.

Les chagrins de l'Enfance; ein buntfarbig Blatt von Le Coeur, nach Mouchet. Preis 9 Livres.

Sainte Cecile, in englischer Manier von Bounieu. 9 Liv.

L'Oeil du Genie, ou les Armes de M. Necker, ein allegorisches Blatt, macht das Gegenbild von l'heureuse Administration, von Güyot gestochen, nach Marie Anne Croisier. 1 Liv. 16 S.

Geneviève des bois, Comtesse de Brabant, von Augustin Le Grand, nach einem Gemälde von F. Schall gestochen. Der Inhalt ist nach einigen Couplets aus der Innocence reconnue, einer Romanze des Hrn. Berquin.

Eine Lage Costumes Indiennes, von sechs Blatt, dessinés d'après les Ambassadeurs du Nate & leur suite. Preis 36 Sous schwarz und 4 Liv. bunt.

Portrait de Mgr. le Duc d'Orleans, gezeichnet und buntfarbig gestochen von dem Maler de Bücourt. Preis 3 Liv. Darunter steht ein

Bas-

Basrelief, wo die Wohlthätigkeit, unter der Gestalt der Minerva, der Armuth die Hand reicht, und sie mit dem Wappenschilde von Orleans deckt. Neben ihr verbreiten Kinder Ueberfluß und Unterstützung: in der Entfernung dichtet der Genius der Vaterlandsliebe auf Entwürfe der öffentlichen Wohlfahrt.

Portrait de Mr. I. I. Guillotin, Docteur Régent, ancien Professeur de la Faculté de Médecine de Paris, von B. L. Prevost, nach einer Zeichnung von T. M. Moreau.

La Présidente de Tourvel; Valmont & la Présidente de Tourvel, zwey Blätter, wovon der Inhalt aus den Liaisons dangereuses gezogen sind, in englischer Manier, von Romain Girard, das eine nach Lavrince, das andre nach Touze'; schwarz 4 Liv. buntfarbig 9 Liv.

Qu'en dit l'Abbé? von de Launoy dem ältern, nach einem Gemälde des Lavrince, macht das Gegenbild von Le Billet doux, nach demselbigen Künstler. Preis 6 Liv.

Portrait de M. d'Ormesson, gestochen von D***. 1 Liv.

Portrait de le Kain, als Orosman, mit folgendem darunter stehenden Vers:

Le voilà donc connu, ce secret plein d'horreur!

ein Blatt 14 und einen halben Zoll hoch, 10 breit, von Saint-Aubin, nach einem Gemälde von Le Noir. Preis 6 Liv.

Troisième vue intérieure de Paris, représentant le Port St. Paul: von Berthault,

nach einer Zeichnung des Chevalier de l'Espinasse, zu 12 Liv.

L'Amour ingénieux; Télémaque & Eucharis; zwey Gegenbilder, buntfarbig, nach Fragonard, von Legrand, zu 3 Liv.

Portrait en pied de Mlle Wuïet, nach einem Miniaturgemälde von de Romany, und von Vangelisty gestochen. Die allegorische Composition ist von Muncian. Preis 6 Livr. Im ersten Abdruck 12 Livres.

Portrait en pied de Louis XVI, in dem großen Ordenshabit des heil. Geistes, von Bücourt gemalt und buntfarbig gestochen. Preis 16 Livres.

Le Rappel de M. Necker, ein Fuß breit, 10 Zoll hoch, von Gaucher gestochen, nach M. J. H. C s. Drunter liest man folgende Erklärung: Le Roi reçoit M. Necker des mains de la France, répréfentée fous l'emblême d'une belle femme, aux acclamations des peuples, le 24. Août 1788. Man erblickt am Himmel das Auge der Fürsehung unter der Aufschrift: Post tenebras lux: Die Wolken zerstreuen sich und die Laster stürzen in Abgrund.

Rosa, auf Zeichnungsart gestochen, von Le Maire, nach Legrandl, dem ältern, 2 Liv.

Vue perspective de la place de Louis XV, & du Pont de Louis XVI. commencé en Mars. 1787. d'après le projêt de M. *Perronet.* Preis 4 Liv.

Ankün-

Ankündigung.

Die mannichfaltigen Unglücksfälle, welche ich bey der Schaubühne erlebte, besonders aber der mir höchst schmerzliche Verlust meiner Gattinn und Kinder, die mir der Tod in den zwey letztverfloßnen Jahren entriß, haben mich nun schon seit einem Jahre von der Bühne entfernt, und den Entschluß in mir erzeugt, meine sämtlichen dramatischen Schriften, welche ich einst als einen Nachlaß für meine Familie bestimmte, nun selbst herauszugeben und den Ertrag davon für mein späteres Alter zu nützen.

Der größere, und wie ich mir schmeichle, bessere Theil dieser meiner dramatischen Schriften ist noch nie gedruckt worden. Die Ausarbeitung derer bisher in meinem Pulte verwahrten Entwürfe, die Verbesserung meiner bereits gedruckten Schriften und die Ermunterungen und Tröstungen meiner Freunde und Gönner, die ich mir zum Theil durch die Bekanntmachung meiner ersten Versuche erwarb, waren die vermögendsten Mittel, meinen Gram zu mildern und mich über den Verlust einer so geliebten Familie einigermaßen wieder aufzurichten — und meine Entfernung von der Bühne gewährte mir Musse, beynah Alles, was zur Herausgabe dieses Werks bestimmt war, so korrekt als möglich zu vollenden. Da dieß nun so weit gediehen ist, so ersuch' ich meine sämmtliche Freunde und Gönner, mein Unternehmen durch ihre gütige Verwendung zu unterstützen, um allem besorgenden Nachtheile, bey dem dazu erforderlichen kostbaren Aufwande, vorzubeugen.

Ich gedenke diese vollständige Sammlung meiner sämtlichen dramatischen Schriften in acht Bände herauszugeben, wovon die vier ersten, Ostern 1790, und die letztern im December desselben Jahres erscheinen sollen. Der Pränumerationspreis auf das ganze Werk ist zwey Spec. Dukaten. Ein Dukaten wird, gegen Empfang

Empfang eines Scheins wenigstens vorausgezahlt; die zweyte Hälfte kann allenfalls bey Ablieferung der vier ersten Bände erfolgen. Die Pränumeration bleibt bis Ende Februar 1790 offen; meine Sammler werden hiernach ersucht, mir bis dahin aufs späteste die einkassirten Summen, nebst den Verzeichnissen der Pränumeranten, einzusenden, weil deren Namen dem ersten Bande vorgedruckt werden sollen.

Die Pränumeranten erhalten einen Schein, von demjenigen, dem sie das Geld auszahlen, unterschrieben, und den Druck des Werks auf feines starkes Postpapier abgezogen; der nachherige Preis desselben, auf ordinair Schreibpapier, wird acht Thaler seyn. Auf Postpapier werden nicht mehr Exemplare abgedruckt, als ohngefähr bestellt werden dürften; der Preis eines solchen Exemplars, wenn noch einige vorräthig blieben, würde nachher zehn Thaler seyn.

Alle diejenigen, welche sich für die Herausgabe dieses Werks, durch Sammlung von Pränumeranten, interessiren wollen, wenn sie auch nicht besonders von mir darum ersucht wären, erhalten auf zehn Exemplare eins ohnentgeldlich.

Stets hab' ich allen Fleiß angewandt und alle Kräfte aufgebothen, den Beyfall, womit das Publikum meine erstern Versuche aufgenommen hat, zu verdienen, und dieß wird auch jetzt vorzüglich bey einem Werke geschehen, wodurch ich mich in dem Andenken meiner Landsleute besonders zu erhalten wünsche. Geschrieben, Hamburg, im April 1789.

Johann Christian Brandes.

In Leipzig nimmt Hr. Bretzner und Hr. M. Dyk Pränumeration an.

Neue Bibliothek

der schönen

Wissenschaften

und

der freyen Künste.

Neun und dreyßigsten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,

In der Dyckischen Buchhandlung.

1789.

Inhalt.

)(

cal

I. Fort.

I.

Heynii Opuscula Academica. (Fortsetzung der im 1sten Stück des 38sten Bandes abgebrochenen Recension.

Wir übergehen einige Abhandlungen, welche nicht für unsre Bibliothek gehören. Die nächste handelt Von dem Einfluß der ältesten griechischen Dichter auf die Sitten, sowohl des ganzen Volks, als der einzelnen Glieder derselben.

Es giebt wenige Gegenstände des Alterthums, über welche so seichte und unrichtige Urtheile gefällt worden sind, als über den Zustand und über die Beschaffenheit der Musik und Poesie in Griechenland; und es giebt wenige Untersuchungen von dieser Art, welche so viel seltsame Wünsche, so viel unausführbare Plane und Vorschläge veranlaßt haben. Ein Gegenstand, von dem jedermann etwas zu wissen glaubt, und von dem jedermann nothdürftig mitsprechen kann, ohne von demselben mehr als die Außenseite gesehen zu haben, mußte freylich reiche Gelegenheit zu Declamationen geben, in denen man bald dem unbeneideten Glanz des Alterthums ein recht häßliches Dunkel der neuern

Zeiten entgegensetzte, bald einen reichhaltigen Witz und bald eine uneigennützige Liebe für das Vaterland strahlen ließ. Was sich beym ersten Anblick zeigt ist dieses: Die schönen Künste, vornämlich Dichtkunst und Musik, standen bey den Griechen in einem weit höhern Rang, als bey dem cultivirtesten Volke neuerer Zeit, und diese Achtung, deren sie genossen, wirkte wahrscheinlich wieder zurück und flößte den Dichtern das Bestreben ein, ihre Kunst dieser öffentlichen Achtung immer würdiger zu machen.

Woher es kömmt, daß diese goldnen Zeiten der Dichtkunst mit dem Untergange der griechischen Freyheit, und noch früher als diese, von der Erde verschwunden sind; woher es kömmt, daß die Dichter in keinem Staate mehr die ersten Stellen bekleiden, nicht mehr Gesetzgeber, Priester, und Lehrer der Völker und Könige sind — von allen dem ist hier nicht der Ort die Ursachen aufzusuchen. Einige derselben werden von selbst in die Augen fallen, wenn wir hier die Gründe anzeigen, aus denen der Hr. Hofrath H. das hohe Ansehn herleitet, in welchem Dichter und Musiker in Griechenland standen.

Diese ergeben sich größtentheils aus einer aufmerksamen Betrachtung des Zeitalters und der Umstände, in denen die ersten Dichter Griechenlands lebten und sangen, theils auch aus der Lebensart, welche sie führten, und dem Inhalt ihrer Gesänge. Bey allen wilden Völkern muß Musik, Tanz und Gesang in großem Ansehn stehn. Gleich den Kindern

dern werden ſie durch jeden ſinnlichen Eindruck heftig gerührt, und drücken hinwiederum ihre Empfindungen durch ein lautes Geſchrey und durch heftige Bewegungen des Körpers aus. Dieß iſt der erſte rohe Anfang des Tanzes, des Geſangs und der Muſik; und es giebt kein barbariſches Volk, bey welchem ſich nicht alles dieß roher oder ausgebildeter finden ſollte; keines, das nicht bey beſondern Veranlaſſungen die ihm angeborne Trägheit vergäße, gemeinſchaftliche Tänze aufführte, und die Großthaten ſeiner Helden, die Glücks- und Unglücksfälle ſeines Stammes beſänge. Bald zeichnen ſich einige durch beſondre Talente vor den übrigen aus. Mehrere wetteifern um den Beyfall der Verſammlung; der Ehrgeiz wird gereizt; die Erfindungskraft aufgeboten; die rohen Künſte vervollkommnen ſich; die Sprache bildet ſich aus; mit der Muſik verbunden mißt ſie ihre Glieder ab, und bekömmt poetiſchen Numerus. Dieſe Vervollkommung wirkt auf die Gemüther der Zuhörer zurück; und bald bedient ſich der Dichter ſeines Uebergewichts zur Verbreitung nützlicher Lehren, zu Anrathung guter Einrichtungen. Geſetze und Sitten bilden ſich durch die Gewalt der Dichtkunſt aus.

Der Dichter iſt der erſte Mann in ſeinem Stamme; und ſo wie ſich auf der einen Seite ſein Ruhm nicht weit verbreitet, ſo iſt er auf der andern von denen, die ihn kennen, deſto mehr geehrt und geliebt. Seine Reden ſind in aller Mund, und pflanzen ſich leicht auf die Nachwelt fort.

Die alten Sitten erhielten sich sehr lange in Griechenland. Auch in den cultivirtern Zeiten sahe man in dem Gewebe der Religion, Gesetzgebung und Sitten noch sehr deutlich die Fäden, die in jener Epoche der Rohheit angelegt worden waren, so daß man über diese Gegenstände durchaus nicht richtig urtheilen kann, wenn man sie nicht auf ihren ersten Ursprung zurückführt. So schöpfte man in den Schulen Griechenlands den ersten moralischen Unterricht der Jugend aus den Dichtern. In der Philosophie blieben noch lange Zeit Reste der poetischen Sprache zurück, weil die Philosophie von der Dichtkunst ausgegangen und Dichter die ersten Philosophen gewesen waren. Und vielleicht rührte die Sitte, welche in mehrern Staaten Griechenlands herrschte, die Jugend in der Musik unterweisen zu lassen, zum Theil von der Tradition der großen Wirkungen her, welche diese Kunst ehemals bey den rohen Vorfahren der Griechen hervorgebracht hatte. Diese Wirkungen waren keine Erfindung fabelnder Dichter. Sie werden uns begreiflich, sobald wir bedenken, daß die Musik in jenen Zeiten mit Worten und lebhaften Bewegungen verbunden war, und daß die Feyerlichkeit des Orts und der Umstände, unter denen man sie brauchte, die Seele für starke Eindrücke empfänglich machte. So konnten die Lehren der Moral leichter Eingang finden, und zwar um desto mehr, da diese Lehren keine andern als solche Dinge betrafen, die jedem Zuhörer wichtig waren, da sie sich ganz bestimmt auf den Zustand derselben bezogen, da sie nicht geradezu in der Ab-

sicht

sicht zu unterrichten vorgetragen waren, und endlich da ein großer Theil derselben, in Mythen und Bilder eingehüllt, durch die Einbildungskraft sich einen Weg zu dem Herzen bahnte.

In dem Anhange zu dieser Abhandlung bemerkt der Verf. mit Recht, daß man, um vollkommen richtig über diesen Gegenstand urtheilen zu können, einen genauen Unterschied der Zeiten machen und nicht die rohen Sitten der frühen Jahrhunderte mit den Vorstellungen des aufgeklärten und gebildeten Griechenlands verwechseln müsse. Alle die Wunder, welche die Griechen von den Wirkungen der Musik und Dichtkunst erzählen, fallen in die Zeiten der Barbarey, und was man auch immer von Empfänglichkeit für diese Gattungen der schönen Künste, als eine Folge der höhern Cultur empfindeln mag, so bleibt es dennoch eine ausgemachte, und durch häufige Erfahrungen bestätigte Wahrheit, daß sie ihre ganze Gewalt nur über ganz sinnliche Menschen ausüben können. Der Barbar empfindet, der cultivirte Mensch denkt mehr über die Quellen und Gründe seiner Empfindungen nach. Dieser entdeckt und genießt einen großen Theil von Schönheiten durch den Verstand, und das Bewußtseyn, vermittelst desselben über Gegenstände, welche nicht von seinem Ressort sind, dennoch richtig entscheiden zu können, ersetzt ihm auf gewisse Weise das, was ihm an Intension der Empfindung abgehn muß. Diese muß bey dem Barbaren um desto größer seyn, da ihm, so zu sagen, nur die Organe der untern Kräfte der Seele geöffnet sind.

Unstreitig erklären wir den Homer und entwickeln seine Schönheiten richtiger, als seine Landesleute, welche sie dafür lebhafter fühlten. Und vielleicht auch dieses nur bis zu einer gewissen Zeit. Noch während dem Lauf des sokratischen Jahrhunderts gewann die Philosophie die Oberhand über die Dichtkunst, und die letztere behielt von ihren Rechten wenig mehr als die Titel übrig. Die Jugend ward noch immer aus dem Homer unterrichtet, aber ohne etwas mehr daraus zu lernen, als soviel zum Verständniß der äußerlichen Religion gehörte; und diese Art des Unterrichts fing sogar an schädlich zu werden, da der Knabe aus dem Homer eine Menge Dinge lernte, die der Jüngling in den Schulen der Philosophen wieder vergessen mußte. Die Feste der Götter wurden zwar noch durch Gesänge verherrlicht; aber der Geist der Religiosität und Andacht, das Medium, durch welches die Dichter ehemals gewirkt hatten, war dahin, wenigstens bey dem bessern und edlern Theile der Nation. Die Dichtkunst, welche ehemals den Ceremonien des Gottesdienstes das Wesen gab, war nun selbst zur Ceremonie heruntergewürdigt. Und so fuhren zwar auch die Philosophen immer fort, die Dichter gleichsam als Währmänner ihrer Grundsätze anzuführen; aber theils nur, weil diese Grundsätze dadurch eine gewisse Popularität bekamen, theils auch blos zur Verbrämung, wie jedermann aus dem Beyspiel Plutarchs weiß. Die meisten dieser Anführungen beweisen nichts weiter, als daß man die Dichter gelesen habe; aber sehr viele zeigen

deut-

deutlich genug, daß man nicht verstund, was man las.

Wenn dieses erwiesen ist, so dürfte auch folgendes leicht zu erweisen seyn: daß die enthusiastischen Anpreisungen der Dichtkunst und Musik in dem Munde der spätern Griechen für nicht viel mehr zu halten sind, als für das Echo der Bewunderung, die man diesen Künsten in frühern Zeiten aus wahrer und inniger Empfindung schenkte; daß ferner die Wachsamkeit der Obrigkeiten über den Unterricht in der Musik, für nichts weiter, als für die Aufrechthaltung eines Gebrauchs anzusehen, den man für nothwendig hielt, weil er sich aus den ältesten Zeiten herschrieb; und daß man wahrscheinlich sehr Unrecht hat, mit Polybius, den Verfall der einen oder der andern Stadt in Griechenland, von dem Verfalle der Musik in derselben herzuleiten. (ſ. Pauw Récherches ſur les Grecs. Tom. II. p. 134.) Endlich, als Resultat aus allen dem, daß um Dichtkunst und Musik wieder auf den höchsten Thron gesetzt, und ihren Einfluß wieder vollständig hergestellt zu sehn, es nicht weniger bedürfte, als eines Rückfalls in die tiefste Barbarey, mit der gänzlichen Vernichtung alles dessen begleitet, was wir jetzt wissen, kennen und schätzen, um dann wieder von neuen gleichsam aus uns selbsten hervorzugehn und den Weg der Cultur noch einmal von vorne anzutreten.

Die folgende Abhandlung beschäftigt sich mit der wichtigen Untersuchung über den physischen Ursprung der Mythen. Fast jedes Volk hat seine

Mythologie. Sobald es einmal den Begriff von gewissen Kräften in der Natur gefaßt, diesen gewisse Namen beygelegt, und ihnen einen bestimmten Ort des Aufenthalts angewiesen hat, so entstehen die Mythen gleichsam von selbst, und die Kamtschadalen und Grönländer haben eine Mythologie, welche beynahe eben so zusammen gesetzt ist, als die Mythologie der Griechen, der Juden, und andrer Völker des Orients. So verschieden diese Fabeln auch immer unter verschiedenen Völkern seyn mögen, so haben sie doch von der andern Seite so vieles unter sich gemein, daß diese Aehnlichkeit sehr leicht auf die Vermuthung eines gemeinschaftlichen Ursprungs führen kann.

Diese Idee hat auch in der That eine sehr lange Zeit geherrscht. Da man das ganze Menschengeschlecht von einem Stammvater herleitete, da also alle Völker aus Einem Lande hervorgegangen waren; da ferner der Dienst des wahren Gottes der erste auf der Erde gewesen seyn sollte, so mußte man alle Religionen als Abartungen der ersten, und alle damit verbundne Mythen als eben so viel Irrthümer und Ketzereyen betrachten, in denen die in Abgötterey versunkene Nationen die Wahrheit verdunkelt und unkenntlich gemacht hatten.

Wenn man bey der griechischen Mythologie allein, und den verschiedenen Gesichtspunkten stehen bleibt, aus denen man sie ehemals zu betrachten gewohnt war, so wird man bald gewahr, daß, wie bey den meisten Wissenschaften, so auch hier, die Systemensucht der Entdeckung der Wahrheit im

Wege

Wege stand. Das ganze verwickelte Chaos der griechischen Mythen sollte durchaus Einen Mittelpunkt haben, auf den sich alle Theile desselben bezögen, und man ward lange Zeit die excentrischen Kreise nicht gewahr, die bey jedem Versuche dieser Art in sehr großer Anzahl entstanden. Die ältesten Erklärer der Mythen sahen allenthalben eine moralische Wahrheit in das Gewand der Fabel gehüllt; andre fanden ihren Sinn in der Astrologie; noch andre endlich in der Geschichte der ältesten Zeiten; und dieses letzte System hat in der neuern Zeit einen so großen Beyfall gefunden, daß man die Geschichte der Urwelt in allem Ernst mit einer Menge von Factis bereicherte, die sich nirgends und niemals zugetragen haben.

Dieser Hang die griechischen Mythen aus einem einzigen Principio herzuleiten, entsprang sehr natürlich aus einem andern Irrthum, der sich von sehr frühen Zeiten an erhalten, und erst in unsern Tagen durch Heynens glückliche Bemühungen um diesen Theil der Alterthumskenntnisse zerstreut worden ist. Man hielt den Homer und Hesiodus für die Schöpfer und Erfinder der ganzen griechischen Religion und Mythologie, und alle Griechen in Rücksicht auf die Religion für Homeristen. Daß dieses das einzige und außerordentlichste Beyspiel einer ganz neuerschaffnen Religion sey, daß Homer und seine Gedichte nur einem sehr kleinen Theile der griechischen Nation bekannt gewesen, als schon allenthalben Tempel und Altäre der Götter standen, — das hielt nur sehr wenige in dem Flug ihrer

Hypothesen auf. War aber Homer der Vater der Religion und Mythologie, so war es auch sehr zu vermuthen, daß er sie in einem gewissen Zusammenhang, also im System gedacht und erfunden habe.

Die gegenwärtige Abhandlung enthält gleichsam den ersten Saamen der Grundsätze, welche Hr. H. bey mehreren Gelegenheiten weitläuftiger entwickelt und verschiedentlich angewandt hat. Sie erklärt auf eine sehr befriedigende Art, woher die Uebereinstimmung in manchen Mythen ganz verschiedner Völker rührt; und daß ihre Aehnlichkeit nicht so wohl in dem Ursprung aller Nationen aus Einem Stamme, und dem Entstehn aller Religionen aus einer einzigen Quelle, als vielmehr in der Analogie der Seelenkräfte, welche unter allen Völkern dieselbe ist, aufzusuchen sey.

Wenn man nämlich die Frage aufwirft, woher es kömmt, daß die Räsonnements über die Entstehung der Dinge, die Erzählungen von den ersten Anfängen der Nationen, philosophische Bemerkungen endlich von aller Art bey den ältesten Dichtern und Philosophen das Gewand der Fabel tragen, so ist der Grund, daß sie dadurch mehrern Eingang in die Herzen der Zuhörer gesucht, durchaus unbefriedigend, weil er nicht nur nichts erklärt, sondern auch dem Geiste des Zeitalters, in welchem man den Ursprung der Mythen zu suchen hat, gerade zuwider ist. Man muß vielmehr, um auf diese Frage zu antworten, auf gewisse physische Gründe Rücksicht nehmen, die zum Theil in

der

der Natur des Menschen, zum Theil in der Beschaffenheit der Sprache und der äußern Gegenstände, welche auf die menschliche Seele wirken, gesucht werden müssen.

In dem ersten rohen und kindischen Zustande hat der Mensch keine andre als sinnliche Vorstellungen. Dafür aber sind seine Sinne schärfer und sein Geist empfänglicher für den Eindruck der sinnlichen Gegenstände, und er drückt sich weit lebhafter als der cultivirte Mensch über dasjenige aus, was ihn einmal beschäftigt. So wie den Kindern erscheint ihm alles größer und wunderbarer als es ist. Die Ursachen der Dinge sind ihm unbekannt. Allenthalben sieht er übernatürliche und geheime Kräfte, die ihm schaden und nützen. So wie sein Haß alle Schranken überschreitet, so ist auch seine Ehrerbietung gegen alles übernatürliche, große und nützliche unbegränzt, und erhebt seine Phantasie zu der Idee von Göttern und Halbgöttern.

Auf diese Art wird das Entstehn dieser Idee weit begreiflicher, als wenn man annimmt, daß der rohe Mensch, dem alles unbekannt ist, was nicht seine Sinne rührt, durch das allmählige Fortführen des Begriffs von Ursach' und Wirkung, endlich zu einer ersten Ursache aller Dinge geleitet worden. Die Anbeter der Fetischen, der Gestirne, der Verstorbnen, mit einem Wort, aller sinnlichen Gegenstände wurden zu dieser Verehrung durch nichts anders als den starken Eindruck gebracht, den diese Dinge etwa auf sie geäußert haben mochten, und sie handelten darinne nach dunkeln Gefühlen,

fühlen, nicht nach der deutlichen Erkenntniß eines ursachlichen Zusammenhangs. Ob es nun gleich nützlich ist, mehrere Klassen von Ursachen anzugeben, welche jene Gefühle hervorbrachten, so bleibt doch immer noch zu bedenken, daß sich diese Ursachen selbst nach der verschiednen Beschaffenheit der Länder und Einwohner mannichfaltig abändern, daß sich die wenigsten religiösen Gebräuche lange genug in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten, um ihre erste Veranlassung bestimmt errathen zu können, und daß die Veränderungen, die sie leiden, oft das Werk höchst geringfügiger Umstände sind: ferner, daß wir gezwungen sind, uns bey Untersuchungen dieser Art Wörter zu bedienen, mit denen wir solche Begriffe verbinden, die sich mit den Zeitaltern des rohen Menschengeschlechts nicht vertragen, und es also sehr möglich ist, in einem verschiednen Sinn von ein und ebendemselben Volke zu behaupten, daß es den Begriff von Gott gehabt, und daß es ihn nicht gehabt habe. Aber man kann von einem rohen Volke schon dann sagen, daß es diesen Begriff habe, wenn es sich Wesen denkt, die von der menschlichen Natur verschieden, auf diese oder jene Art vollkommner, unsichtbar, doch nicht unkörperlich sind.

Der heftige Eindruck eines noch nicht gesehnen, ungewöhnlichen Gegenstandes, oder die Wahrnehmung eines großen Vortheils und Nachtheils, muß als die erste und gewöhnlichste Ursache einer vorzüglichen Verehrung betrachtet werden. Das Niederwerfen auf die Erde, und alle religiösen Bewe-

gun-

gungen barbarischer Nationen deuten auf das Gefühl einer außerordentlichen Bewunderung. Späterhin kömmt die Idee eines vollkommnern, mächtigern Wesens hinzu. Man erwartet nun Hülfe und Vortheil jeder Art von einem Gegenstand, dem man einmal einen gewissen Vortheil verdankte, und was man erhielt, sah man als Gabe und Wirkung jenes Idols an.

Eine edlere Art von Religion ist die Verehrung der Gestirne und der verstorbnen großen Menschen; aber mit unserer Art von Religion kann sie doch auf keine Weise verglichen werden. Jene erhabne Idee von einem göttlichen Wesen, das alle Dinge durchdringt und beseelt, ist nicht für die rohe Seele eines Barbaren, der nicht weiter denkt, als er sieht. Jahrhunderte vergehn, ehe der Geist für sie empfänglich wird; und wenn er sie gefaßt hat, bedarf es einer neuen Reihe von Jahrhunderten, um die alten Gebräuche zu verdrängen, die sich nicht mehr zu diesen Begriffen passen.

Eine zweyte Quelle der Mythen ist die Sprache der Zeiten, in denen Mythen zu entstehen pflegen. Die Sprache jedes rohen Volks ist nothwendig arm. Der Ausdruck jedes neuen Begriffs erfodert eine mühsame Schöpfung von Worten und Bildern. Indem der Geist sich zu ergießen arbeitet, indem er mit der Armuth der Sprache ringt, und durch diese Anstrengung und die lebhafte Vorstellung des auszudrückenden Gegenstands selbst, in die heftigste Bewegung geräth, so fällt er leicht auf neue Aehnlichkeiten, stellt das Unsinnliche

unter

unter sinnlichen Bildern dar, giebt dem Unbeseelten Leben und Handlung, dem Stummen Sprache und Ausdruck scheinbarer Empfindungen.

Wenn nun der Mensch den Begriff von Kräften gefaßt hatte, die er nicht sah, und die außer ihm wirkten, so war es sehr natürlich, daß er ihnen eine Gestalt lieh, und daß er dazu die seinige nahm. Es war ferner sehr natürlich, daß er sie ohngefähr in dieselbigen Verhältnisse setzte, in denen er sich befand, und daß er hinwiederum mit ihnen alles verglich, was er sich Großes und Mächtiges dachte. Hievon finden sich die auffallendesten Beweise in jeder rohen Sprache; und selbst in den gebildeten Sprachen bleiben die Spuren dieses Gebrauchs zum Theil unter dem Namen von Figuren und Tropen zurück. Hier öffnet sich ein weites Feld von Fabeln, welches alle alten Völker cultivirten, diejenigen ausgenommen, welche sich auf den Weg der Hieroglyphen verloren. Aber der Ursprung der Hieroglyphen liegt ebenfalls in der Armuth der Sprache.

Die dritte Quelle der Mythen ist endlich der Einfluß der äußern Gegenstände, welche sich zuerst den Sinnen darbieten. In verschiednen Zeiten und Himmelstrichen erscheinen dieselben Dinge unter sehr verschiednen Gestalten. Die Wohnungen der ersten Bewohner Griechenlands in Einöden und Hölen, die Abwechslung der Jahreszeiten, die sie heftiger fühlten, und eine Menge ähnlicher zusammenwirkender Umstände machten sie geneigt vor jeder ungewöhnlichen Erscheinung zu zittern, und sie

als

als Vorboten künftiger Uebel anzusehn. Der Schrecken, welcher ihre Einbildungskraft mit Wundergestalten erfüllte, bereicherte die Mythologie mit Titanen, Giganten, und andern fürchterlichen Geschöpfen der Phantasie.

Auf diesen Einfluß der äußern Gegenstände müssen also die Eigenheiten der Fabeln gerechnet werden, die sich auf gewisse Climate und Gegenden beziehn; so wie überhaupt hieraus die unendliche Verschiedenheit in den Religionen verschiedener Völker erklärt werden muß.

Bey den Griechen nahm indeß Religion und Fabellehre einen andern Gang als bey andern Völkern. Als man über das Wesen der Dinge zu philosophiren anfing, bediente man sich zur Bezeichnung der philosophischen Begriffe theils der schon bekannten Namen der Gottheiten, theils erfand man neue Benennungen, und setzte sie in den Rang der erstern. Auf diese Namen gründete man ein neues Religions-System. Die Begriffe, die man ehemals mit gewissen Namen verbunden hatte, waren nun ganz verändert. Man bekam alte und neue Götter. Die Mythologie ward ein zusammengesetztes Ganze aus mehrern Systemen; und daher umfaßt sie eine so große Menge von Gegenständen, die sich durchaus nicht aus Einer Quelle herleiten lassen. Um einen einzigen mythologischen Begriff ganz zu fassen, muß man eine Reihe von Veränderungen durchlaufen, die er in verschiedenen Zeitaltern erlitten hat. So war Jupiter z. B. zuerst ein pelasgischer Fetisch; dann brauchten philosophische

sophische Dichter seinen Namen, um die obere Luft zu bezeichnen, und nun ward er der Vater einer neuen Theogonie. Bald bedeutet dieser Name überhaupt alles Göttliche, bald bezeichnet er die verschiednen Jahreszeiten. Zuletzt ward er mit den Gottheiten anderer Völker verglichen. Man bekam einen Jupiter-Ammon, einen Serapis, und vermischte auswärtige Fabeln mit der Geschichte Jupiters. Aber bey allen diesen Abänderungen der Begriffe, blieben immer dieselben Gebräuche und derselbe Gottesdienst.

Die folgende Abhandlung über einige Einrichtungen der ersten Gesetzgeber Griechenlands zur Einführung milderer Sitten, enthält nichts, was nicht jetzo hinlänglich bekannt wäre. Als Hr. H. sie schrieb, (im Jahr 65.) war man noch nicht auf die Idee gerathen, die Sitten der Wilden mit den Sitten der homerischen Helden zu vergleichen, und durch diese Vergleichung den einzigen richtigen Weg zum Verständniß Homers, und zugleich des ganzen griechischen Alterthums zu öffnen. Und eben so wenig war man auf die Ursachen aufmerksam gewesen, welche in Griechenland den schnellern Fortgang der Cultur vor andern Nationen bewirkten. Die alten Einrichtungen, welche hiezu beygetragen hatten, waren zwar an sich hinlänglich bekannt und bis auf die kleinsten damit verbundnen Umstände erörtert; aber diese Kenntniß war unfruchtbar und isolirt, da man keine Resultate aus derselben zog, und sie weder zur Erläuterung der politischen Ge-

schichte noch der Geschichte des menschlichen Verstandes brauchte.

In dem zweyten Bande dieser Sammlung, dessen größter Theil XV. Abhandlungen über die Verfassung der kleinen Staaten von Magna-Grä=zia einnimmt, finden wir nur Eine hierher gehörige Abhandlung: Von dem Zustande der Wissenschaften in demjenigen Zeitalter und unter demjenigen Volke, welches zuerst die Namen der Musen, und überhaupt die symbolischen Namen erfand, mit denen wir Wissenschaften und Künste bezeichnen.

Die Namen der Musen und des Apoll sind in sehr frühen Zeiten zur Bezeichnung der schönen Künste und Wissenschaften gebraucht worden. Sie haben gleichsam die großen und mannichfaltigen Veränderungen, welche die Dichtkunst, die Musik und andre diesen verwandte Künste erlitten haben, durchgangen, und haben also in verschiedenen Zeiten auch eine sehr verschiedene Bedeutung gehabt. Aber was war der erste und ursprüngliche Begriff, den man mit ihnen verband? Die ersten, die sich dieser symbolischen Wesen bedienten, wollten durch sie ganz gewiß den ganzen Umfang der Kenntnisse ausdrücken, die man zu ihrer Zeit besaß. Sie sind die Töchter des Gedächtnisses, also die Besitzerinnen und Bewahrerinnen alles dessen, was man weiß und versteht. Und so entwickelt sich denn die zweyte Frage: Was war also der Umfang der Kenntnisse zu der Zeit, da man die Namen der Musen erfand?

Aus allen den symbolischen Wesen und Namen, sagt Hr. H., mit denen man Wissenschaften und Künste bezeichnete, erhellt einmal so viel, daß man in jenem Zeitalter keine Art des Unterrichts gekannt habe, als den, welchen man durch Gesang und eine cadenzirte Rede erhalten kann; und sie deuten folglich auf ein Zeitalter, wo die Kunst zu schreiben entweder noch gar nicht erfunden, oder doch noch in ihren ersten Anfängen war. Jedes Volk, das seine Cultur sich selbsten schaft, geht von der Dichtkunst aus, und wenn daher Merkur der Schöpfer und Vater der Cultur unter den Menschen heißt, so schreibt man ihm zu gleicher Zeit die Erfindung der Cithar zu. Der Begriff dieses Gottes ist wahrscheinlich aus Aegypten gekommen. Er war anfänglich das Symbol der Vernunft und Sprache. Bald schrieb man ihm alles zu, was die Cultur der Griechen beförderte, und was man bey der Erziehung für die nothwendigsten Erfordernisse zur Bildung eines gesitteten Menschen hielt; wohin man, wie bekannt, Musik, Beredsamkeit und die Palästra rechnete.

Aelter und wahrscheinlich pelasgischen Ursprungs ist die Verehrung des Apollo. Man findet ihn schon auf den ältesten hetrurischen Denkmälern, und auch bey den Römern war er ein einheimischer Gott. Selbst das Instrument, das er führt, und die einfache Zusammensetzung desselben, zeigt uns sein Alterthum. Wahrscheinlich wäre Apollo niemals zu dem Beschützer der Künste erhoben worden, wäre nicht schon in den ältesten Zeiten zu Del-

phi

phi ein Fest mit Tanz und Gesang begleitet gefeyert worden, bey dem man sich vornämlich der Leyer bediente. Auch bey den pythischen Spielen waren sehr früh musikalische Wettstreite eingeführt. Aus eben dem Grund wie Apollo wird auch Bacchus unter die Beschützer der Künste gerechnet; denn die dramatische Poesie war bey seinen Festen entstanden, und die Dichter machten die Götter zu Erfindern und Urhebern dessen, was an ihren Festen geschah.

Minerva bezeichnete anfänglich die mit Kunst und Geschicklichkeit verbundne Tapferkeit, welche, beym Homer wenigstens, dem Mars, als dem Symbol der blinden Kriegswuth entgegengesetzt ist. Bald aber übertrug man ihr auch die friedlichen Künste der Weiber des heroischen Zeitalters; und als man endlich mit der Religion der Aegypter bekannt ward, verglich man sie mit der ägyptischen Göttinn Neith, und legte ihr einige Attribute derselben bey.

Der Begriff der Musen endlich kam ohne Zweifel aus Thrazien und namentlich aus Pierien. Die Dichter schmückten die Idee derselben aus, und wie es mit Gegenständen zu geschehen pflegt, die von vielen behandelt worden, die Fabeln von ihnen wurden mannichfaltig und widersprechend. Die Aloiden, ein reicher und mächtiger Stamm in Orchomenus, kannte drey Musen, Mneme, Melete und Aoide; Namen, aus denen deutlich genug erhellt, daß man die ganze Weisheit der damaligen Zeiten in Lieder setzte; daß man noch

kein Mittel kannte etwas aufzubewahren, als das Gedächtniß, und keinen Weg sich von etwas zu belehren, als durch die Ueberlieferung. Andre machten daher die Mnemosyne zur Mutter der Musen. Noch andre den Uranos und die Erde, womit man wahrscheinlich weiter nichts als das Alterthum des Gesangs andeuten wollte. Die Euphemе war die Amme der Musen, um die Annehmlichkeit des Gesangs zu bezeichnen. Aber ihre eignen Namen zeigen hinlänglich, daß man zur Zeit ihrer Erfindung noch keine Philosophie und freyen Künste in Griechenland kannte. Alle beziehen sich auf Poesie, Gesang und Tanz, und der Name der Clio hatte anfänglich gewiß keinen Bezug auf die Geschichte, sondern auf das epische Gedicht. Vielleicht könnte man noch den Namen der Urania ausnehmen, der auf die Astronomie zu deuten scheint. Aber es ist eben so möglich, daß die, welche ihn zuerst brauchten, auf den göttlichen Ursprung der Musen und ihre Chöre im Olymp Rücksicht nahmen. Ueberhaupt aber scheinen die bestimmten Geschäfte, welche man einer jeden Muse zueignet, eine Erfindung späterer Zeiten zu seyn.

II. Gedichte

II.

Gedichte von Gottfried August Bürger, mit Kupfern. Göttingen, bey J. C. Dieterich. Erster Theil 272 S. Zweyter Theil 296 S. 1789. in 8.

So viel also vermögen Jahre, Liebe zur göttlichsten aller Künste, und ein Geist, der, unbekümmert um der Kurzsichtigen Lob und Tadel, das Ziel der Vollkommenheit zwar als erreichbar, aber nicht als leicht zu erreichen denket! Man verzeihe uns diesen etwas ungewöhnlichen Anfang. Es ist die Aeußerung eines Gefühls, das sich uns so natürlich bey der Erinnerung an alles, was Hr. Bürger vor nun zehn Jahren von seiner Dichtungsart rühmte, in Vergleichung mit seinem itzigen Geständnisse aufdrängt, es ist ein Ausruf, den uns die Freude, ein Menge schiefer Urtheile über den Werth und die Vorzüge seiner Manier durch ihn selber berichtigt, ein Heer blinder Nachahmer durch seinen eignen Ausspruch beschämt, und über die Eigenschaften wahrer Volkspoesie belehrt zu sehn, auspreßt. So wenig es in der Natur ist, den Genuß einer einladenden Frucht über der Geschichte ihrer Erziehung und Pflege zu vergessen, so wenig, fürchten wir, wird man es uns verübeln, wenn wir

dießmal, der gewöhnlichen Sitte entgegen, bey einer Vorrede verweilen, die so viel Wahres und Gedachtes, so viele für den Kritiker merkwürdige Winke und Erläuterungen enthält. Zwar finden wir über das Kapitel: Wen fremde Eigenheiten kleiden und nicht kleiden; und wie emsig man nach ihnen haschen könne, ohne deshalb der Originalität um einen Schritt näher zu kommen; nach Hrn. B. nichts mehr zu erinnern. Er hat über diesen Punkt zum Nutzen und zur Lehre aller, die ihm nachäffen, eine so meisterhafte und ausführliche Erklärung niedergelegt, daß sie, wenn sie gesunde Augen und guten Willen mitbringen, keines weitern Commentars bedürfen. Allein es giebt eine oder etliche Aeußerungen, die uns doch nicht so schlechterdings einleuchten wollen. Sie zu verfolgen, wird man uns gern erlauben.

Unsre Leser wissen bereits aus der ersten Ausgabe dieser Gedichte, welche poetische Darstellung Hr. B. für die vollkommenste und einzig wahre erklärte. Er ist dieses Glaubens noch itzt, aber er hat es versucht, sein ehemaliges Glaubensbekenntniß bestimmter und deutlicher abzufassen. Wir werden ihn selbst reden lassen, und was uns nicht klar und geprüft genug dünkt, bemerken. „Wenn ich wirklich," sagt er, „was man mir bisweilen nachgerühmt hat, ein Volksdichter bin, so habe ich dieß schwerlich meinem Hopp Hopp, Hurre Hurre, Huhu u. s. w. schwerlich diesem oder jenem Kraftausdrucke, den ich vielleicht nur durch einen Mißgriff aufgehascht, schwerlich dem Umstande zu

ver-

verdanken, daß ich ein Paar Volksmärchen in Verse und Reime gebracht habe. Nein, dem Bestreben nach Klarheit, Bestimmtheit, Abrundung, Ordnung und Zusammenklang der Gedanken und Bilder; nach Wahrheit, Natur und Einfalt der Empfindungen; nach den eigenthümlichsten und treffendsten, nicht eben aus der todten Schrift- sondern mitten aus der lebendigsten Mundsprache, aufgegriffenen Ausdrucke derselben; nach der pünktlichsten grammatischen Richtigkeit, nach einem ungezwungenen, leichtklingenden Reim- und Versbau — dem unablässigen Bestreben nach allen diesen Tugenden muß ich es zu verdanken haben; dem Bestreben, daß dem Leser sogleich alles unverschleyert, blank und baar, ohne Verwirrung in das Auge der Phantasie springe, was ich ihm anzuschauen, daß alles sogleich die rechte Seite seiner Empfindsamkeit treffe, was ich ihm habe zu empfinden geben wollen." Aber sonach wäre entweder jeder gute Dichter ein Volksdichter, und Hr. B. hätte sich dieses Namens sehr widerrechtlich als eines Vorzuges angemaßt, (denn wer, dem es um den Lorbeer Apolls ein Ernst war, hat jemals eine von allen diesen Tugenden für entbehrlich gehalten, wer nicht gerade durch eine treue Ausübung und Befolgung derselben den eigenthümlichen Zweck der Dichtkunst, lebhafte Versinnlichung und anschauende Deutlichkeit, zu erreichen geglaubt?) oder der Ausdruck volksmäßig bedarf einer genauern Entwickelung, bedarf eines unterscheidendern Merkmals. Wir glauben diesen nähern Aufschluß in dem, was folgt, an-

zutreffen. „In meiner Nachtfeyer, in dem hohen Liede und einigen andern," fährt der Verf. fort, „regt sich freylich etwas alte Mythologie, die aber auch fast populär ist, oder sich doch mit wenigen Worten selbst einem Kinde erklären läßt. Wenn indessen, höchstens nur diese Mythologie abgerechnet, in jenen Gedichten nicht eben der Geist der Popularität, das ist, der Anschaulichkeit und des Lebens für unser ganzes gebildetes Volk — Volk! nicht Pöbel! — als in der Lenore und ihres Gleichen herrscht und erkannt wird: so fühle ich mich durch den Ehrennamen eines Volksdichters nur sehr wenig geschmeichelt. In diesem Sinne habe ich es gemeynt, was ich schon in der Vorrede zur ersten Ausgabe von Volkspoesie behauptet, nur aber ein wenig abentheuerlich ausgedrückt habe. Ich hätte sagen sollen, was ich auch noch jetzt, und, wie ich meyne, nicht ohne Besonnenheit behaupte: Popularität eines poetischen Werkes ist das Siegel seiner Vollkommenheit. Wer diesen Satz sowohl in der Theorie als Ausübung verläugnet, der mißleitet das ganze Geschäft der Poesie, und arbeitet ihrem wahren Zwecke entgegen. Er zieht diese so allgemein menschliche Kunst aus dem ihr bestimmten Wirkungskreise, von dem Markte des Lebens hinweg, und verbannt sie in enge Zellen, ähnlich denen, worin der Meßkünstler mißt und rechnet, oder der Metaphysiker, wenigen Schülern höchst schwer, oder gar nicht verständlich, etwas vorgrübelt." Verstehen wir Hrn. B. richtig, so setzt er in dieser Stelle den populären Dichter, dem so-

genannten gelehrten entgegen, d. h. dem Dichter, der seine Ideen, Bilder, Einkleidung und Sprache nicht eben allein und zunächst aus der Sphäre des alltäglichen Lebens und der ihn umgebenden Menschen hernimmt, sondern sich wohl auch in die Gefilde der Vorwelt, oder in die Gegenden der Mythologie und alten Geschichte verliert, und aus ihnen bald den Stoff, bald nur den Schmuck zu seinen Werken entlehnt. Räumt er dem erstern den Vorrang vor dem letztern ein, in so fern es jenem wegen seiner allgemeinern Faßlichkeit möglich ist, auf einen größern Zirkel zu wirken, Mehrern zu gefallen, so treten wir ganz auf seine Seite. Hält er aber diesen Grund für hinreichend, um jede nicht volksmäßige Poesie, z. B. die Meisterstücke eines Ramlers und seiner wenigen glücklichen Nachahmer, als unächte Waare zu verwerfen, so irrt er in doppelter Rücksicht. Einmal, worauf gründet sich denn der Canon, daß ein Dichter Allen Alles seyn müsse? Wie? wenn es ihm nun um kein zahlreiches, aber um ein desto gewählteres Auditorium zu thun wäre? Wie? wenn er nun auf keinen andern, als auf den Beyfall der höhern und gebildetern Volksklasse rechnete? Sollen wir ihm, weil er blos für Wenige und Eingeweihte schreibt, des Dichterkranzes unwürdig halten? Welche Behauptung! Das wäre gerade so viel, als wenn man den beschreibenden, oder den didaktischen Dichter vom Zutritt auf den Parnaß ausschließen wollte, weil er weniger Dichter ist und es der Natur der Sache nach weniger seyn kann, als der lyrische und pragmati-

sche. Zweytens: Muß das Publikum den Dichter, oder dieser das Publikum bilden? Verdankt er dem Einflusse der Menge, Kenntnisse, Ausbildung und Geschmack, oder empfängt nicht vielmehr sie diese Geschenke von ihm? In Wahrheit, unsre Poesie, und vorzüglich unser Theater, würde noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Vollkommenheit stehn, wenn unsre Dichter das Publikum nicht nach sich gezogen, nicht beständig einige Schritte vor ihm voraus gehabt hätten. Selbst die allgemeine Sensation, die Hrn. B. Gedichten gefolgt ist, und vorzüglich die Stimme, die ihm Männer von Talent und Einsicht schenken, die nicht blos von verworrenen, unsichern Empfindungen abhängt, gehört, wie er gewiß ohne Neid bekennen wird, nicht allein und ausschließend ihm und seiner Manier, sondern zum Theil den Sängern, die vor ihm gespielt und Ohr und Herz für jeden Reiz der Musen empfänglich gemacht haben. Und was ergiebt sich für den Dichter aus diesem allen? Uns dünkt, daß diejenige Summe von Kenntnissen, Ausdrücken und Bildern, die der größere Hause seiner Zeitverwandten besitzt, nicht ihm und seinem Gesange zum Maaßstabe dienen muß, ja nicht einmal immer und allgemein dienen kann, wenn Poesie, wie die gesammten Künste und Wissenschaften, Cultur und Geschmack verbreiten helfen, und, was sie immer war, auch für uns seyn soll, eine nicht blos ergötzende, sondern lehrreiche Beschäftigung. Ueberdieß was heißt Volk? welches sind die Leute, für die Hr. B. die Saiten der deutschen Leyer gestimmt

wissen

wissen will? „In den Begriff des Volkes,“ sagt er, „müssen nur diejenigen Merkmaale aufgenommen werden, worin ungefähr alle, oder doch die ansehnlichsten Classen übereinkommen.“ Die Merkmale, worin sie ungefähr übereinkommen! Wir sind froh, daß wir nicht berufen sind, diese Merkmale anzugeben. Bey einer Nation, wie die deutsche, die sich durch nichts weniger, als durch eine gewisse Einheit im Geschmack und Kenntnissen, auszeichnet, und auch von der Seite für einen wahren Antipoden der griechischen gelten kann, bleibt der Begriff von Popularität immer ein äußerst schwankender und relativer Begriff, und er muß es bleiben, so lange nicht blos einem oder dem andern, sondern tausenden dunkel und schwer vorkömmt, was einem zweyten Tausend leicht und verständlich scheint. Wir wünschten daher sehr, daß Hr. B. über einen Punkt, auf dem gerade so viel beruht, sich genauer erklärt hätte: denn das Gleichniß, das er zur Erläuterung hinzufügt, sagt wenig, und trägt den Fehler der meisten Gleichnisse an sich. Die Zahl der Patagonen, die Riesenschuhe bedürfen, steht mit der Zahl derer, die durch das Studium der Alten und Neuern ihren Geist für die höhern Schönheiten der Dichtkunst, und für eine größere Darstellung gebildet haben, offenbar in keinem Verhältnisse, und folglich auch das Bestreben des Dichters für das Vergnügen dieser Classe zu arbeiten, mit dem eitlen Bemühen des Schuhmachers in keiner richtigen Parallele. Endlich — widerspricht sich Hr. B. nicht selbst? Er, der sogar die

Mytho-

Mythologie in einigen seiner Gedichte dem Geist der Popularität nicht gemäß zu seyn glaubte, setzt zuletzt noch hinzu: „In dem Sinne, wie ich ein Volksdichter, oder lieber, ein populärer Dichter zu seyn wünsche, ist Homer, wegen der spiegelhellen Durchsichtigkeit und Temperatur seines Gesangstroms, der größte Volksdichter aller Völker und Zeiten, sind es, mehr oder weniger, alle großen Dichter, auch die unsrigen, und gerade in ihren allgemein geliebtesten und unsterblichsten Versen, unendlich mehr als ich gewesen. Was sie nicht populär gedichtet haben, das ist zuverläßig bey ihren lebendigen Leibern bereits vergessen, oder gar niemals in die Vorstellungskraft und das Gedächtniß ihrer Leser aufgenommen worden." Entweder erweitert er hier, seiner ersten Bestimmung entgegen, den Begriff von dichterischer Popularität, oder sein Verzeichniß der besten deutschen Dichter, wenigstens die Liste über ihre vorzüglichsten Stücke, unterscheidet sich von allen möglichen. Glaubt er im Ernst, daß jene trefliche Ode, die ihren Sänger allein schon eine ehrenvolle Stelle unter den Söhnen Apolls anweisen würde, jene Ode auf das Geschütz, schon vergessen, oder daß sie nie in ein Gedächtniß aufgenommen worden sey? Denkt er vielleicht gar, sie für populär auszugeben? Seine Wahrheitsliebe ist zu aufrichtig und sein Urtheil zu unbefangen, als daß er jenes läugnen, oder dieses behaupten sollte. Doch genug über eine Bestimmung, oder, wenn man lieber will, Einschränkung, die nicht für den itzigen Horizont der Litteratur calcu-

lirt

lirt ist, und in dem Laufe der Dinge schwerlich etwas abändern dürfte. Wir hoffen, daß die herablassende, gefällige Muse mit ihrer, wenn auch sprödern Schwester, wie bisher, so auch künftig, in Friede und Einigkeit leben, und beide einander so wenig Eintrag thun sollen, als weiland die stolze pindarische der sanften anakreontischen.

Eine zweyte, nicht Einwendung, sondern Erinnerung betrift die Erfordernisse des Sonnetts. Hr. Bürger ist in das Wesen dieser Dichtungsart so tief eingedrungen, und hat theils über die Composition und Form derselben, theils über die mit der Ausführung verbundenen Schwierigkeiten, theils endlich über die Nothwendigkeit und Wirkung des Reims so viele schöne und einleuchtende Bemerkungen an einander gereiht, daß jeder künftige Theorist sich auf diese Vorrede, als auf die vollkommenste Theorie des Sonnetts, wird berufen dürfen. Wie richtig bestimmt er nicht unter andern den Gebrauch, oder die Anwendung dieser Gedichtgattung! „Das Sonnett," sagt er, „ist eine sehr bequeme Form, allerley poetischen Stoff von kleinerm Umfange, womit man sonst nichts anzufangen weiß, auf eine sehr gefällige Art an den Mann zu bringen. Es nimmt nicht nur den kürzern lyrischen und didaktischen willig auf, sondern ist auch ein schicklicher Rahm um kleine Gemälde jeder Art, eine Einfassung zu allerley Bescheerungen für Freunde und Freundinnen." Wahr und artig gesagt, ausgenommen, daß uns der didaktische Stoff für das Sonnett, das Kind der Phantasie, selten, oder

nie

nie so gut, wie der lyrische Stoff, zu passen scheint. Aber möchte es doch Hrn. B. gefallen haben, zur Warnung für unerfahrne Dichter, hinzuzusetzen, daß man vielleicht nirgends mehr, als im Sonnette, Gefahr laufe, Wohlklang für Empfindung, und Reime für Ideen zu haschen, daß die Täuschung, eine alltägliche Wendung für eine neue, und schaale Tändeleyen für wahres Gefühl zu halten, nirgends öfter eintreten könne, als hier, daß es endlich überhaupt so leicht nicht sey, einen Gedanken, der sich in die Fesseln des Sonnetts schmiege, zu finden, einen Gedanken, der, weder zu reichhaltig, noch zu leer, sich bis zu einem festgesetzten Ziele fortführen läßt, mit dem Fortschreiten der Strophen steiget und, wo er endet, am stärksten leuchtet. Eine Menge petrarchischer Sonnette kranken an dem einen, oder an dem andern Fehler, und von dem letztern Vorwurfe ist selbst der Versuch des jungen Freundes, dessen Hr. B. bey dieser Gelegenheit erwähnet, nicht frey. Das Schlußterzett schleppt mühsam nach, und scheint, so wie es hier mit dem Vorhergehenden verbunden ist, mehr Ausfüllung, als nothwendiger Gedanke zu seyn; der hochtönenden und doch wenig sagenden Zusammensetzungen Sprudelklang und Wonnempfang und des matten und undeutlichen Aber Eines ist mir noch bewußt nicht zu erwähnen. Wie weit glücklicher unser Dichter die sich selbst gegebnen Gesetze ausgeübt hat, hoffen wir unsern Lesern, die gewiß, des langen Commentars über die Vorrede müde, gern mit uns zu den Gedichten fortgehen

hen werden, an mehr denn Einem Beyspiele zu zeigen.

Die ganze, um vieles vermehrte, Sammlung zerfällt itzt in drey Bücher, wovon das erste die lyrischen, das zweyte die episch-lyrischen, und das dritte vermischte Gedichte enthält. Eine vorläufige Charakterisirung dieser Gattungen wird man uns gern erlassen. Theils hat Hr. B. den Gesichtspunkt, aus dem er seine Muse betrachtet wissen will, und auf welche Vorzüge sie ihre Ansprüche gründet, bestimmt genug angegeben, theils ist jeder Freund des Schönen und Liebenswürdigen mit ihren Verdiensten viel zu genau bekannt, als daß es nöthig wäre, sie ihm einzeln aufzuzählen. Zwey Rücksichten sind es, die bey dieser neuen Ausgabe hauptsächlich eintreten, Beurtheilung der hinzugekommenen Stücke, und Proben der in den ältern versuchten Verbesserungen. Ueber beydes werden wir unsre Meynung zwar freymüthig und unverholen, aber immer mit der Vorsicht, die der Dichter von Ruf gewiß vor vielen andern verlangen darf, sagen. So ermunternd auf der einen Seite Hrn. B. Forderung an den Kunstrichter ist, ihm kein einziges schlechtes Gedicht, keinen verwerflichen Vers, ja nicht einmal ein Wort aus Schonung hingehen zu lassen, so sehr beschränkt sie auf der andern Seite den raschen Muth der Kritik. Könnte man einem Dichter, der so wenig eingenommen für die Kinder seiner Muse zu seyn scheint, diese Selbstverläugnung schlechter vergelten, als durch übereilten vorschnellen Tadel?

Wir durchlaufen die vormals ungedruckten Lieder des ersten Theils. Auf mehr als Einem verweilt Geist und Herz mit Vergnügen, aber nirgends länger und wohlgefälliger, als auf dem der Einzigen geweihten Gesange. (S. 213.) Welch ein unsichtbarer Zauber in Empfindung, Sprache und Harmonie! Die Begeisterung des Dichters ergreift mit stiller Gewalt die Seele. Sie liest und liest wieder. Erwärmter fühlt sie sich nach jedem Genusse, und immer billiger und gerechter däucht ihr der Ausruf des Sängers:

Schweig', o Chor der Nachtigallen!
Mir nur lausche jedes Ohr!
Murmelbach, hör' auf zu wallen!
Winde, laßt die Flügel fallen,
Rasselt nicht durch Laub und Rohr!
Halt in jedem Elemente,
Halt in Garten, Hain und Flur
Jeden Laut, der irgend nur
Meine Feyer stören könnte,
Halt den Odem an, Natur!

Glorreich, wie des Aethers Bogen,
Weich gefiedert, wie der Schwan,
Auf des Wohllauts Silberwogen
Majestätisch fortgezogen,
Wall', o Lied, des Ruhmes Bahn!
Denn bis zu den letzten Tagen,
Die der kleinste Hauch erlebt,
Der von Deutscher Lippe schwebt,
Sollst du deren Namen tragen,
Welche mich zum Gott erhebt.

Ein stolzer Wunsch, aber nicht zu stolz, nicht zu hoch fliegend für ein Lied, das die Liebe empfangen, und die Schönheit und Tugend belebt, dem jene ihr Feuer, und diese ihre Lieblichkeit und Anmuth eingehaucht haben. Was geht über den schmeichelhaften Wahnsinn, über die glühende Phantasie, die in folgenden Strophen weht —

Ach, in ihren Feenarmen
Nun zu ruhen, ohne Schuld;
An dem Busen zu erwarmen,
An dem Busen voll Erbarmen,
Voller Liebe, Treu' und Huld:
Das ist mehr, als von der Kette,
Aus der Folterkammer Pein,
Oder von dem Rabenstein
In der Wollust Flaumenbette
Durch ein Wort entrückt zu seyn! —

Ist es wahr, was mir begegnet?
Oder Traum, der mich bethört,
Wie er oft den Armen segnet,
Und ihm goldne Berge regnet,
Die ein Hahnenruf zerstört?
Darf ichs glauben, daß die Eine,
Die sich selbst in mir vergißt,
Den Vermählungskuß mir küßt?
Daß die Herrliche die Meine
Ganz vor Welt und Himmel ist? —

was über die Wärme, mit der sich der Dichter der Schwäche seiner Geliebten gegen die Strenge ihrer unerbittlichen Richter annimmt, über die Feinheit, mit der er das Opfer, das ihrer Zärtlichkeit gebührte, darbringt!

Macht in meiner Schuld, o Saiten,
Ihrer Tugend Adel kund!
Wahrheit knüpfe, des geweihten
Lautenschlägers Hand zu leiten,
Mit Gerechtigkeit den Bund!
Manche Tugend mag er missen:
Aber du, Gerechtigkeit,
Warst ihm heilig jederzeit!
Nein! Mit Willen und mit Wissen
Hat er nimmer dich entweiht.

Ruf' es laut aus voller Seele:
Schuldlos war ihr Herz und Blut!
Welches Ziel die Rüge wähle,
O so trift sie meine Fehle,
Fehle meiner Liebeswuth!
Geißle mich des Hartsinns Tadel!
Wölke sich ob meiner Schuld
Selbst die Stirne milder Huld!
Büß' ich nur für ihren Adel,
O so büß' ich mit Geduld.

Dieß ist die Sprache der Grazien, dieß ist der Schleyer, den sie mit scheuer Hand über die Fehler ihrer liebenswürdigen Schwestern werfen. So mannichfaltiger Schönheiten und so vieler treflichen Verse ungeachtet, dünkt es uns indeß gleichwohl, daß es diesem Stücke noch hie und da an der nöthigen Klarheit fehle, und daß Hr. B. auf den Flügeln der Phantasie, sich zuweilen nicht nur aus dem Bezirke der Popularität und Verständlichkeit, sondern selbst aus der Region der Natur und Wahrheit verloren habe. Was heißt es z. B.

Heiter

Heiter lacht' ein blauer Tag
Auf des Wunderheiles Fülle,
Welche duftend vor ihm lag.

Sind das wirklich mehr, als Worte und Töne? Geben sie wirklich einen bedeutenden Gedanken, ein klares Bild? Ferner:

Ihr (der Wonne) Gefieder, nicht mit Aschen
Trauriger Vergangenheit
Für die Schmähsucht mehr bestreut,
Glänzet rein und hell gewaschen,
Wie des Schwanes Silberkleid.

Abgerechnet, daß das Collectiv Asche in der vielfachen Zahl das Bedürfniß des Reims nur zu sehr verräth — was für eine sonderbare, weit hergeholte Metapher! Wie unnatürlich und dunkel wird der übrigens so schöne und so wohl angebrachte Gedanke: Vorwürfe und Tadel trüben meine Tage nicht länger; durch diese aschenbestreuten Flügel der Wonne und das Bad dieser Flügel? Soll man die Mühe des Dichters, ihn einzuwickeln, belachen, oder bedauern? Auch die folgende Stanze ist nicht von allen Flecken der Diction frey, wenigstens singt der Ton nicht. Doch das alles sind einzelne Stellen und Worte, deren Sinn sich noch mit Gewißheit bestimmen läßt. Aber die ganze lange Apostrophe an den Gesang von der 24 – 29 Stanze (S. 225.) ist uns, und nicht uns allein, ist mehrern Personen von Einsicht und selbst einem Dichter, dessen Verdienste Hr. B. schätzt, durchaus räthselhaft. Ohne zu untersuchen, wiewohl es eben

nicht ganz unwichtig wäre, ob die Anrede an das Lied dem hohen Fluge der Begeisterung so ganz gemäß sey, in welchem Strahle soll es sich sonnen? Welcher Frühling, welche Sonne sind hier gemeynt? Ist von der eigentlichen, oder von einer figürlichen die Rede? Und was sagen die Zeilen:

Siehe, wie des Maies Wonne,
So verarmt Autumnus Horn;
Wir verschweigen Most und Korn:

Wie passen sie in den Zusammenhang? und was soll durch sie versinnlicht werden? Ferner, ist die Seele, deren Schönheit und Güte die folgenden Zeilen preisen, die Seele Adonidens, oder nicht? Heißt der Inbegriff ihrer Vollkommenheiten nachher vielleicht Elysium, und wenn dem so ist, welche Hügel dienen diesem Elysium zum Schutze? überhaupt wie, und wodurch denkt der Dichter diesen ewigen Wechsel von Bildern, diese unstäte Ebbe und Fluth, auf welcher der Gedanke unruhig hin und hergleitet und nirgends haftet, zu rechtfertigen? endlich wer hat jemals gesagt, ein Insekt necke den Frieden aus der Brust? Alles, was wir in dieser Stelle mit einigem Grunde ahnden zu dürfen glauben, ist ein Lob der geistigen Vorzüge Adonidens. Aber wirklich wir ahnden es nur, und sind weit entfernt, uns unserer Ahndung gegen irgend Jemanden anzunehmen. Aehnliche Flecken entstellen den Schluß. Zwar hat Hr. B. der Vergleichung, die er, um seine Worte zu brauchen, zwischen dem Seegensstand einer jungen Frau, und

dem

dem Drange des Dichters, seine Gefühle in Gesang zu ergießen, anstellt, das Auffallende, so viel als möglich, zu benehmen gesucht, zwar hat er sich weislich gehütet, lange bey dem Bild zu verweilen, weislich gehütet, es dem Auge zu nahe zu rücken: aber die Kunst ist doch weder vermögend gewesen, den Abstand der Vergleichungspunkte weniger bemerkbar zu machen, noch das Schielende der beiden letzten Zeilen zu vermeiden. **Und sollte es um** nachfolgende Verse besser stehen?

> Nimm, o Sohn, (der Gesang ist gemeynt) das Meistersiegel
> Der Vollendung an die Stirn!
> Ewig strahlen dir die Flügel,
> Meines Geistes helle Spiegel,
> Wie der Liebe Nachtgestirn!

Wir bemerken den Einklang der Reime, aber keinen Zusammenklang der Gedanken und Bilder, den Hr. B. gleichwohl für eine so nothwendige Eigenschaft wahrer Poesie anerkennt. Möchte es ihm doch überhaupt gefallen, diesem an Schönheiten aller Art so vorzüglich reichen Gedichte, in Absicht auf die Bilder, mehr Beständigkeit und Einheit zu geben, die Uebergänge von einer Idee zur andern, die zuweilen so abgebrochen und rauh sind, geschmeidiger und sanfter zu machen, endlich dem Ganzen selbst mehr innern Zusammenhang zu ertheilen. Wir sind überzeugt, daß schon das Wegschneiden einiger Strophen und das Zusammenziehn anderer ihm manche dieser Vollkommenheiten gewähren,

 und

und es noch außerdem von vielen üppigen Auswüchsen und Tavtologien befreyen würde: allein wir wissen gar wohl, daß die Nothwendigkeit einer so bittern Kur oft spät erst einleuchtet, und das Glück derselben nur zu sehr von Zeit und Umständen abhängt. Wenn wir übrigens nicht alles, was uns mißfiel, rügten, so geschah es, weil wir ziemlich wahrscheinlich voraus zu sehen glauben, daß mehrere Kunstrichter diesem schönen Stücke ihre Aufmerksamkeit schenken werden, und uns noch so manches andre süße Kind der Bürgerschen Muse winket. *)

Zunächst

*) Um indeß zu zeigen, daß wir auch auf einzelne Züge und kleinere Unrichtigkeiten sahn, mögen folgende Anmerkungen hier stehn. *Käm' ihr ganzes Heil auch um* ist dem Sprachgebrauch nicht ganz gemäß und an dem Orte, wo es steht, matt. *Schmelzend im Bekümmernisse, daß ihn der Eumeniden Schaar nicht in Höllengluth risse* klingt, das gelindeste zu sagen, gezwungen. *Flamme, Steine zu verglasen heiß genug* dünkt uns eine eher harte Inversion. *Sieb nur halb, wie aus der Flucht bleibt*, so künstlich es auch Herr B. zu verstecken gesucht hat, Cheville. *Deine Seele faßt ein Wahn, daß sie verglimme* halten wir für undeutsch. Wenigstens müßte es der Deutlichkeit wegen heißen *der Wahn*. Aber *Wahn* ist hier offenbar das unrechte Wort. *Ein Taumelkreis, wo ein Nelkenathem webt, und eine Schmeichelfluth der Vorgefühle hoher* Götter.

Zunächst an das Lied der Einzigen reicht, wenn wir auf die Dauer der Empfindung sehn, die Elegie, als Molly sich losreißen wollte (S. 163.) aber wir möchten doch nicht sagen, daß dieß Gedicht die Leiden der schmachtenden Liebe so treu und wahr singe, als jenes das Glück der belohnten lebhaft und feurig schildre. Was gefällt, ist mehr der überhaupt elegische Gang des Stückes, dieser Kampf zwischen Furcht und Hoffnung, Muth und Verzweiflung, Pflicht und Leidenschaft, als die Vollkommenheit der Details und der Darstellung. Ungeachtet der Charakter dieser Dichtungsart auch zuweilen eine höhere Diction verträgt, so empfiehlt sie sich doch hauptsächlich durch eine klare, natürliche und gemäßigte Sprache, so gefällt sie doch vorzüglich durch die Beobachtung jener glücklichen Mit-

 tel.

Götterlust kömmt uns, jenes höchst abentheuerlich, und dieß überspannt und, trotz alles Wortpompes, sehr unkräftig vor. Die Strophe Singt mir nicht das Lied von Andern ist für unser Ohr wegen der achtmaligen Wiederholung der Wörter Andre und Andrer wahres Mißgetön, so wie die folgende, der es theils an logischem, theils an grammatischem Zusammenhange fehlt, leerer Klingklang. Ob endlich: Und erstatte, trotz dem Wähne und mehrere Einschiebsel der Art, auch ohne den dreyfachen Reim da seyn würden, und etwas hoch und hehr werden heißen für ächtes Deutsch gelten könne, wollen wir Hrn. B. zur Ueberlegung anheim geben.

telstraße, die sich gleich weit vom Erhabenen und Prosaischen entfernt, so ist doch gewiß hier besondre Aufmerksamkeit nöthig, um nicht den simpeln Ausdruck bald durch ein niedriges, bald durch ein zu starkes und pomphaftes Wort zu verfälschen, und uns dünkt, diese Klippen hat Hr. B. nicht immer vermieden. Hier sind gleich — doch nein, Erst eine vorzügliche Stelle! Der Dichter schildert Molly's ehemalige Gefühle für ihn, und wie viel er für sie empfunden habe.

Welch ein Sehnen, welch ein Schmachten,
Wenn sie mich nicht sah und fand!
Welch ein wonniges Betrachten,
Wo ich ging und saß und stand!
Welch ein Säuseln, welch ein Wehen,
Wann sie kosend mich umfing,
Und mit süssem Liebeflehen
Brünstig mir am Halse hing! —

Alles, alles das, wie selig,
O wie seelig fühlt' ich das!
Fühlt' es so, daß ich allmählich
Alles außer ihr vergaß;
Und nun ward, in ihr zu leben,
Mir so innig zur Natur,
Wie in Licht und Luft zu weben,
Jeder Erdenkreatur.

Stolz konnt' ich vor Zeiten wähnen,
Hoch sey ich mit Kraft erfüllt,
Auch das Geistigste, mit Tönen
Darzustellen in ein Bild.
Doch lebendig darzustellen
Das, was sie und ich gefühlt,

Fühl-

Fühl' ich jetzt mich, wie zum schnellen
Reigen sich der Lahme fühlt.

Die beiden letzten, nicht ganz melodischen, Zeilen abgerechnet, gewiß gut. Aber was sagen unsre Leser, wenn Hr. B. also fortfährt:

Es ist Geist, so rasch beflügelt,
Wie der Spezereyen Geist,
Der hermetisch, auch versiegelt,
Sich aus seinem Kerker reißt.

Oder wenn er die Bitte an Molly, sich seiner Liebe nicht durchaus zu entziehn, also einkleidet:

Suche nicht den Strom zu hemmen,
Der so lang' sein Bett nur füllt,
Bis er zornig vor den Dämmen
Zum Vertilgungsmeer entschwillt.

Freyer Strom sey meine Liebe,
Wo ich freyer Schiffer bin!
Harmlos wallen seine Triebe,
Wog' an Woge dann dahin.
Laß in seiner Kraft ihn brausen!
Wenn kein Damm ihn unterbricht,
Müsse dir davor nicht grausen!
Denn verheeren wird er nicht.

Nach unserm Gefühl auch nicht ein Funke Natur und Wahrheit. Eben so sehr widerstreitet nachstehende Strophe der simpeln Sprache der Elegie, nur daß das Unnatürliche hier nicht in den Gedanken, sondern in der Wortfolge liegt:

Rosicht, wie die Morgenstunde,
Freundlich, wie ein Paradies,
Wort und Kuß auf ihrem Munde —
O kein Nektar ist so süß! —
War ein Mädchen mir gewogen . . .

Man muß in der That construiren können, um eine so seltsam verschränkte und auf den Kopf gestellte Periode zu fassen. Und wie unangenehm ist es nicht, mitten im Genusse dieses Gedichts so oft durch ein falsch aufgegriffenes Bild oder Wort gestört zu werden! z. B.

Bettelarm ist sie zu schildern,
Aller Sprachen Ueberfluß.
Zwischen tausend schönen Bildern
Wählt umsonst mein Genius.

Welcher Abstand zwischen Anfang und Schluß, und welche auffallende Uebertreibung zugleich! Wenn eine Sprache noch tausend schöne Bilder hat, so kann sie unmöglich bettelarm seyn.

Spräch' ich auch mit Engelzungen,
Und in Himmelsmelodie,
Dennoch, dennoch unbesungen,
Wie sie werth ist, bliebe sie.

Das heißt fürwahr nicht: Dennoch wäre es mir unmöglich, Molly nach Verdienst zu erheben; das heißt: dennoch würde ich sie nicht besingen, weil sie nicht besungen zu werden verdient. Ferner:

Ach, ich weiß Dem keinen Tadel,
Ob es gleich mich nieder würgt,

Kräftig

Kräftig genug, schade nur, daß das Kräftigste nicht immer das Beste ist! Wir brechen ab. Selbst diese wenigen Erinnerungen würden wir unterdrückt haben, wenn Hr. B. nicht ausdrücklich Strenge verlangte, und dieß Stück seiner Vatersorge nicht vor vielen andern werth wäre.

Aber fast möchten wir wieder zurück nehmen, was wir oben von dem Liede der Einzigen rühmten, daß Geist und Herz nirgends mit so viel Wohlgefallen verweile, fast möchten wir es wieder zurücknehmen, indem wir den Eindruck, den das Blümchen Wunderhold (S. 263.) nach nochmaligem Lesen auf uns gemacht hat, mit jenem vergleichen. Welch eine trefliche gedankenreiche Allegorie! Wir kennen nur Ein Stück, dem es, von Seiten der glücklichen Versinnlichung einer großen moralischen Wahrheit, ähnlich ist, das Vergnügen von Götz, ähnlich ihm in der Reichhaltigkeit der Ideen, ähnlich in charakteristischen Schilderungen. Wie treffend und bedeutend der kleinste Zug! Wie gewählt und vielsagend jedes Bild! Predige der Moralist über Bescheidenheit, so viel und so lange er will, er empfiehlt die Liebenswürdigkeit dieser Tugend so stark und nachdrücklich nicht, wie dieß Lied. Ueberall die höchste Anschaulichkeit! überall die entzückendeste, lebhafteste Darstellung ihrer Wirkungen, ihres Einflusses, ihrer Reize! Und dann, wie viel Kunst in der Anlage des Ganzen! Wie interessant die Erwartung! wie glücklich gewendet der Aufschluß! Wahrlich, der Dichter hat seiner Trauten nirgends ein feineres Lob ertheilt, nirgends ein

schönres Denkmal seiner Liebe und Zärtlichkeit hinterlassen, als in diesen Strophen:

Ach! hättest du nur die gekannt,
Die einst mein Kleinod war —
Der Tod entriß sie meiner Hand
Hart hinterm Traualtar —
Dann würdest du es ganz verstehn,
Was Wunderhold vermag,
Und in das Licht der Wahrheit sehn,
Wie in den hellen Tag.

Wohl hundertmal verdankt' ich ihr
Des Blümchens Segensflor.
Sanft schob sie's in den Busen mir
Zurück, wann ichs verlor.
Jetzt rafft ein Geist der Ungeduld
Es oft mir aus der Brust.
Erst, wann ich büße meine Schuld,
Bereu' ich den Verlust.

Männerkeuschheit und Wunderhold! laßt sie uns künftig, wenn von Bürgers Liedern die Rede ist, zusammen nennen, wie man lange schon Eichenhorst und Leonore zusammen nannte!

Wir haben der längern Gedichte, die sich unter den neu hinzugekommenen dieser Sammlung auszeichnen, erwähnt. Zwar wird man vielleicht noch zwey andre hieher ziehen, die Ode auf die Jubelfeyer der göttingischen Akademie und die am Vorabend dieser Feyer gesungen. Aber aufrichtig zu gestehn, weder der einen, noch der andern können wir Geschmack abgewinnen. Seys, daß der Stoff zu spröde und ungeschmeidig, seys,

daß

daß Hr. B. nicht ganz in seiner Sphäre war, genug, das Feuer, das in ihnen weht, oder zu wehen scheint, ist mehr erkünstelte Gluth, als natürliche Wärme, und Plan und Anlage, zumal der später geschriebenen, so metaphysisch, daß man mehr einen schwärmenden Philosophen, als einen begeisterten Dichter zu hören glaubt. Wir übergehen sie daher ganz, und erlauben uns lieber noch etliche Bemerkungen über verschiedene kleinere Lieder.

An Adoniden. S. 206. Die Wendung ist allerliebst und ganz in Götzens Manier.

> Nicht Jugendreiz, der bald verblühet,
> Es ist die ewige Magie
> Des Gürtels, den dir Venus lieh,
> Der so die Herzen an sich ziehet!
>
> Und noch im Herbste werden die
> Für dich, wie jetzt im Lenze, lodern,
> Und sehnend Lieb' um Liebe fodern:
> Denn Huldgöttinnen altern nie.

Allein auf den vier erstern Strophen haften Flecken, die wir hinwegwünschen.

> Die Huldgöttinnen könnten's sagen,
> Verriethen sie die Wissenschaft.

Welche Wissenschaft? Von Wissenschaft war vorher die Rede nicht, sondern von einer unsichtbaren Gewalt, welche die Herzen fesselt. Linder Zephyrsinn ist schwerlich der passende Ausdruck. Wir begreifen, wie Liebe, Lächeln, Schmeicheley und Witz, nicht aber, wie Leichtsinn und Flatterhaf-

haftigkeit ein Geschenk der Grazien heißen und in den Gürtel der Venus, nicht verschlungen, sondern, wie Hr. B. bald nachher besser sagt, verwebt seyn können; man müßte denn Zephyrsinn durch Fröhlichkeit interpretiren. War Witz verwebet, froh und leicht. Wir wetten, daß die Beywörter nicht nachstehen würden, wofern es der Reim nicht gewollt hätte. Gewöhnlich thut diese Ordnung nur dann eine gute Wirkung, wenn durch eine lange Reihe von Adjektiven und der damit verknüpften langen Verschweigung des Subjekts eine Undeutlichkeit entstehen würde. Herbeygeholt ist endlich auch der Vergleich mit dem Rosenöl, nicht zu gedenken, daß es richtiger heißen würde: Das, milder, als das Oel der Rose. Der Artikel der Einheit kann hier, der Grammatik zu folge, nicht Statt finden, überdieß beschleicht das Oel nicht, und doch wird man, wie die Stellung der Worte itzt ist, genöthigt, dieß Prädicat auf die vergleichende, wie auf die verglichene Sache zu ziehn.

Molly's Werth (S. 158.) überrascht nicht durch hervorstechende Empfindungen, aber es gefällt durch liebliche Bilder und süße Versification. Sanfte Schwermuth athmet aus Volkers Schwanenlied und Molly's Abschied. Der glücklich getroffene Ton und das mit ihm so harmonische Sylbenmaaß helfen schon hie und da eine Kleinigkeit verdecken. Den niedlichsten Tändeleyen der Franzosen verdienen das Lied (S. 234.) und die Warnung an die Bienen (S. 257.) an die Seite gesetzt zu werden. Sollten sie, wie uns fast

dünkt,

dünkt, dem Dichter nicht ganz als Eigenthum zugehören, so erhebt sie die Geschmeidigkeit der Nachbildung zu dem Werthe wirklicher Originale. Aber was soll man über die Menschengesichter und Fortunens Pranger sagen? Beide sind ein Beweis, daß der Gedanke eines Gedichts sehr wahr, und das Gedicht gleichwohl sehr mittelmäßig, und mehr als dieß, daß es niedrig und abgeschmackt seyn könne; kurz, daß Wahrheit so wenig die einzig poetische Tugend sey, als sie die einzige des guten Styls überhaupt ist. Doch gilt dieß in weit geringerm Maaße von dem erstern, als von dem letztern Stücke. Jenes würde vielleicht sogar gefallen, wenn Hr. B. seine Menschengesichter nicht so geflissentlich wiederholte, und nicht mit solchem Fleiße nach entfernten und abentheuerlichen Wendungen jagte, wodurch die Allgewalt der Liebe weder lebhafter geschildert, noch anschaulicher dargestellt wird. In unsern Augen sind alle dergleichen Uebertreibungen, Trümpfe und Kraftausdrücke wahre Beleidigung des guten Geschmacks. Den großen Haufen machen sie lachen, dem Manne von Kenntniß und Welt sind sie ärgerlich. Oder glaubt Hr. B. wirklich etwas Kräftiges und Eindringendes gesagt zu haben, wenn er singt:

Fuselbrenner, Müller, Becker, Schlächter,
Brauer, Wirthe, Kauf- und Handelsherrn,
Pferdetäuscher, Lieferer und Pächter
Wandelt sie (Fortuna) in Büffel gar zu gern.

Manchem ihrer Söhne hext die Metze
Einen Rüssel, der nur frißt und säuft,

Zu

Zu zerwühlen die erbuhlten Schätze
Welche weiland Büffel aufgehäuft.

Halb so kräftig, und es würde für die Meisten immer noch zu kräftig gewesen seyn. Doch wozu Kritik über Stücke, in die sich ohnehin so viel Lokales zu mischen scheint und die der Verf. dem Publikum sicher nicht in dieser Gestalt zum zweytenmal auftischen wird. Uns winkt ein besserer Genuß, ein Kranz aus zwölf schönen Blumen gewunden. Zwar prangen sie nicht alle im Glanz der Rose und Lilie, zwar duften sie nicht alle gleich stark und geistig, aber keine ist ohne Schimmer, keine ohne Geruch.

Zuerst unter ihnen steht, wiewohl es den letzten Platz einnimmt, das Wort der Weihe an Schlegel. Viele übertreffen es an Zärtlichkeit, viele an Weichheit, aber vollendeter, als dieß, und mit vollerer Stimme gesungen, dünkt uns keines.

Kraft der Laute, die ich rühmlich schlug,
Kraft der Zweige, die mein Haupt umwinden,
Darf ich dir ein hohes Wort verkünden,
Das ich längst in meinem Busen trug.

Junger Aar! Dein königlicher Flug
Wird den Druck der Wolken überwinden,
Wird die Bahn zum Sonnentempel finden,
Oder Phöbus Wort in mir ist Lug.

Schön und laut ist deines Fittigs Tönen,
Wie das Erz, das zu Dodona klang,
Leicht und stark dein Aufflug sonder Zwang.

Dich zum Dienst des Sonnengotts zu krönen,
Hielt' ich nicht den eignen Kranz zu werth;
Doch — dir ist ein besserer bescheert.

Sollten

Sollten wir den Jünger der Musen durch ein Beyspiel lehren, was poetischer Rhythmus und Fülle sey, so würden wir ihm dieß Sonnett vorlesen. Welch ein Flug! rufen wir dem begeisterten Dichter nach. Wie begierig folgt diesem steigenden Adler das Auge, wie gern lauscht auf das Tönen seiner Fittige das Ohr! Nur ein einzigesmal scheint er ein klein wenig zu sinken, aber schnell rafft er sich wieder auf und strebt weiter. Ganz verschieden, dem Inhalte, wie der Sprache nach, ist ein andres Sonnett, überschrieben Täuschung. Süß und innig, und, was mehr sagt, treu und wahr schildert es also den Kampf zwischen Vernunft und Liebe:

> Um von Ihr das Herz nur zu entwöhnen,
> Der es sich zu stetem Grame weiht,
> Forschet durch die ganze Wirklichkeit,
> Ach umsonst! mein Sinn nach allem Schönen.
>
> Dann erschafft, bewegt durch langes Sehnen,
> Fantasie aus Stoff, den Herzchen leiht,
> Ihm ein Bild voll Himmelslieblichkeit.
> Diesem will es nun statt Molly fröhnen.
>
> Brünstig wird das neue Bild geküßt;
> Alle Huld wird froh ihm zugetheilet;
> Herzchen glaubt von Molly sich geheilet.
>
> O des Wahns von allzu kurzer Frist!
> Denn es zeigt sich, wenn Betrachtung weilet,
> Daß das Bild leibhaftig — Molly ist.

Nur einige Kleinigkeiten irren uns. So sagt man wohl schwerlich: Sich einer Person zum

Gram weihen. Analogisch zu schließen würde der Ausdruck wenigstens nicht heißen: Um Jemanden trauern; sondern: Jemanden in seinem Leid unterstützen. Auch bewegt ist nicht das Wort, das man verlangt, nicht das eigentliche. Ueberhaupt fehlt den Anfangszeilen des zweyten Quadrains noch die nöthige Runde. Frey von allen Verstoßen gegen die Diction, obgleich der Sprache der Empfindung nicht so gemäß, wie das vorige, dünkt uns hingegen ein andres Sonnett, das wahrscheinlich, nebst den folgenden dreyen, auf Molly's Tod verfertigt ist, und als Probe vom elegischen Tone des Verf. hier stehen mag.

Verlust.

Wonnelohn getreuer Huldigungen,
Dem ich mehr als hundert Monden lang,
Tag und Nacht, wie gegen Sturm und Drang
Der Pilot dem Hafen nachgerungen!

Becher, allgenug für Götterzungen,
Goldnes Kleinod, bis zum Ueberschwang
Stündlich neu erfüllt mit Labetrank,
O wie bald hat dich das Grab verschlungen!

Nektarkelch, du warest süß genug,
Einen Strom des Lebens zu versüßen,
Sollt' er auch durch Weltenalter fließen.

Wehe mir! Seitdem du schwandest, trug
Bitterkeit mir jeder Tag im Munde.
Honig trägt nur meine Todesstunde.

Wir glauben nicht, daß wahre Schwermuth sich unter lauter Gleichnissen und Bildern, deren

einige überdem außer dem gewöhnlichen Kreise der Empfindung liegen und mit sichtbarer Vorsicht ausgeführt sind, herum treibt. Indeß dieser Vorwurf haftet selbst auf den schönsten Sonnetten Petrarchs, und verdient vielleicht in keiner Dichtungsart mehr Verzeihung. Außer diesen dreyen haben uns am besten gefallen: die Unvergleichliche, Naturrecht, Auf die Morgenröthe, und Liebe ohne Heimath, am wenigsten der versetzte Himmel, und Trauerstille. Bey dem ersten kann man sich wirklich kaum der Frage enthalten: cur urceus exit? Welche Anstalten und welch ein Vergleichungspunkt! Auch der Zauber der Reime, die sämmtlich weiblich und unter einander gemischt sind, geht für das Ohr so gut als verloren. Der Schluß des letztern hängt mit dem Vorhergehenden nur durch ein schwaches Band zusammen, und ist von dem Vorwurfe eines spielenden Ausdrucks nicht ganz frey zu sprechen. Noch immer stehen wir bey den Gedichten, mit denen diese Sammlung vermehrt ist. So sehr fühlt selbst der Kunstrichter den Einfluß der Neuheit in die Bestimmung seiner Wahl. Wenigstens wollen wir die zweyte Hälfte unseres Versprechens nicht ganz vergessen, wenigstens unsere Leser dießmal von den zahlreichen Verbesserungen, welche die Nachtfeyer der Venus erfahren hat, unterrichten.

Plan und Abtheilung sind geblieben, und mit Recht, da jener den Charakter der lyrischen Poesie, diese der Anlage und dem Gange des Gedichts so gemäß waren: allein mit kluger Hand hat Hr. B.

eine Menge leerer Verse hinweg geschafft, eine Menge kleiner Züge gehoben, eine Menge neuer Schönheiten zugesetzt. Schade, daß gerade die erste unter den angebrachten Verbesserungen so schlecht geglückt ist.

> Morgen liebe, was auch nimmer
> Noch geliebet hat zuvor!
> Was geliebt hat längst und immer,
> Lieb' auch morgen nach wie vor.

War es möglich, sich so zu vergreifen? Das heißt nicht; Verse dichten, sondern — flicken. Es ist wahr, die zweyte und vierte Zeile des Refrains fielen in der ältern Lesart zu sehr gegen die erste und dritte ab, (sie bestanden nur aus drey Sylben,) und die Ordnung der Ideen schien nicht die richtigste: aber beiden hatte Hr. Ramler so gut abgeholfen:

> Morgen liebe, morgen liebe,
> Wer die Liebe nie gekannt!
> Morgen liebe, morgen liebe,
> Wer die Liebe schon empfand!

Alles, was sich dagegen sagen läßt, ist, daß das doppelte morgen liebe für den Anfang des Gesanges etwas zu stark klingt; und wie unbedeutend ist dieser Einwand? Wenn Hr. B. die Aenderung verwarf, um sich dem Herausgeber der Bluhmenlese nicht zu sehr zu verpflichten, so hat ihn die Muse dießmal für seinen Eigensinn bestraft. Ungleich glücklicher und überdachter ist folgende Verbesserung:

rung: (Wir lassen, zur Ersparung des Raums nicht die ganze Stelle, sondern blos die geänderten Verse zweymal abdrucken.)

Unter frohen (Alte Ausg. hellen) Melodieen
Ist der junge Lenz (May) erwacht.
Seht, wie Stirn' und Wang' ihm (seine Schläfe) glühen,
Wie sein helles Auge lacht!
(Wie ihm Stirn und Wange lacht.)
Ueber Saat und Kräuterrasen,
(Ueber kräutervollen Rasen,)
Hain und Garten (Ueber Hainen) schwebet er.
Sanfte Schmeichellüftchen blasen
(Kleine laue Weste blasen)
Wohlgerüche vor ihm her.
Seegenvolle Wolken streuen
Warme Tropfen auf die Flur,
Labsal, (Geben) Nahrung und Gedeihen
Jedem Kinde der Natur.

Mit Vergnügen bemerkt man überall die bessere Uebereinstimmung zwischen Gedanke und Ausdruck, überall die größere Reichhaltigkeit der Ideen, überall das Bestreben nach einem frischern Colorit. Nur die lauen Weste würden wir weder mit dem unbestimmtern Schmeichellüftchen vertauscht, noch in der verletzten Zeile die Deutlichkeit der Fülle aufgeopfert haben. Hingegen hätten wir im Schluß des Vorgesanges die Ramlerische Aenderung ebenfalls verworfen. Erzeugt aus Kronus Blut (um der mythischen Genauigkeit willen hätten wir Cälus gesetzt,) ist immer noch erträglicher

 als:

als: Cälus allerreinstes Blut. Man würde die Idee überhaupt nicht vermissen. Um so besser also, je schneller man über sie hingleitet, je weniger sie durch Stellung und Verbindung bemerklich wird. Stark und lebhaft tönen itzt die Anfangszeilen der zweyten Abtheilung:

> Stimmt, zu Aphroditens Feyer,
> Stimmt ihn an, den Weihgesang!

Vorher las man:

> Morgen ist Dionens Feyer.
> Stimmet an den Weihgesang!

eine für den Anfang des neuen Gesangs allerdings zu matte Wendung. Wahre Verschönerung ist ferner

> Morgen winkt vom hohen Throne
> Uns ihr goldner Richterstab

Allein die folgenden Verse

> Und sie spricht, zu Straf' und Lohne,
> Gütevolles Recht herab.

gefallen uns so wenig, als die Ramlerische Verbesserung:

> Und sie spricht, samt ihrem Sohne,
> Unverletzlich Recht herab.

Daß Amor das Richteramt mit seiner Mutter theilen soll, davon ist und darf hier die Rede nicht seyn: er wird erst weiter unten ausdrücklich hierzu ernannt; dem ungeachtet bleibt zu Straf' und Lohne, wo nicht eine undeutsche, doch müßige Phrase. Wir übergehen einige geringere Abweichungen,

chungen, deren Werth und Unwerth von selbst in die Augen fällt. Angenehm ist es, in folgender Stelle zwey Dichter, und den einen zweymal, um den besten und angemessensten Ausdruck ringen sehen. Die Rede ist von Dianen. Zuerst Bürger nach der ältern Ausgabe.

Zu des schönsten Festes Freude
Lüde sie auch dich mit ein,
Ziemt es deinem keuschen Eide,
Zeuginn unsrer Lust zu seyn.
Ha! du solltest Jubel hören!
Hören Sang und Cymbelklang!
Solltest uns in Taumelchören
Schwärmen sehn drey Nächte lang;
Solltest bald in Wirbelreigen
Uns um flinke Nymphen drehn,
Bald, zu Paaren unter Zweigen,
Süßer Ruhe pflegen sehn.
Auch der Held, der fern am Indus
Vom bezähmten Pardel stritt,
Ceres und der Gott vom Pindus
Und Pomona feyern mit.

Neue Ausgabe:

Dich auch lüd' in diese Haine
Traulich unsre Göttinn ein,
Ziemt' es dir, o Keusche, Reine,
Unsrer Lust so nah zu seyn.

Das übrige folgt ungeändert, nur das Beywort flinke ist in das edlere rasche und der letzte Vers in Freu'n sich unsrer Freuden mit verwandelt. Ramler liest also:

Dich auch lüde sie zur Feyer,
Dich auch lüde Cypris ein:
Ziemt' es dir nur ohne Schleyer,
Jungfrau, uns so nah zu seyn;
Dürftest du nur Jubel hören
Und drey wache Nächte lang
Unter wonnetrunknen Chören
Paukenton und Cymbelklang;
Uns mit flügelschnellen Schritten
Tanzen, uns die Nymphen drehn,
Und auf Moos in grünen Hütten
Matt vom Taumel sinken sehn:
Auch den Helden, der am Indus
Auf bezähmtem Pardel ritt,
Ceres und den Gott vom Pindus
Und Pomonen lud sie mit.

Schon bey einer ehemaligen Vergleichung dachten wir dem Grunde der Ramlerischen Aenderung nach. An Ründe und Klarheit hat der poetische Periodenbau, den Anfang abgerechnet, gewiß nicht gewonnen. Das mehrern Substantiven gemeinsame Zeitwort hören giebt eine kleine Undeutlichkeit, tanzen an der Spitze des Verses thut nicht die beste Wirkung, und ritt ist schwächer, als das von Hrn. B. gewählte Wort. Aber vielleicht werden einige die Aenderung als sittsamer und dem Charakter Dianens gemäßer vorziehn, wenn andere dem Sänger der Nachtfeyer Cytherens eine muthwillige Anrede an die Göttinn der Keuschheit schon zu gute halten. Weniger Zweifel, wem der Vorzug gebühre, erregen nachstehende Verse. Bürger:

(wir

(wir setzen sie gleich nach der neuen Ausgabe her.)

Den Päonien entfaltet,
Sie (Venus) das purpurne Gewand;
Wie der Mädchen Busen, spaltet
Junge Rosen ihre Hand.
Ichor ihrer Dornenwunde
Färbt' einst ihren Silberschein,
Und ein Hauch aus ihrem Munde
Strömte Wohlgeruch hinein.

Die Bluhmenlese:

Manche Sommerrose spaltet
Schon im Maymond ihre Hand;
Mit dem Ichor ihrer Wunde
Ward ihr Silberblatt getränkt;
Odem aus Dionens Munde
Hat ihr den Geruch geschenkt.

Höchste grammatische Genauigkeit erlaubt hier der Bau unsrer Sprache und die Substantiven von gleichem Geschlechte nicht. Ungleich bestimmter ist indeß die Stelle allerdings in der Wendung, die ihr R. gegeben hat, insbesondere durch die Verwandlung der vielfachen Zahl und der Vertauschung des possessiven Pronomens, einmal mit dem relativen und das zweyte mal mit dem eigenen Namen, noch mehr aber durch die vorsichtigere Wahl der Ausdrücke geworden. Man kann schwerlich sagen, daß ein Schein gefärbt werde und der zarte Hauch einer Göttinn ströme, nicht zu gedenken, daß wie der Mädchen Busen zweydeutig, und hinein ganz

ganz unrichtig ist: denn worauf soll sich das letztere anders beziehen, als auf Silberschein? Wie schön deuten überdieß die ersten Zeilen auf die Zeit der Feyer und Venus schaffende Allgewalt hin? Aber so leicht ist es, sich in Sachen des Geschmacks zu täuschen. Hat doch selbst in diesem Absatze das so richtig gesagte Wie mit blinkendem Gesteine dem unrichtigen Wie mit Perl' und Edelsteine weichen müssen. Wir glauben kaum, daß die einfache Zahl unter solchen Umständen die Stelle der vielfachen anderswo vertreten kann, als bey Collectiven. Noch ungleich mehr wird jedoch unsre Leser Hrn. B. Urtheil befremden, wenn sie folgende Zeilen gegen einander halten wollen. Alte Ausgabe:

> Sie vermählte Romuls Diener,
> Halb durch List und halb durch Macht,
> Mit den Töchtern der Sabiner.
> Aus den Küssen erster Nacht
> Keimten glänzende Geschlechter,
> Mit der Zeiten Wechsellauf,
> Patrioten und Verächter
> Ihres Todes keimten auf.

Neue Ausgabe:

> Aus der Saat der ersten Nacht
> Keimten großer Thaten Thäter,
> Wunder für der Nachwelt Ohr,
> Und die edlen weisen Väter
> Ihres Vaterlands empor.

Wir rathen und rathen Warum so?, warum nicht, wie ehedem? und errathen nichts, als — den

gram-

grammatischen Grund von der Aenderung des ersten Verses. Was den Dichter bewog, das eben so unpoetische, als mißtönende Thaten Thäter aufzunehmen, sehen wir nicht ein, und noch weniger, was ihn das viel umfassende große Bild der letzten Zeilen, dieß Bild, das sogleich einen Decius, Cato, Brutus, und so manchen edlen Römer vor die Seele rief, zu vertilgen vermochte. In der That, so belehrend und unterhaltend es eines Theils ist, den Kritiken eines Dichters über sich selbst nachzuspüren, so verdrüßlich ist es auf der andern Seite, oft nur veränderte Lesarten, oft noch weniger zu erhalten. Doch eben stoßen wir noch auf eine Verbesserung, die diesen Namen mit Recht verdient. In der ersten Ausgabe schlossen sich an die Zeilen

> Soll ich nicht ihr (der Nachtigall) Lied begleiten?
> Stimmet mich kein Frühling mehr?

unmittelbar folgende an:

> Phöbus, säng' ich nicht dem Mayen,
> Säng' ich nicht, o Liebe, dir,
> Würde nimmer mir verzeihen,
> Stimm' und Laute nähm' er mir.

Hr. B. hat den Gedanken auf folgende Art weiter ausgeführt:

> Ha, erwachte nicht im Lenze
> Meine Brust zu Lieb' und Sang,
> So entwelkten mir die Kränze,
> Die ums Haupt mir Phöbus schlang.

Phöbus

Phöbus Huld müßt' ich entbehren;
Stimm' und Laute nähm' er mir:
Sáng' ich, May, nicht dir zu Ehren,
Nicht zu Ehren, Liebe, dir.

Uns dünkt, die Erweiterung giebt dem Schlusse des Gesangs eine gewisse Fülle und Runde, die man vielleicht vorher nicht vermißte, aber nun mit Vergnügen bemerkt. Nur der Ausdruck: Die Kränze entwelkten mir gefällt uns nicht ganz. Wir hätten den natürlichern entsinken, auch um der folgenden Zeile willen, der er besser entspricht, vorgezogen.

(Die Fortsetzung künftig.)

III.

Monatsschrift der Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin. Erster Band. 1788. Berlin, im Verlag der Königl. Akadem. Kunst-und Buchhandlung, 290 Seiten, gr. Quart.

Die Kritik scheint für den genießenden Theil des Publikums so wohl als für den, welcher für den Genuß arbeitet, von Tag zu Tag nothwendiger und unentbehrlicher zu werden. Bey jedem Volke, wel-
ches

ches sich seine Bildung selbst verdankt, gehen die Werke der Kunst und des Genies nothwendigerweise vor den Regeln voraus. Der Anblick der Natur, welche frey und ungehindert auf die Seele wirken kann, lehrt den für jeden Eindruck offnen Geist, welchen Weg er einschlagen muß, um sich selbst und andern Genüge zu thun; und da dieser nach Willkühr schaffen und sich blos seinen eignen Antrieben überlassen kann, so tragen seine Werke insgesamt das Gepräge der sie erzeugenden Kraft, der Natur, welche allenthalben, wo wir sie in der Nachahmung bemerken, mit Bewunderung und Vergnügen erfüllt. Die ersten Dichter und Künstler bedurften also in der That keines Unterrichts, wie sie sich der Natur nähern sollten; und die, welche ihre Werke betrachteten, brauchte man eben so wenig zu lehren, was sie in denselben bewundern, und was sie bey ihnen fühlen sollten. Als sich aber die Anzahl der Künstler und Dichter vermehrte, als dieselben Gegenstände mehrmalen und auf verschiedne Weise dargestellt worden waren, so mußten nothwendig unter diesen Darstellungen einige den Beyfall der Nation mehr, andre weniger verdienen, und mit der ersten Vergleichung, die man anstellte, that man den ersten Schritt zu der Trennung dessen, was biehero, wie Ursache und Wirkung, verbunden gewesen war. Die Kunst und die Natur fingen an auf verschiednen Wegen zu gehn. Der Künstler, welcher vorher keinen andern Gegenstand der Nachahmung gekannt hatte, als die Natur, und die unmittelbar durch sie in seiner Einbildungskraft

kraft erzeugten Bilder, schwankte nunmehr von der Betrachtung der sinnlichen Gegenstände auf das Studium ihrer Nachahmungen hinüber, und erfüllte sich mit den Ideen seiner Vorgänger auf eben die Art, wie er sich vorher mit den Bildern der Natur erfüllt hatte. Er zündete die Fackel der Begeisterung nicht mehr bey dem ätherischen Feuer an, das auf dem Altare der Natur brennt, sondern bey dem Wiederscheine desselben, das aus den Werken ihrer ersten Lieblinge, zwar noch hell und wärmend genug zurückstrahlte, aber weiter fortgepflanzt immer kälter und matter ward. Endlich vergaß man über den Nachbildungen ganz auf das Nachgebildete zurück zu gehn. Die Eindrücke von jenen waren zu schwach die empfindende Kraft thätig zu erhalten und zu üben, und die Eindrücke von diesem hatte man rein aufzufassen verlernt, weil man es selten anders als in seinen Abdrücken sah. So mußte es oft kommen, daß man sich in einer nicht geringen Verlegenheit befand, wenn man sich Rechenschaft über die Art des Eindrucks geben wollte, welche dieses oder jenes Werk auf die Seele gemacht hatte. Man nahm Zuflucht zu der Autorität. Man verglich andre ähnliche Werke, welche einen ausgezeichneten Beyfall erhalten hatten; man suchte die Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten auf, und die Bemerkungen, die man dabey machte, waren die ersten Grundsätze einer Theorie der Künste.

Der Zweck der Künste ist Rührung unsrer Sinnlichkeit, und die Schönheit ist ein Gegenstand

der

der Empfindung, nicht des Verstands. Aber die Umstände, unter denen wir aufwachsen, die Verhältnisse, in denen wir leben, die Art, wie wir unsre Kenntnisse erwerben, und die Absichten, zu denen wir sie anwenden, alles dieses vereinigt sich, unsern Verstand auf Kosten unsrer Empfindungsfähigkeit zu üben und auszubilden. Die bloße Schönheit ist uns daher, selbst in der Nachahmung, nicht lange interessant, und wir sind nicht einmal vermögend sie ganz zu fassen, wenn wir nicht oft den Verstand zu Hülfe rufen, um durch ihn die Sinne belehren zu lassen. Die Alten bedurften keiner Theorie des Geschmacks, und man war so sehr überzeugt, daß Raisonnement über die Schönheit, dem Eindrucke, welchen sie beabsichtigt, schade, daß ein Philosoph, der sonst jeden Begriff bis auf seine ersten Grundfäden zu zerlegen pflegte, auf die Frage: Was ist Schönheit? zur Antwort gab, daß dieses die Frage eines Blinden sey.

So wie der Verstand fortfährt sich aufzuklären, so würden die Künste, welche durch die Organe der Sinnlichkeit wirken, immer mehr von ihrem Ansehn verlieren und am Ende vielleicht ganz verschwinden müssen, wenn niemand als der Kenner durch Empfindung Genuß von ihnen haben und Vergnügen aus dem Anschaun ihrer Werke schöpfen könnte. Aber der Verstand kann auch hier den Mängeln der Empfindung gewissermaßen zu Hülfe kommen, und an die Stelle des uneigennützigen Vergnügens, welches aus dem bloßen Genusse der Schönheit entspringt, kann ein anderes

treten,

treten, welches sich auf das Vergnügen des Bemerkens und Vergleichens gründet. Und dieses ist jedem Menschen von gebildetem Verstande zu geniessen erlaubt, wenn er sich mit den Grundsätzen bekannt machen und die Gelegenheit aufsuchen will, seinen Verstand in Vergleichung und Anwendung dieser Grundsätze auf die Gegenstände der Künste zu üben. Wenn diese Uebung öfters angestellt wird, so wird der Verstand nicht nur eben so schnell und oft richtiger über die Schönheit entscheiden können als das Gefühl; sondern, die schnelle Operation desselben wird selbst etwas in unsrer Seele hervorbringen, das dem angenehmen Eindruck des Schönen, wenn wir es allein durch die Sinne auf uns wirken lassen, beynahe vollkommen ähnlich ist.

Aber auch für den Künstler ist die Kritik in unserm Zeitalter unentbehrlicher als sie jemals war. Einmal kostet es immer größere Mühe die Schönheit in der Natur selbst zu finden, da diese dem Künstler nur selten offen liegt, und nur Wenige Gelegenheit haben, sie in einem Alter kennen zu lernen, in welchem Auge und Herz noch unverwöhnt und für die unverfälschten Eindrücke desselben hinlänglich empfänglich ist. Aber man thut auch jetzt überdieses an den Künstler weit größere Forderungen, als man vielleicht jemals that. Die ersten Künstler waren Gesetzgeber, und die Zeiten, in denen sie blühten, waren Zeiten der Sinnlichkeit, oft Zeiten der Unwissenheit. Man dachte wenig, man wußte wenig; aber man fühlte ohne Unterricht, was wahr, schön und reizend war. Die

Sinne

Sinne zu ergötzen war die einzige Forderung, die man an den Künstler that; und wenn dieser es nur in Einem Theil seiner Kunst zur Vollkommenheit brachte, so war er des Beyfalls seiner Zeitgenossen gewiß. Das Publikum hat sich geändert und der Künstler wird sich mit ihm ändern müssen, wenn er ihm noch eben so gefallen, wenn er noch eben so bewundert seyn will, als jene ersten Meister. Er muß nicht nur die Vollkommenheit in allen Theilen der Kunst suchen, er muß nicht nur schön und wahr, er muß auch bedeutungsvoll, tiefsinnig und gelehrt, und in jedem Felde der Wissenschaft, welches die Kunst streift, muß er bewandert seyn. Schwere Forderungen! vielleicht unmöglich zu erfüllen, wenn nicht der Gelehrte dem Künstler zu Hülfe kömmt, und einen Theil der Arbeit, welche jenen viel zu sehr von der Kunst abziehen würde, für ihn übernimmt; wenn er nicht für ihn nachschlägt, philosophirt und sich mühsamen Untersuchungen unterzieht, um ihn wenigstens mit den für ihn wichtigen Resultaten bekannt zu machen.

Bey dem ersten Erscheinen dieser Monatsschrift glaubten wir, daß sie ein solches Hülfsmittel für den Künstler werden könne; daß ihm in diesem Werke gelegentlich, auf eine deutliche und unterhaltende Weise, die Grundsätze seiner Kunst bekannt gemacht, und er bey jeder sich darbietenden Gelegenheit von dem Besondern auf das Allgemeine, von dem Concreten auf das Abstracte geführt werden solle. Eine solche Unternehmung, dachten wir, muß allerdings von einem ausgebreiteten Nutzen

seyn. Wenn denkende und mit dem Praktischen der Künste, so viel zu einer deutlichen Einsicht in das Wesen derselben nöthig ist, bekannte Männer, ihre Ideen über Gegenstände entwickeln, die den Künstler interessiren, so kann es nicht fehlen, daß auch dieser ohne Anstrengung eine ausgebreitetere Kenntniß seiner Kunst bekommen und seine Ideen auf ganz neue Wege geleitet werden müssen. Auf der andern Seite aber muß es auch seinen Ehrgeiz anspornen, wenn er seine Arbeiten in einer Gesellschaft beurtheilt, und dann diese mit ihren Gründen unterstützte Beurtheilung in das Publikum gebracht sieht. Zwar sind Kunstwerke nicht gemacht beschrieben zu werden; aber da es nun doch einmal, — in Deutschland wenigstens — nicht möglich ist, sie den Augen des ganzen Kenner-Publikums auszusetzen, so ist die Bekanntmachung in einer besonders dazu bestimmten Schrift wenigstens ein kleines Aequivalent. Für das Publikum aber, welches zu gleicher Zeit eine Menge feiner Bemerkungen und tiefsinniger Betrachtungen erhält, die ihm schon an sich und unabhängig von dem Gegenstande, bey welchem sie entstehn, nützlich seyn können, ist der Vortheil unläugbar und in die Augen fallend.

Diese Hoffnungen mußten um desto höher steigen, da sich die Akademie nicht blos auf Bekanntmachung der Beyträge ihrer Mitglieder einzuschränken versprach, sondern jeden großen Gelehrten einlud, das Seinige zur Beförderung des rühmlichen Zwecks der Akademie beyzutragen. Dieser Zweck aber

aber solle kein andrer seyn, als allgemeine Verbreitung des guten Geschmacks, Ermunterung nützlicher und großer Talente, Unterstützung der Industrie, und endlich überhaupt nützliche und angenehme Unterhaltung des Publikums. Zu gleicher Zeit versprach man Urtheile über Werke der Kunst jeder Art. „Die Urtheile, welche das Publikum hier erhalten wird, hieß es, sind nicht unbillige Urtheile eines einzelnen Privatmanns, nicht partheyische Ergießungen übler Laune oder gehäßiger Nebenabsichten, sondern reifliche Ueberlegungen einer ganzen Gesellschaft, die das Gute überall suchen und hervorziehn wird, wo es von Fehlern verdunkelt seyn könnte, die minder wichtig als die neben ihnen liegenden Schönheiten sind."

Allgemeine Verbreitung des guten Geschmacks? Ein großer Zweck, in der That! und werth das Ziel einer Gesellschaft zu seyn, welche unter dem Schutz eines erhabnen Monarchen, in dem Mittelpunkte der Aufklärung, der Denkfreyheit und des Geschmacks frey und ungestört wirken kann. Aber ist denn auch der gute Geschmack eine Sache, welche allgemein ausgebreitet werden kann? Ist er nicht seiner Natur nach nur für den kleinsten Theil der Nation? — Wir wollen über diesen Ausdruck nicht mit dem Verf. der Vorrede rechten, wir wollen untersuchen, in wie ferne diese Versprechungen erfüllt worden, und wie groß die Beyträge zur Verbesserung des deutschen Geschmacks sind, welche uns in dieser Schrift geliefert werden.

Das erste, was uns in unsern süßen Träumen störte, und bey dem ersten flüchtigen Durchblättern in die Augen fiel, war der Styl, in welchem die meisten der in diesem Bande enthaltnen Aufsätze abgefaßt sind. Leser, welche an einen richtigen und bestimmten Ausdruck gewöhnt sind, werden schon in der einzigen Stelle, die wir ihnen so eben aus der Vorrede mittheilten, einen Mangel an Präcision bemerkt haben, der in einem unangenehmen Contrast mit dem Versprechen steht, den guten Geschmack allgemein verbreiten zu wollen. Ein Urtheil ist keine Ueberlegung, sondern das Resultat derselben; Nebenabsichten äußern oder zeigen sich, aber sie ergießen sich nicht; und ob ein Urtheil über ein Kunstwerk von einem Privatmann, oder von einem homme en place gefällt wird, ist für die Richtigkeit desselben vollkommen gleichgültig.

Zu gleicher Zeit bemerkten wir den Ton, welchen einige Mitglieder der Akademie in Beziehung auf die Beschützer und Häupter derselben annehmen, mit wahrem Mißvergnügen. Männer, wie Heinitz und Herzberg, deren Verdienste allgemein anerkannt sind, bedürfen keines Lobes, das den Anstrich der Schmeicheley haben dürfte. Wenn bey jeder Gelegenheit der Schutz, welchen sie der Akademie angedeihen lassen, die Aufmerksamkeit, welche sie für dieselbe beweisen, gepriesen; wenn jeder Schritt, den sie thun, jedes Wort, das sie sprechen, mit einem besondern Lobspruch begleitet wird, so ist es fürwahr dem kalten Publikum nicht zu ver-

verdenken, wenn es die Achseln ein wenig zuckt, und die Ausbrüche eines Enthusiasmus, der sehr wahr seyn kann, aber deswegen nicht allenthalben an seiner Stelle steht, etwas unschicklich findet.

Es würde sehr ungerecht seyn, aus einzelnen Stellen eine widrige Meynung gegen ein ganzes Werk zu fassen, das aus so mannichfaltigen Theilen zusammengesetzt ist. Aber auch diese Mannichfaltigkeit, diese zu große Ausdehnung des Plans schien uns gleich beym ersten Anfang der sorgfältigen Bearbeitung eines einzelnen wichtigen Theils im Wege zu stehn. In einer der Kunst gewidmeten Schrift nimmt Ramlers Umarbeitung des ersten Schiffers die Hälfte eines ganzen Stückes ein, und andre Gedichte, welche nicht die mindeste Beziehung auf die Künste haben, stehen blos um der Abwechslung willen da, die auch ohnedieß auf einem andern Wege hätte erhalten werden können. Oder kauft das Publikum kein Journal, wenn es nicht Verse enthält? Aber Verse sind ja gerade das, was in unserm Zeitalter die wenigsten Leser interessirt, und was die meisten um desto sicherer überschlagen, je weniger sich im Durchschnitt genommen von diesen Füllsteinen unsrer Zeitschriften erwarten läßt.

Indeß wird das Vortrefliche an jeder Stelle mit Vergnügen gelesen, und hätte uns der Herausgeber, seinem Versprechen gemäß, Meisterstücke der Dichtkunst geliefert, so könnte es ihm nur eine gelbsüchtige Tadelsucht zum Fehler anrechnen, noch etwas über den Kauf zu seiner Waare gegeben zu haben. Aber leider! machen nur wenige von

den, der Monatsschrift einverleibten, Gedichten eine Ausnahme von andern ihres Gleichen. Keines ist schlecht; und dafür bürgen schon die Namen eines Gleim und Pfeffel; aber auch keines ist vortreflich; keines tadelfrey, und das müßten sie seyn, wenn sie etwas zur Beförderung des allgemeinen Zwecks der Akademie beytragen sollten. Den Beweis hievon zu führen wählen wir einige Gedichte, die nicht unter die schlechtesten gehören.

An Salomon Geßner, von Gleim. (S. 115.) Die edle Simplicität, welche in diesem Gedichte herrscht, die feinen Empfindungen, welche es athmet, würden uns den Sänger desselben verrathen haben, auch wenn er seinen Namen nicht hinzugesetzt hätte. Die Idee ist folgende: Die vortreflichsten Künstler, Dichter und Redner, werden Geßners Gedächtniß ein Denkmahl ihres Genies setzen. Aber kein Denkmal ist dieses edeln Geistes würdig. Darum will ich auf sein Grab nichts, als diese Worte schreiben: Hier ruht der deutsche Theokrit!

Wenn wir den Sinn des Dichters recht gefaßt haben, so ist seine Meynung, daß in den Worten, welche er zur Grabschrift für seinen Freund bestimmt, alles enthalten sey, was zu seinem Lobe gesagt werden könne. Und dieses wäre auch in der That recht gut, indem man allerdings in einer gewissen Rücksicht von einem Schriftsteller, und vorzüglich von einem Schriftsteller wie Geßner, behaupten kann, daß seine Werke der Spiegel seines Geistes und seines Charakters sind. Aber diese

Idee

Idee verliert etwas von ihrer Wirkung durch die vorhergehenden Verse:

> Dich singt in einer hohen Ode
> Berlins Horaz, und Dir, dem bessern Theokrit,
> Singt Halberstadts Catull ein liebes kleines Lied.

Durch diesen Vers hat uns der Dichter nicht nur gewissermaßen das Vergnügen der Ueberraschung entzogen, welches bey einem epigrammatischen Gedicht nichts weniger als unwichtig ist, sondern er scheint uns nun auch eine Art von Ungerechtigkeit gegen die Verdienste Geßners zu begehn, wenn er ihn in der Aufschrift nur mit dem Titel des deutschen Theokrits beehrt, da er ihm doch vorher selbst einen höhern Rang als dem syrakusischen Dichter zugestanden hat. Oder mit andern Worten: Der Dichter anticipirt nicht blos die Spitze seines Gedichts, sondern es liegt auch sogar in derselben weniger als in dem, was er vorher gesagt hatte.— Die Wahrheit zu gestehn, so hat uns die Vergleichung Geßners und Theokrits niemals sonderlich passend geschienen. Amyntas, Chloe und eine Menge andrer vortreflicher Stücke dieses einzigen Dichters haben nichts ähnliches in dem ganzen Alterthum, und wer Theokrits und Geßners Werke kennt, der sollte keinen Augenblick zweifeln, welchem der Vorrang gebühre. Wenn jemals ein Dichter den wahren Sinn des goldnen Weltalters gefaßt, reine, unschuldige und sanfte Sitten mit Interesse zu begleiten, und seine Gefühle und Gedanken mit Wahrheit und Wärme darzustellen ver-

standen hat, so war es dieser große Dichter, der von dieser Seite den Syrakuser bey weitem übertraf, und wahrscheinlich auch ohne sein Muster, nur vielleicht auf einem etwas andern Wege zu dem Tempel der Unsterblichkeit gelangt seyn würde. — Doch wir entfernen uns von unserm Gegenstande. In den Versen:

> In deines Schweizerlands den Musen heil'gem
> Hain
> Von Datteln, Eichen und Cypressen —

ist nicht nur die Wortfügung in dem erstern sehr hart, sondern der zweyte ist ganz überflüßig und wahrscheinlich nur um des Reims willen da. — Das Quatrain endlich, womit das Ganze schließt, ist für sich betrachtet prosaisch, voll matter und unrichtiger Ausdrücke, und in Rücksicht auf das Ganze wie ein unbrauchbares, paralytisches Glied.

> Hier ruht der deutsche Theokrit.
> Mehr nicht! Was soll das Mehr? Man kann,
> was du gewesen
> Auf unserm Irrdischen in deinen Büchern lesen,
> An deinen Werken sehn; wer alles sieht und
> liest
> Der kennt den Einzigen, der du gewesen bist.

Wir wollen nichts von dem Ausdrucke sagen; wir wollen nicht einmal die Unwahrheit rügen, die in dem Alles liegt — einen Dichter und Künstler, wie Geßner, lernt man auch aus wenigen seiner Stücke

Stücke kennen, — ex ungue leonem! — Aber wie alltäglich ist nicht der Gedanke, den diese vier Zeilen enthalten? Freylich kann man den Künstler und Dichter am besten aus seinen Werken kennen lernen; aber der Dichter, der sie besingt, will sie weder beschreiben, noch ihr Verdienst bekannt machen, sondern er will die individuellen Empfindungen ausdrücken, die sich seiner bey Betrachtung derselben bemächtigt haben, und dieses ist unstreitig das würdigste Denkmal, das man einem verdienstvollen Mann setzen kann. — Nun aber steht dieser Gedanke noch dazu am Ende, und nach einem Vers, der die Spitze des Ganzen ausmachen soll:

Hier ruht der deutsche Theokrit!

und er ist selbst eine Art von epigrammatischer Erläuterung dieses Verses! Wir haben nun statt Eines, zwey epigrammatische Gedichte, von denen jedes denselben Gedanken, nur das letzte schwächer und dürftiger ausdrückt als das Erste.

Beynahe denselben Fehler begeht Gleim wiederum in einer Idylle auf Geßner, die wir ganz hierher setzen, um unsern Lesern verständlicher zu seyn:

»Die Musen und die Grazien saßen an der Lindemat und weinten um Salomon Geßner.

Was fehlt Euch, fragte die Nymphe des Bachs?

Die jüngste der Grazien antwortete: Wir weinen um Salomon Geßner.

Da setzte sich die Nymphe zu den Musen und Grazien, und alle weinten noch, und wollten ein Lied zu

Geßners Ehren singen, konnten aber vor Betrübniß nicht.

Da sagte die Nymphe; Wenn er hier am Ufer ging, dann streut' ich Bluhmen ihm auf seinen Weg; er sah die Bluhmen, wußte nicht, wer sie gestreut hatte; saß er dann an meinem Bach und sah hinein, dann sah er sich im Bach bekränzt mit einem Veilchenkranz! So viel ich weiß, hat er das Wunder nicht erzählt. Ich will ihm hier an meinem Bach im nächsten Ahornhain ein kleines Denkmal baun, ein Tempelchen, so klein, wie sein Idyll Amyntas und so schön! Er war Amyntas, bauete meinem lieben alten Eichenbaum den Damm! ihr Musen.«

Bis hieher recht artig, recht in dem Geist des vortreflichen Geßners. Die Sprache zwar würde dieser mehr gefeilt haben. Ihm auf seinen Weg, dürfte er leicht für undeutsch gehalten haben; und was fehlt Euch? hätt' er vielleicht so wenig gesagt, als So viel ich weiß, weil diese Unwissenheit in dem Munde der Göttinn, deren Liebling Geßner ist, sonderbar klingt. Aber wir haben bey dieser Stelle noch etwas zu erinnern. Wenn die Nymphe sagt: So viel ich weiß, hat er dieß Wunder nicht erzählt, so stellt sie uns damit den Vorfall als einen Einzigen, einmal und unter Begleitung gewisser Umstände geschehenen Vorfall dar; da uns doch in den vorhergehenden Worten dieselbe Sache als mehrmalen geschehn, ja als gewöhnlich geschildert ist. — Die spielende Vergleichung: Ein Tempelchen, so klein, wie sein Idyll Amyntas, und so schön, wäre wohl Geßnern auch

auch nicht entfallen. Welche Aehnlichkeit zwischen einem Tempel und einem Gedicht, und seit wann mißt man denn Gedichte nach Ruthen aus? — Die Auslassung der Bindeworte, und des Nennfalls, wie: er sah die Bluhmen, wußte nicht, und: Er war Amyntas, bauete — statt Er baute scheinet uns der Sprache der Idylle nicht angemessen zu seyn. Nur da, wo der Gang der Rede schnell und fortreissend ist, nur da, wo der Redner und Dichter einen heftigen Eindruck auf seine Zuhörer und Leser machen will, ist die Auslassung erlaubt und nothwendig. Die Bindeworte, sagt Longin, legen der Rede gleichsam Fesseln an, und hindern sie, schnell und weit auszuschreiten. Aber für das sanfte, klagende Gedicht sind diese Fesseln nothwendig. Wir wollen nicht fortgerissen seyn, wir wollen verweilen und betrachten.

Bey dem Rhythmus, der in dieser Prose herrscht, könnten wir bemerken, daß er zu einförmig, zu schleppend sey. Die meisten Cola sind jambische oder trochäische Verse, die nur selten von einem Anopäst unterbrochen werden. Doch dieß alles ist nicht eigentlich das, was wir erinnern wollten. Das Idyll schließt auf folgende Weise:

»Ihr Musen und ihr Grazien! ihr macht, das weiß ich, mir den Plan, und wenn ihr vor Betrübniß selbst nicht könnt, so schlagt mir einen vor, der mir ihn macht!

Die Musen und die Grazien besprachen sich, und schlugen unsern Langhans vor.«

Wo-

Wozu doch die Neigung Complimente zu sagen verführen kann! Freylich, wer einmal für einen höflichen Mann bekannt ist, der muß seine Complimente Rechts und Links nicht sparen, oder er wird jeden von der Gesellschaft beleidigen, den er leer ausgehen läßt. Aber mit den Aeußerungen der Empfindung ist es eine andre Sache. Wir äußern unsre Freundschaft für einen Mann mit aller Wärme, deren unser Herz fähig ist; wir erinnern uns seiner Güte, seiner Liebe, wir weinen um ihn, wenn er todt ist. Und mitten in diesen Aufwallungen unsrer Empfindsamkeit sollte es uns einfallen einem dritten Mann etwas Schönes zu sagen, und wir sollten kaltes Blut genug übrig haben, auf ein wohl geründetes Compliment zu sinnen? In der That, wir begreifen kaum, wie Gleim sein eignes Werk durch diesen Zusatz verunstalten konnte. Es ist nun kein Ganzes mehr. Es hat einen doppelten Schluß; eine doppelte Absicht, von denen keine etwas mit der andern gemein hat.

Das Epithalam auf die Vermählung Sr. Excellenz Hrn. L. O. von Gaudi wird als ein Werk angeführt, das sich durch seine Schönheit in Poesie und Kunst gleich stark auszeichne und in dieser Hinsicht eine Stelle in der Monatsschrift verdient habe. Es ist von den Bildnissen des Herrn von G. und dessen Gemahlinn begleitet, welche beide von Berger meisterhaft gestochen sind. Die Schlußvignette von Bolt verdient weniger Lob. Aber das Gedicht selbst ist äußerst mittelmäßig. „Horaz feyerte den mittlern Tag des Aprilmonds

als

als den Geburtstag Mäzens. Der Dichter feyert denselben Tag als den Hochzeittag des Preussischen Ministers." Sonderbare Gelehrsamkeit! und noch sonderbarere Verbindung! Das Uebrige ist wie der Schluß von jedem Hochzeitgedicht. Verse, wie diese:

Als den ersten Lebenstag des erhabnen Mäzenas und

So wie heut mit deinem ganzen Göttergefolge

erwerben fürwahr einem Gedicht kein Recht auf den Lobspruch einer vorzüglichen Schönheit. —

Unter den prosaischen Aufsätzen nimmt eine Sammlung allegorischer Vorstellungen von Hrn. Prof. Ramler den größten Raum ein.

Künstler und Liebhaber haben schon längst den Wunsch gehegt, daß ein Gelehrter, der mit Geschmack und hinlänglichen Kenntnissen versehen wäre, eine Sammlung dieser Art veranstalten, und was von glücklichen Allegorien in alten und neuen Zeiten erfunden worden, zusammentragen und erläutern möchte. Es fehlt zwar in der That nicht an Werken, deren Verfasser die genannte Absicht zu erreichen suchten, aber sie sind weder vollständig, noch geschmackvoll genug, um dem jungen Künstler ohne weitere Vorsicht in die Hände geliefert zu werden. Weder vollständig genug: Denn wer von einer Idee uns nur Einen oder höchstens ein Paar allegorische Vorstellungen bekannt macht, der nützt weder dem Künstler, der einen großen Vorrath braucht, um aus demselben dasjenige zu wählen,

was

was seiner jedesmaligen Absicht am meisten entspricht; noch auch dem Liebhaber, welcher Unterricht und Belehrung sucht. Aber auch nicht geschmackvoll genug: Denn die meisten enthalten noch mehr die Träume ihrer Verfasser, als die schon üblichen, schon gebrauchten Vorstellungen; die meisten legen den Sinn so tief, daß ihn niemand finden kann, wer nicht ihre Ikonologien in der Hand hat und vergleicht; sie sind so sinnreich, so witzig, daß, wenn der Künstler Hand an das Werk legen wollte, er mehr als Prometheus seyn müßte, um diesen sein erfundnen und dichterisch ausgesponnenen Ideen Gestalten und Leben zu geben.

Ganz frey von diesen Fehlern, obschon freyer als die vorhergehenden, ist auch diese Sammlung nicht. Und die Wahrheit zu gestehn, sie ist ein wenig allzutrocken. Sollte es wohl unbillig seyn, von einem Mann, wie Ramler, etwas mehr zu erwarten, als ein Verzeichniß von Allegorien, größtentheils ohne weitere Beurtheilung ihres Werths, ihrer Gründe; ohne Anzeige der Quellen, aus denen sie geschöpft, der Künstler, die sie erfunden, oder besonders glücklich dargestellt haben? Wir hoften selbst zuweilen verunglückte Allegorien angeführt und geprüft zu sehn, um desto mehr, wenn diese Allegorien von großen Meistern gebraucht oder nachgeahmt worden waren. Hierdurch wäre der Künstler zu eignem Urtheil und eigner Erfindung angeführt worden, und auch der Liebhaber hätte Unterricht und Unterhaltung gefunden.

Wir

Wir wollen einige der vorgeschlagnen Allegorien nach den Begriffen prüfen, die wir uns von der Allegorie des Künstlers machen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob sie von dem Verf. selbst erfunden, oder schon ehemals gebraucht worden sind.

Die Allegorie in der Kunst ist eine Tochter der Noth, so wie es die Metapher in der Sprache ist. Der Zweck der bildenden Künste ist Darstellung sinnlicher Gegenstände; was nicht in die Sinne fällt, liegt außer ihrem Gebiet. Sie arbeiten, ihrer ersten Bestimmung nach, nicht auf das Nützliche, sondern auf das Schöne, welches ganz ohne das Nützliche bestehn kann. Aber zuweilen wird auch das leztere der Zweck des Künstlers. Er muß die Gränzen verlassen, welche die Natur seiner Kunst sezte; er muß belehren, d. h. er muß zu dem Verstande sprechen, statt daß er eigentlich nur zu der Sinnlichkeit zu reden nöthig hatte. Und in diesem Fall muß er Zeichen erfinden, welche bey ihm die Stelle der Worte in der Rede vertreten.

Diese Zeichen sind die Allegorien. Von einer guten Allegorie verlangt de Piles, daß sie verständlich, autorisirt und nothwendig seyn soll. Ich weiß nicht recht, was er mit dieser zweyten Forderung sagen will. Es ist wahr, eine Menge allegorischer Zeichen sind durch den langwierigen Gebrauch mehrerer Jahrhunderte von einem Künstler auf den andern fortgeerbt und dadurch also gewissermaßen autorisirt worden; aber sie waren es nicht, als man sie erfand, und der erste Künstler, der sie brauchte, hätte sie nach de Piles Vorschrift nicht

brau-

brauchen dürfen. Oder war dem Alterthum erlaubt, was den neuern Zeiten versagt ist? — Doch es fällt in die Augen, daß jede Allegorie sich selbst hinlänglich autorisirt, sobald sie sinnreich und verständlich ist.

Dem französischen Kunstrichter ist die Allegorie nur dann zuläßig, wenn sie nothwendig ist; ein Andrer erhebt sie beynah zu einem nothwendigen Erforderniß eines jeden Gemäldes. Winkelmann nennt sie die Seele der Kunst. „Das kleinste Gemälde, (sagt er,) kann durch sie das größte Meisterstück werden, je nachdem die Idee (der Sinn) desselben erhaben ist.“ So wie sie also der Eine allzusehr einschränkt, so giebt ihr der Andre ein allzuweites Gebiet. Auch hier, scheint es, liegt die Wahrheit zwischen beiden Extremen. Warum soll es dem Künstler versagt seyn, einen gewissen abstracten Sinn in sein Werk zu legen, wenn er nur diesen Sinn nicht zu seinem Hauptzwecke macht? Wenn er Schönheit und Ausdruck, wenn er das, was sich körperlich darstellen läßt, nicht über den verborgenen Sinn, den er seinem Werk einzuhauchen trachtet, vergißt und vernachläßigt. Der Künstler, der mir neben dem Vergnügen, das aus der Betrachtung der körperlichen Nachahmung entspringt, noch das eigennützigere Vergnügen verschaft, seine versteckte Meynung aufzuspüren, wird mich allerdings auf eine doppelte Art interessirt haben, und ich werde neben seiner Kunst auch seinen Witz zu bewundern Gelegenheit finden.

Bey dieser Bestimmung ist es gar nicht zu fürchten, daß dem Künstler sein Werk mißrathe, wenn es ihm nicht glücken sollte, den allegorischen Sinn desselben jedem Auge deutlich und verständlich zu machen. Sein Werk besteht auch ohne diesen Sinn. Es ist auch ohne die Kenntniß desselben schön und interessant. Es hat einen körperlichen Ausdruck und Bedeutung, die einem jeden in die Augen fallen muß, und mit der er sich begnügen kann, wenn er auch nicht im Stande ist, die verschleyerte Idee des Künstlers zu enthüllen.

De Piles Forderungen gehen also gar nicht den Künstler an, der blos in der Absicht, seinem Werke ein ausgebreiteteres Interesse zu geben, einen Gegenstand wählt, welcher eine allegorische Deutung zuläßt, und ihn auf die Art behandelt, daß dieser Sinn ohne große Mühe aus ihm erkannt werden kann. Was liegt daran, wenn sie auch nicht jedem verständlich, wenn sie auch nicht autorisirt ist?

Ganz anders verhält es sich mit dem Künstler, der die Allegorie, so wie der Geschichtschreiber die Sprache, zur Belehrung künftiger Zeiten braucht. Je allgemeiner verständlich, je in die Augen fallender der Sinn seiner Vorstellung ist, desto vollkommner wird er seinen Zweck erreicht haben. Wir müssen sein Werk beynahe mit eben der Leichtigkeit erklären können, mit der wir eine Erzählung in einer uns bekannten Sprache fassen. Nichts muß unerklärbar, nichts zweydeutig, nichts überflüßig seyn. Lauter Forderungen, welche der zu erfüllen schuldig

ist, der zu dem Gebrauche des Künstlers Allegorien beschreibt und erfindet. Er setzt bey diesem die Versinnlichung der angegebnen Idee als den einzigen und letzten Zweck voraus, und er hat seine Absicht gänzlich verfehlt, wenn seine Vorschläge sie nicht vollkommen erfüllen.

Die Künstlersprache besteht zum Theil aus Zeichen, welche beynahe die Kraft der Worte haben. Es sind dieß eine Art von Hieroglyphen, über deren Bedeutung man seit langen Zeiten übereingekommen ist, und welche bald eine nähere, bald eine entferntere Analogie mit der bezeichneten Sache haben. Andre sind nur durch eine genauere Kenntniß der Idee, welche man versinnlichen will, und des dazu gewählten sinnlichen Gegenstandes verständlich. Dieses ist die höhere Gattung der Allegorie, welche die meiste Behutsamkeit in der Anwendung erfordert. Indessen giebt es auch hier gewisse Mittel, welche dem Künstler zu Statten kommen, und bald in dem Ort, an welchem sein Werk aufgestellt ist, bald in der Verbindung mit mehrern, welche sich wechselseitig erläutern, bald in einer kurzen Aufschrift gefunden werden können; Vortheile, welche dem nur selten zu statten kommen, der für den Gebrauch des Künstlers allegorische Vorstellungen im Allgemeinen erfindet, ohne auf die Art des Gebrauchs und der Anwendung Rücksicht nehmen zu können.

Mehreren allegorischen Schilderungen, welche Hr. R. beschreibt, fehlt es an der ersten ihrer Erfordernisse, an der Verständlichkeit. Keine Allegorie

gorie ist verständlich, welche zu einem langen Herumrathen nöthigt; und dieses wird immer der Fall seyn, wenn sich in der Vorstellung Dinge befinden, welche den Verstand nicht auf eine ungezwungene und natürliche Weise auf die Idee leiten, die der Dichter versinnlichen will. Diese Idee muß die erste seyn, welche mir beyfällt, die ich so zu sagen zu fassen genöthigt bin, sobald ich nur über die Handlung der einzelnen Figuren hinlänglich verständigt worden. Sie muß unter allen Ideen, die in mir aufsteigen könnten, die wichtigste, alle andere müssen ihr untergeordnet oder vielmehr nur einzelne Strahlen seyn, die sich in jener, wie in einem Brennpunkt vereinigen.

Aber ist dieses der Fall bey den vier Gemälden von Poussin, welche als allegorische Vorstellungen der Jahreszeiten (S. 13. u. 14.) angeführt werden? Die ersten Aeltern im Paradies; die Aehren lesende Ruth; Josua und Kaleb, welche die große Weintraube aus Kanaan bringen; die Arche Noäh, welche auf der unabsehbaren Wasserfläche schwimmt, können tausend andre Dinge eben so gut vorstellen, als die vier Jahreszeiten; ja vielleicht alles andre eher als diese.

Die Aufmerksamkeit der Seele richtet sich ohne Zweifel immer auf das zuerst, was ihr am meisten analog ist, und ihre Thätigkeit am meisten erregt. Unter allen Wesen ist der Mensch das interessanteste für sie, und wo er sich unter andern Gegenständen befindet, da sucht sie ihn vor allen andern heraus, und würdigt ihn ihrer besondern Betrachtung. Auf

jedem Gemälde, wo ich menschliche Figuren erblicke, werde ich alles, was sie umgiebt, für untergeordnet halten, wenn der Künstler sie nicht gegen die unbeseelte Natur ausgezeichnet vernachläßigt hat.

Hat aber der Maler diese menschlichen Wesen noch überdieses in Handlung gesetzt, nehme ich auf ihrem Gesichte sogar den Ausdruck von Gemüthsbewegungen und Leidenschaften wahr, so ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß ich mich um desto gewisser bey ihnen verweilen, mich mit diesen mir verwandten Wesen bekannt machen, und alles andere, wo nicht ganz vernachläßigen, doch nur erst dann einiger Aufmerksamkeit würdigen werde, wenn ich mich an dem Anschaun des interessanteren Gegenstands vollkommen gesättigt habe. In diesem Betracht scheinen uns auch die mythischen Allegorien der Jahreszeiten, welche Hr. R. angiebt, ihrem Zweck nicht zu entsprechen. Die Proserpina, welche von einer bluhmigten Wiese durch den Pluto geraubt wird; der Ancäus, der im Begriff, den ersten Wein aus seinem Weinberg zu kosten, einen Eber erblickt, der seinen Garten verwüstet, den Spieß ergreift, ihn verfolgt und auf dieser Jagd umkömmt, werden mir noch weniger Bilder des Frühlings und des Herbstes seyn, als die ersten Aeltern im Paradies und die Männer mit der Weintraube. Ich sehe nur so viel, daß die erste von diesen Handlungen im Frühling, die andre im Herbste geschieht. Der denkende Kopf, dem diese Gemälde als Allegorien gezeigt würden, würde die Allegorie zuverläßig auf einer ganz andern Seite

suchen.

suchen. In der Fabel des Ancäus würde er die Lehre versinnlicht finden, daß uns nur der gegenwärtige Augenblick, der wirkliche Genuß sicher, alles andre, und hätten wir nur noch einen Schritt darnach zu thun, ungewiß und zweifelhaft ist. Die Proserpina aber dürfte ihn vielleicht auf den Gedanken führen: daß Gefahr und Tod uns mitten in dem Genuß sicherer und unschuldiger Freuden zu überraschen pflege.

Winkelmann bemerkt irgendwo, daß unser Verstand nur auf das aufmerksam zu seyn pflege, was ihm nicht der erste Blick entdeckt und hingegen nachläßig das übersehe, was ihm klar wie die Sonne ist. Dieses ist gewissermaßen der Fall bey der Allegorie. Der Verstand übersieht den Sinn, der gar zu flach vor ihm liegt, wahrscheinlich eben so leicht, als das Auge über Gegenstände hinwegsieht, welche vor unsern Füssen liegen. Und dieses wird um desto gewisser geschehn, wenn das Auge auf einen Gegenstand in der Ferne gerichtet ist, der ihm hell entgegenstrahlt; und wenn der Verstand einen versteckten und reichern Sinn auffindet, als den, welchen der Künstler andeuten wollte. Eine Vorstellung von dieser Art ist der Jüngling, welcher die Anlockungen der Venus verschmäht und der Minerva die Hand reicht. (S. 64.) Wenn ich die Venus als die Göttinn des Vergnügens, die Minerva, als die Göttinn der Weisheit erkannt habe, so werde ich wahrscheinlich zuerst darauf fallen, daß in edeln Seelen die Reize und die Macht der Weisheit mächtiger sey, als die Lockung

des sinnlichen Vergnügens. — Aber dieß war die Absicht des Künstlers nicht. Er wollte das Jünglingsalter überhaupt anzeigen, und wählte dazu eine Vorstellung, die mich nothwendig von seinem Sinn ablenken mußte.

Ueberhaupt scheint es uns mit den unter Geschichte versteckten Allegorien eine sehr mißliche Sache zu seyn. Nur selten kann der Künstler auf bestimmte Vorstellungen rechnen, und bey tausenden, die sein Werk sehn, wird er seine Absicht verfehlen müssen. Erstlich sind nur sehr wenige Menschen gewöhnt, bey jedem interessanten Vorfall des menschlichen Lebens Betrachtungen anzustellen, um die Wahrheiten, welche in demselben verborgen liegen, herauszuziehn. Zweytens aber liegen in jeder nur etwas zusammen gesetzten Handlung die Keime zu so mannichfaltigen Betrachtungen, daß es nicht immer in der Gewalt des Künstlers steht, in der Seele des Betrachtenden einen derselben vorzüglich herauszutreiben. Je einfacher die Handlung ist, desto weniger wird dieses zu fürchten seyn; und desto leichter werden alle einzelne Theile derselben den Ausdruck erhalten können, der zur Hervorbringung einer einzigen Idee geschickt und wirksam ist. Denn auch dafür wird der Künstler vorzüglich Sorge tragen müssen, den Ausdruck der Wesen, welche er vorstellt, nicht weiter zu treiben, als nothwendig ist, den Zustand der Seele auszudrücken, in welchem die sinnlich darzustellende Eigenschaft den herrschenden Zug ausmacht. Ein junger Faun, der mit in die Höhe gerichteten Augen und mit dem Ausdruck

Ausdruck einer Wollust, die seinen ganzen Körper zu durchströmen scheint, aus einem Schlauche trinkt, wird den Geschmack ohne Zweydeutigkeit anzeigen können, weil in seiner Handlung sowohl, als in den Empfindungen, welche er dabey äußert, durchaus nichts ist, was nicht auf diesen Sinn die unverkennbarste Beziehung hätte. Bey einer Proserpina aber, (S. 62.) die in der Unterwelt von einem Granatapfel kostet, und vom Ascalaphus belauscht wird, sind schon zu viele Nebenumstände, welche keine solche Beziehung haben, als daß der Verstand nicht eben so leicht auf einen andern, als den von dem Künstler beabsichtigten Sinn geführt werden könnte.

Einige von Hrn. R. Allegorien haben noch einen andern Fehler. Er vermischt zuweilen die Allegorie des Künstlers und Dichters, und macht das Eigenthum des Einen zum Besitzthum des Andern, Der Maler kann dem Dichter nicht allenthalben folgen, und manches Bild, das in dem Munde des letztern deutlich und bestimmt ist, wird verworren, wenn jener es für sich nehmen will. Wenn der Dichter z. B. die Stufen des Lebens unter dem Bilde der Jahreszeiten vorstellt, so hat diese Allegorie, auch, nachdem sie so oft gebraucht worden, noch immer etwas Wohlgefälliges. Wie aber, wenn der Maler dieses Bild zur Bezeichnung desselben Gedankens nehmen wollte? wird es in seiner Gewalt stehn, diese Idee, wir wollen nicht sagen klar und bestimmt, sondern nur einigermassen kenntlich zu machen? Gewiß nicht. Der Maler,

ler, welcher die reizendste Frühlingsgegend auf das täuschendeste darstellt, wird uns zwar zwingen seine Kunst zu bewundern, aber der bloße Anblick seines Werks wird uns auf keine Weise von der abstracten Idee belehren, die er dadurch zu versinnlichen Willens war. Da müßte noch etwas hinzukommen, was uns nothwendig auf die Betrachtung des Nichtsinnlichen hinüberzöge, und uns zu einer Vergleichung zwänge, die uns außerdem entweder gar nicht oder nur durch ein blindes Ohngefähr beyfallen könnte.

Hr. Rode hat eine beträchtliche Anzahl dieser Allegorien in seiner bekannten Manier geätzt; leicht, kräftig und ausdrucksvoll. Aber die Weiber sind ihm nicht geglückt. Sie sind meistens zu klein, zu steif und zu wohlbeleibt.

Ueber die Kunst in Glas zu ätzen von Hrn. Prof. Klaproth. (S. 86.) Eine Erfindung, die, etwas weiter getrieben und mehr vervollkommt, sehr nützlich werden kann. — Unter allen Säuren, welche man bisher kannte, giebt es keine, welche einige Wirkung auf Steinarten äußert, deren Grundtheile Kieselerde sind, wie das Glas und das Porzellän. Erst seit kurzem hat man die Flußspatsäure entdeckt, welche die merkwürdige Eigenschaft besitzt, das Glas anzugreifen, in Dunstgestalt aufzulösen und zu verflüchtigen. Dieselbe Kraft äussert sie auf die Glasur des Porzellans.

Diese Eigenschaft benutzte Hr. Prof. Kl. um in Glas auf eben die Art zu ätzen, wie man bisher in Kupfer that. Er machte einen Grund von

Wachs

Wachs oder Firniß, in welchen die Zeichnung auf die gewöhnliche Art mit der Nadel gemacht wird. Diese übergießt man mit einer eben erst angerührten Mischung aus gleichen Theilen Flußspatpulver und Vitriolöl, deckt es zu, und läßt es einige Stunden ruhig stehn. Die Züge äzen sich auf diese Weise in dem Glase eben so ein, wie in dem Kupfer mit Scheidewasser.

Eine zweyte besteht darin, daß man die Zeichnung blos dem Dunste der angegebnen Mischung aussetzt. Man legt die Platte, ohngefähr einen Zoll hoch, auf Stäbchen über die Schaale, welche die Mischung enthält, mit der Zeichnung nach unten zu, und deckt eine mit Wachs ausgegoßne Schüssel über diese Zurichtung. Die Striche wurden hier regelmäßiger und reiner. Zur Verfertigung der Glasmikrometer scheint diese Erfindung von großem Nutzen zu seyn. Beym Porzellan könnte sie ein Mittel abgeben, den Glanz der Glasur mit dem angenehmen Matten des Biscuit in einer Figur zu verbinden. Zu Einäzung der feinen Linien der Glasmikrometer ist es schon genug die Platte dem Dunst einige Minuten lang auszusetzen.

Ueber Zeichnung und Composition von Hrn. Rector Puhlmann. (S. 117.) Der Verf. ist ein Schüler des berühmten Battoni, und theilt hier größtentheils die Methode seines Lehrers im Unterricht mit. Uebrigens will er bey der Unterweisung des jungen Künstlers denselben Gang verfolgt wissen, den die meisten Akademiker anrathen. Mit Erlernung der Regeln von der Eintheilung ei-

nes jeden Theils soll er anfangen; dann soll er nach den besten und ausgeführtesten Zeichnungen die Hand bilden, und endlich, ehe er zum Zeichnen nach der Natur zugelassen werden kann, soll er Anatomie studieren.

Der Künstler muß freylich am besten beurtheilen können, wie Künstler zu erziehen und zu unterrichten sind. Aber auch hier finden Vorurtheile statt, und der Schlendrian ist auf den Akademien der Künste eben so, wie auf den Akademien der Wissenschaften, zu Hause. Sollte unter die Künstler-Vorurtheile nicht auch dieses gehören: daß der Künstler mit Erlernung der Regeln anfangen, daß er zuerst nach ausgeführten Zeichnungen arbeiten müsse? Wer fängt jetzo noch den Unterricht in einer Sprache mit den Regeln der Syntax an? Wer sucht nicht vielmehr zuerst dafür zu sorgen, daß der Kopf mit den Bestandtheilen der Sprache angefüllt und die Seele mit dem Geiste derselben bekannt gemacht werde? Man wende dieses auf den Künstler an. Die sichtbare Natur ist seine Sprache. Die Regeln, nach denen sie bildet, seine Grammatik.

Die Regeln sind trocken, ermüdend und geisttödtend für jeden, der noch nicht nach ihnen geforscht hat. Ueber lang oder kurz fühlt der gute Kopf das Verlangen nach ihnen. Er bemerkt in den Gegenständen, mit denen er umgeht, eine Uebereinstimmung und Analogie, die ihn auf gewisse allgemeine Sätze führen muß. Man lasse ihn eine Zeitlang herumtappen; man lasse ihn irren, aber ehe sich der Verdruß über den Irrthum seiner be-

mei-

meistert, schließe man ihm das Geheimniß der Regeln auf, das er schon selbst zum Theil errathen hatte. Jede derselbe wird seine schwankenden Schritte stärken und ihm Aussichten in Gegenden öffnen, in die er bisher wie in einen Nebel schaute. Er wird keine derselben vergessen, weil er sie vollkommen verstand, als er sie lernte; weil sich zu gleicher Zeit eine Menge analoger Ideen an dieselbe anschlossen, und weil er die meisten derselben in dem Augenblick lernte, da er ihre Nothwendigkeit einsah und fühlte.

Warum soll der Künstler nicht mit der Nachbildung der Natur selbst anfangen? Warum soll er sein Auge nicht an ihr, sondern an Nachahmungen üben, die immer mehr oder weniger nach dem Genie des Meisters manierirt sind? Der junge Künstler, der seine Hand nach Zeichnungen geübt hat, wird, wenn er nun nach langen Vorübungen an das Studium der Natur selbst kömmt, sich vielleicht selbsten unbewußt, sie in der Manier nachbilden, in der er am meisten geübt worden ist. Er wird nichts oder nicht viel mehr in ihr sehn, als was er in seinen Zeichnungen sah, und er wird sie selbst wie eine Zeichnung beurtheilen. —

Der Verf. verlangt die strengste Wahrheit in dem Costume. „Man muß in allen Autoren, sagt er, (S. 268.) die von den Sitten und Gebräuchen der Nation handeln, deren Geschichte man malen will, nachschlagen; ihre Kleidungen, Gebäude, Pflanzen, alles muß aufgesucht werden, was die Nation kenntlich macht, damit man nicht, wie

Guido

Guido und Guercino oft gethan, Trojaner, Phönizier und Griechen im Schweizerhabit erscheinen läßt."

Den Sinn dieser Vorschrift erläutert ein Beyspiel aus dem Gemälde des Verfassers, welches die Geschichte des Pyramus und der Thisbe fortsetzt. Auf demselben erscheinen die Träger mit eingeschnittenen Hieroglyphen auf den Armen; ein Gebrauch des gemeinen Volkes in Babylon, von welchem uns Herodot erzählt. Uns dünkt diese Hieroglyphen hätten auch eben so gut wegbleiben können.

Das historische Gemälde verlangt eine so weit es nöthig ist genaue Bezeichnung der Personen, welche auf demselben vorgestellt werden. Wer die geschilderte Begebenheit kennt, dem muß es leicht werden, sie in der Schilderung wieder zu erkennen. Wer mir also Mönche statt Juden, Schweizer statt Griechen malt, der verrückt den Gesichtspunkt, und leitet mich in der Auslegung seines Werkes irre; und darum sind Guido's und Guercino's Fehler wesentlich. Wäre dieß wohl derselbe Fall, wenn der Verf. die Hieroglyphen auf den Armen der Träger weggelassen hätte? und würde sie nicht jedermann, auch ohne dieses Abzeichen, durch ihre Handlung selbst für das erkannt haben, was sie sind: für Leute aus gemeinem Stande?

Eine allzu genaue Beobachtung des Costume scheint uns pedantisch, wenn sie nichts bewirkt, und fehlerhaft, wenn sie Dunkelheiten hervorbringt, wenn sie gegen Schönheit und Ausdruck verstößt. Der Künstler arbeitet nicht für Gelehrte, sondern

für

für das Publikum; und wenn er diesem Dinge vormalt, die es nicht versteht und nicht verstehn kann, so fällt er in den Fehler des Pedanten, der in einer großen und gemischten Gesellschaft auf Sachen anspielt, die niemand weiß, und oft niemand wissen mag. Oder soll jeder, der sein Gemälde betrachtet, alle die Schriftsteller nachschlagen, die er bey Verfertigung desselben nachgeschlagen hat?

Aus eben diesem Grunde ist auch eine andere Vorschrift, welche der Verf. giebt, daß der Maler die Geschichte, welche er darstellen will, in mehr als einem Schriftsteller nachlesen müsse, zwar an sich gut, aber mit großer Behutsamkeit anzuwenden. Nur gar zu leicht wird der gelehrte Künstler dunkel und unverständlich. Er wird die unbekanntere Tradition der bekanntern vorziehn wollen, weil er mit jener neu zu seyn glaubt; vielleicht auch, weil er die Mühe des Nachschlagens nicht umsonst gehabt haben will. Der Liebhaber kennt aber nur den Cyklus bekannter Geschichten und Mythen, welche die Kunst zu behandeln pflegt. Er erkennt die Begebenheit nicht, denn der Maler hat einen Autor mehr gelesen als er — und dadurch eine Absicht verfehlt, die zwar nicht die wichtigste ist, aber doch nicht ganz vernachläßigt zu werden verdient. Die Neuheit in der Kunst besteht schwerlich darinne, daß man Gegenstände schildert, welche noch nicht auf der Leinewand gesehen worden sind; sondern in der Neuheit der Gedanken, der Zusammenstellung, der Ausführung; und den Künstler werden wir der Neuheit wegen bewundern, der in einem mehrmalen behandelten

dessen Gegenstand Wahrheit, Ausdruck und Schönheit in einem höhern Grad als seine Vorgänger vereinigt.

Ueber Kirchenbaukunst, von Herrn Rector Fischer in Halberstadt. (S. 169.) Bekannte Dinge. Flache Gedanken, lahmer Ausdruck. Flach: z. B. „Eine vollkommene Beleuchtung muß beides (Einfalt und Würde) unterstützen. Die Hauptsache ist, daß Licht genug sey. (Wer sollte sich wohl träumen lassen, daß zu einer vollkommnen Beleuchtung Licht gehöre, wenn er es nicht aus dieser Rede lernt?) und daß im ganzen Gebäude kein Winkel unbeleuchtet bleibe. Das letzte wird durch gute Form und Eintheilung erreicht." (Wie belehrend!!) — Lahm geschrieben: z. B. „Dieser Tempel ruht auf Stufen, die sich ansehnlich rings umher verbreiten. Der Platz ist zwar nicht mit der üppigen Colonnade der Peterskirche, (das glauben wir dem Verf. auf sein Wort!) aber mit einer andern Einschließung versehn, die nichts verdeckt, aber den Umkreis des Gebäudes, das einer ganzen ehrwürdigen Gesellschaft zugehört, auszeichnet und heiligt."

Leben Raphaels von Prof. Brunn. (S. 180.) Aus Vasari, dem allgemeinen Künstler-Lexikon und andern bekannten Schriften. Wir geben einige Proben, welche die Entbehrlichkeit dieser neuen Lebensbeschreibung hinlänglich beweisen werden. „Ariosto, der Göttliche, war sein Busenfreund. Er und einige andere schöne Geister leiteten den Schwung seiner Gedanken und gaben ihnen

das

das Erhabne; aber auch ihnen muß man die Anachronismen und Versündigungen gegen das Schickliche zuschreiben, die man in seinen Werken bemerkt." — „Die Umrisse seiner Figuren sind leicht und seine Composition ist erhaben. Sein hoher Styl wagte sich an die heilige und Profan-Geschichte, an die Allegorie und die Fabel. Eine sehr correcte Zeichnung, eine fehlerfreye Auswahl, eine gewisse Eleganz in seinen Figuren, Naivetät im Ausdruck, eine natürliche Stellung, eine große und doch nicht affectirte Manier, die Grazie in seinen Köpfen, eine große Richtigkeit in Auffassung der Schönheiten der Natur, und endlich die Simplicität, mit der er sich zu dem Erhabnen hinaufgeschwungen hat, (welch' ein Galimathias!) — alles dieses zusammen genommen macht ihn vielleicht zu dem größten Maler, den wir bis jetzt gehabt haben." —

Versuch über die Kunst der Alten, zwey Arten von Glas zum Behuf der erhabnen Arbeit auf einander zu setzen. (S. 207.) Von Hrn. Finanzrath Gehrhardt. Eine so genannte Onyx-Vase, welche ehemals in dem Hause Barberini stund, mit der Olympias, aus deren Schoos eine Schlange fährt, veranlaßte den Verf. zu diesen Versuchen. Der Ritter Hamilton hatte schon bemerkt, die Vase sey nicht von Onyx, sondern von Glas, indem nämlich auf einen Grund von schwarzem Glas ein milchweißer Guß aufgesetzt worden. In diese obere Lage sind die Figuren erhaben gearbeitet. Der Verf. versuchte diese Manier nach-

zuahmen, bey welcher die größte Schwierigkeit darinne lag, zwey Arten von Glas zu erfinden, von denen die eine leicht schmilzt, die andre aber einen weit größern Grad von Hitze ausstehen kann, nicht mürbe wird und keine Ritzen bekömmt. Das leichtflüßige milchweiße Glas machte der Verf. aus einer Zusammensetzung von zwey Theilen Flußspath und drey Theilen Gipsspath. Es ist muschlich im Bruch, und erfordert kaum eine Viertelstunde Zeit um zu schmelzen. Das dunkle Glas schmilzt er aus Basalt, welcher in fest verschloßnen Gefäßen auf das Feuer gebracht wird. Wenn man aus dem letztern Tafeln gegossen oder Gläser geblasen hat, so streut man das Pulver des weißen Glases, wie ein Emaille auf und läßt es unter der Muffel schmelzen. Dieselbe Verbindung des weißen Glases war auch mit Steinarten z. B. Basalt, rothen chinesischen und weißen Bayreuthschen zu erhalten.

Vom Einfluß der schönen Künste auf Staaten und Charakteristik (Charakter) der Völker, von A. Riem. (S. 216.) „So lange die **meisten** Völker ohne Künste waren, so lange herrschte bey ihnen Barbarey und Indolenz." (So waren also die Künste eher, als das, was die Künste hervor bringt? Ehe Thätigkeit und Betriebsamkeit da waren, war schon das, was nur durch Thätigkeit und Betriebsamkeit erzeugt werden kann. Wie wenig der Verf. seines Satzes gewiß gewesen, erhellt aus seinem Ausdruck: Die **meisten** Völker. — Sätze wie dieser sind entweder **ganz** oder gar nicht wahr. Und das dürfte hier um so eher der

Fall

Fall seyn, da man den Satz umkehren muß, um ihn richtig zu machen: „So lange bey einem Volke Indolenz und Barbarey herrscht, so lange weiß es nichts von den Künsten.") Ihr Charakter bestand mehr in Wildheit als Cultur; mehr in Dummheit als angewendetem Verstand; mehr in Trägheit als Fleiß. (Herrliche Antithesen! wer wild ist, ist nicht cultivirt, und wer Verstand besitzt ist nicht dumm: das ist doch wohl sehr klar. Der Gegensatz findet also hier gar nicht statt. — Und wer sagt denn: ein wilder, ein cultivirter, ein träger Charakter? und nun gar: der Charakter besteht in Wildheit?) Die Staaten und ihre Völker blieben im Dunkeln; der Mangel an Industrie erhob ihren Charakter nicht. (Wiederum der Charakter der sich erhebt. Was nur der Verf. für einen Begriff mit den Worten Charakter und Charakteristik, die er als Synonynem braucht, verbinden mag? — Aber was soll nur das heißen: Der Mangel an Industrie erhob ihren Charakter nicht? Der Mangel an einer Sache kann etwas hindern, er kann etwas verursachen, Folgen haben u. s. w. aber erheben kann er doch in der That so wenig als erniedrigen.)

Dieß sind die ersten sechs Zeilen einer Abhandlung, in deren Verlauf leicht noch mehrere und wichtigere Anmerkungen zu machen seyn dürften. Sie wimmelt von übertriebnen und halb wahren Sätzen, in einer Sprache geschrieben — wie es keine mehr giebt. „Die Kunstwerke hatten Rom wohl tapfer, aber nie feig gemacht." (Man

sieht, die Antithese ist nicht die Stärke des Verfassers.) — „Ein richtiger Kenner (ein richtiger? Unmöglich! Vielleicht: ein wichtiger oder gar ein tüchtiger? Aber der Kenner paßt in den ganzen Satz so wenig als das Epitheton zu dem Substantiv,) möchte mir hier mit Recht einwenden: dieß alles waren Werke, natürlich im alten, steifen, hetrurischen Styl, (soll das heißen: die Werke waren natürlich d. h. der Natur treu nachgeahmt? oder: es war natürlich, daß diese Werke ꝛc.?) ohne griechisches Ebenmaas (die Griechen kannten also wohl allein das Ebenmaas?) und Grazie gearbeitet, die, da sie wenig wahre Schönheiten hatten, auch wenig über sich sagen ließen." (Ein sonderbarer Satz in der That! — Aber dießmal soll doch der Verfasser Recht behalten, und wir wollen es bey dem Wenigen über seine Abhandlung bewenden lassen.)

Ueber die Arabeske, von Demselben. (S. 276.) Im Eingange heißt es: „Vergeben sie mir, wenn Liebe zum guten Geschmack den Ton dieser Vorlesung dem Tone einer Philippika gleich macht;" (Eine Philippika über Arabesken! Und aus Liebe zum guten Geschmack!) „Denn ich haße ihn aus voller Seele." (Wen denn? Den Ton oder den guten Geschmack?)

Wenn Demosthenes und Cicero wieder aufwachen und diese Abhandlung lesen sollten, würden sie wohl glauben, daß ihre göttlichen Reden das Muster dazu gegeben haben sollen?

IV. Jo-

IV.

Johann Arnold Ebert's Episteln und vermischte Gedichte. Hamburg, bey Bohn, 1789. 374 Seiten in gr. 8.

So unähnlich das Reich der Mode und das Gebiet der Muse in vielen Stücken einander sehen mögen, so sehr näherten sie sich von jeher darin, daß Kluge und Unkluge, Erfahrene und Unerfahrne, Männer von Geschmack und geschmacklose Gecken sich um die Erweiterung der Grenzen beyder Länder bemühten, und durch diese sich durchkreuzende Vereinigung den müßigen Zuschauer, der den zufälligen Schaden nicht immer scharfsichtig genug vom wahren Gewinne sondert, zu einem unbilligen Urtheil über den Werth und Einfluß der Beherrscherinnen dieser Staaten verleiteten. Schon Horaz klagt in seiner berühmten Epistel an den August:

> nur Verse, Verse
> Macht Jedermann, gelehrt und ungelehrt.

und wer ist, der in unserm poetischen Zeitalter die Horazische Klage nicht wiederholt und sich dünken läßt, etwas gesagt zu haben? Wie wenig es indeß mit diesen Zeilen auf ernstlichen Tadel abgesehn war, im Gegentheil, wie unschädlich auch damals dem Dichter dieser Eifer um den Lorbeer Apolls

vorkam, dieß und mehr noch konnten manche seiner frühern und spätern Ausleger leicht bemerken, wenn sie sich die Mühe gaben, nur noch etliche Zeilen weiter zu lesen. Denn unmittelbar hernach setzt der Mann, der über die Litteratur seines Volkes und über das Verhältniß der Poesie zur Aufklärung der Menschheit und zum Glück des Lebens gewiß oft und reiflich gedacht hatte, hinzu:

Bey allem dem ist dieser kleine Wahnsinn,
Dieß Versefieber dem gemeinen Wesen
Weit vortheilhafter, als man denken sollte.

Wir sind weit entfernt, alle Vortheile, die Horaz aus der Dichtkunst herleitet, für so wichtig und bedeutend gelten zu lassen, als er sie in der Begeisterung schildert. Aber eben so wenig möchten wir denen beypflichten, die allein seine Rüge der poetischen Wuth auf unsre Tage anwendbar finden, die Gültigkeit des Zusatzes hingegen in Beziehung auf uns läugnen. Leider denkt man in Deutschland über das Geschäft des Dichters und den Nutzen, der durch ihn bewirkt wird, nicht besser, als man weiland, aller Wahrscheinlichkeit nach, in Rom, unter dem Schöpfer seines goldnen Zeitalters, hierüber dachte. In monarchischen Staaten, in denen die Volksklassen getrennt von einander leben, und der Gelehrte zu einem eignen, für sich bestehenden und mit andern unvermischten Stande gehört, verliert sich sein Einfluß, und folglich auch der Einfluß des Dichters auf die Menge, nur allzusehr. Die einzige Gelegenheit, absichtlich auf den großen Hau-

fen

sen zu wirken, bietet ihm das Theater dar, und selbst diese zeigt sich nicht allenthalben. Was Wunder also, wenn er bey jeder Vergleichung, die der flüchtige, oder blöde Beobachter anstellt, auf der Wagschaale des politischen Werthes zu leicht befunden wird, wenn der Geschäftsmann, und beschränkte sich auch sein ganzer Wirkungskreis innerhalb dem Raume eines Archivs oder einer Gerichtsstube, unendlich gegen ihn gewinnt, und der Schweiß des Landmanns für dreymal verdienstlicher gehalten wird, als alle Mühe und alle Nachtwachen, die ein gutes Gedicht kostet. Die Ursachen einer so seltsamen Schätzung können indeß nur den befremden, der mit dem Weltlauf unbekannt ist. Jene zarten Gefühle von Menschenliebe und Wohlwollen, zu denen Klopstock die Seele entflammt und begeistert; jene feine Philosophie, die aus Wielands Musarion in das Leben übergeht und uns mit uns selbst und den Menschen um uns herum versöhnt; jene heldenmüthigen Gesinnungen und Entschlüsse, die durch Ramlers Gesänge sich den Herzen der Feldherrn und durch sie den Herzen der Krieger, die ihre Fahnen begleiten, mittheilen; jene edlen und tugendhaften Neigungen, welche die Lieder eines Uz und Gotters unsern Töchtern und Gattinnen einflößen — dieß alles und mehr, als dieß, schafft der Dichter, aber er schafft es ohne Geräusch und unmerkbar. Tausende wärmen sich an der wohlthätigen Flamme der Empfindung, ohne zu wissen, durch wen sie leuchtet, tausende ärnten die Früchte der Weisheit, ohne den Boden, auf dem

sie sproßten, zu kennen, tausende laben sich an den süßen Blüthen der Tugend, und keiner fragt, wem er diesen Genuß verdanket. Das Publikum beurtheilt den Werth des Predigers nach seinem thätigen und fruchtbaren Eifer für Religion und Sitten, die Geschicklichkeit des Rechtsgelehrten nach der Menge seiner gewonnenen Prozesse, die Verdienste des Arztes nach der Anzahl seiner glücklichen Kuren: aber Niemand erwägt, wie viel Antheil an der Leichtigkeit und Vollkommenheit, womit Priester, Jurist und Arzt ihre Pflichten erfüllen, und die Wohlfahrt ihrer Mitbürger befördern, der Lectüre der besten, ältern und neuern, Schriftsteller und der frühen Uebung des Verstandes und Bildung des Herzens durch sie gebühre.

Es ist unangenehm genug, Leute von mäßiger Einsicht und geringer Beurtheilungskraft (worunter freylich auch, den Musen seys geklagt! manche Große der Erde gehören mögen,) auf die Einseitigkeit ihres Räsonnements aufmerksam machen zu müssen: aber was soll man sagen, wenn selbst Philosophen zuweilen einer Zurechtweisung über diesen Punkt bedürfen? Herrn Eberts Vorrede zu seinen Episteln ist unstreitig ein Wort zu seiner Zeit, und sie ist es um so viel mehr, je allgemeiner die Gleichgültigkeit gegen Dichter und Dichtertalente einreißt, und je angesehener der Gegner ist, den er bestreitet. Wir wollen hier die Gründe nicht anführen, die der Verf. Hrn. Campens Beschuldigungen mit nachahmungswerther Bescheidenheit und ruhigem Ernste entgegensetzt. Vielleicht wird man den Verthei-

diger hie und da etwas weitschweifig, vielleicht etwas — geschwätzig finden. Immerhin! Lesenswerth bleibt seine Schutzrede doch, und eben weil wir ihr viele Leser wünschen, mögen wir der Neugierde durch keinen Auszug zuvorkommen. Dafür wird man uns eine oder etliche Fragen gern erlauben. Zuerst, warum spöttelt man denn so vorzüglich über die Menge junger Dichterlinge? warum nicht eben so gut über das Heer seynwollender Weltweisen und Pädagogen? Ist die Verseswuth die einzige litterarische Epidemie unsrer Zeiten, und die Sündfluth schlechter Gedichte das gefährlichste Uebel der Messen? Oder fügen die elenden Reimer Deutschlands, (deren wir uns übrigens nicht im geringsten anzunehmen gemeynt sind,) den Fortschritten der Aufklärung und Moralität mehr Nachtheil zu, als die seichten Denker und träumenden Cosmopoliten? Uns dünkt, alle Klagen von dieser Seite vereinigen sich zuletzt in der allgemeinen über Zeitverlust und Zeitverderbniß. Aber Puppenspiele liebten die Menschen von jeher und werden sie, troß alles Geschreyes der Philosophen, zu lieben fortfahren. Wollen wir gerade gegen dieß eine, das unschädlichste unter allen, unduldsam seyn?— Zweytens. Wenn selbst solche Gegenstände und Theile der Gelehrsamkeit, die von jeher und vor vielen andern die Untersuchung der Menschen reizten und ihr Nachdenken beschäftigten, täglich bald durch wahre Erweiterungen, bald durch neue Darstellung gewinnen, was berechtigt uns, das Gebiet der Poesie allein für begränzt anzusehn und es

keiner weitern Vergrößerung fähig zu halten? Wir wissen zwar, daß die Natur des Dichters in gewisser Rücksicht nicht unerschöpflich genannt werden kann. Für die poetische Sprache läßt sich vielleicht keine große Bereicherung und für die Summe poetischer Bilder, Gleichnisse und Figuren kein sonderlicher Zuwachs mehr erwarten. Allein sonach wäre denn doch nur die lyrische Poesie, wie sich auch durch die Erfahrung zu bestätigen scheint, und nächst ihr etwan die didaktische, sobald sie nicht durch die Neuheit der Form unterstützt und belebt wird, keiner fernern Cultur bedürftig, hingegen das Gebiet der pragmatischen Dichtungsarten, welche die Darstellung des Menschen und seiner Leidenschaften beabsichtigen, so unübersehbar, wie die Umstände, unter die er versetzt werden kann, und die Aeußerungen seiner Affekten. Und warlich, wer unter uns ist so unbekannt mit der poetischen Litteratur, daß er unsern Vorrath an guten epischen und dramatischen Stücken einen Ueberfluß nennen, und fernere Beyträge verbitten sollte? Oder kann man im Ernste die Verminderung jenes Mangels wünschen und sich gleichwohl über die verunglückten Versuche wundern oder ärgern? — Endlich was verdient eigentlich Tadel? Die Versewuth unserer jungen Dichter, oder die Unwissenheit und Sorglosigkeit ihrer Lehrer, die bald die Beschäftigung mit der Dichtkunst selbst für ein bloßes zeitverkürzendes Spielwerk ansehn, bald ihnen die edle Kunst weder ehrwürdig genug schildern, noch die Schwierigkeiten, die mit der Erwerbung des apollischen Lorbeers ver-

verbunden sind, in ihrem ganzen Umfange vorstellen? Wie viele junge Dichter mag es geben, die über das Mechanische des Versbaues gedacht haben, oder auch nur aufmerksam darauf gemacht worden sind? wie viele, welche die Schönheit einer Ode von Ramler von Seiten der Harmonie zu empfinden und richtig zu schätzen wissen? wie viele, welche die Vortheile des Abschnittes und Emjambements, oder die besondern jedes Metrums kennen und zu benutzen verstehn? Und wie wenig wollen gleichwohl verhältnißweise alle diese Kenntnisse sagen? wie unbedeutend ist ihr Besitz für den Dichter, von dem man mit Recht verlangt, daß er die besten Werke der Alten und Neuern gelesen, und die Welt und die Menschen lange und fleißig beobachtet habe; daß er das Studium seiner Sprache gründlich treibe und sich die Grundsätze der Kritik eigen mache, kurz, um mit wenigem viel zu sagen, daß er — gelehrt sey, und seine Gelehrsamkeit nicht, wie die meisten Sänger des alexandrinischen Zeitalters, sondern wie ein Mann von Geschmack anwende. Klagt nicht länger über die Menge der Schöngeister und Dichterlinge: diese Klagen sind fruchtlos und eitel; beschwert euch nicht mehr über den Strom von Reimereyen, der jährlich höher schwillt: diese Beschwerden sind ein unsicherer, schwacher Damm; macht dem Jünglinge den Stand und die Pflichten des Dichters heilig, zeigt ihm die Hindernisse, die ihm im Wege stehn, und mit der Erscheinung jedes neuen Meisterwerkes sich mehren, und er wird von selbst ablassen, das Publikum durch seine plat-

ten, langweiligen und uncorrecten Verse zu belästigen und die Kritik zu Vorwürfen zu reizen.

Unsre Leser werden uns eine kleine Ausschweifung verzeihen, auf die uns theils die Vorrede unsres Dichters, theils der Inhalt der anzuzeigenden Sammlung so natürlich leitete. Hr. Ebert ist keiner von jenen glücklichen Sängern, die weniger aus Andern, als aus sich selbst schöpfen, deren Schatz die Natur, und deren Genius ihr einziger, oder doch vorzüglichster Führer ist. Seine Muse wandelt selten auf unbetretnen Pfaden, und entzückt weit sparsamer, als die philosophische Gotters, durch jene trefliche Entwickelung der geheimsten Falten der Seele, durch jenen angenehmen Spott über die Schwächen und Verirrungen des menschlichen Herzens, durch jenes treffende und doch so bündige Räsonnement über Tugend, Religion und Pflichten, durch jene liebenswürdige und eigenthümliche Gabe, auch auf gewöhnliche Gegenstände und Verzierungen ein neues Licht fallen zu lassen. Alle diese und mehrere Vorzüge, das herzliche Gefühl für Freunde und Freundschaft, das Beyden gemein ist, ausgenommen, darf sich Hr. Ebert nicht zuschreiben. Aber er ist ein Dichter, der ungemein viel Studium und Belesenheit besitzt und hiervon den weisesten und besten Gebrauch macht. Seine Manier, sich die Gedanken und Erfindungen Anderer zuzueignen, artet niemals in Sklaverey aus, und läßt oft nur schwache Spuren der Nachahmung durchschimmern. Correct und bis zum Eigensinn streng in der Wahl des Ausdrucks, (eine Eigenschaft,

schaft, die man an den meisten Dichtern aus der frühern Periode der wieder auflebenden deutschen Dichtkunst mit Vergnügen wahrnimmt und bewundert!) erlaubt er sich fast nie fremde Inversionen, harte Wortfügungen und falsche Reime. Sein Ton ist überall ungekünstelt und wahr, und seine Verse leicht und natürlich. Was man aber bedauert, ist, daß er nicht immer nach einem festgesteckten Ziele ausläuft, sondern sich oft von einer verwandten Idee zur andern, oft auch vom Reim leiten läßt. Daher zuweilen lange und uninteressante Tiraden, daher zuweilen Ausschweifungen, die man, wenn auch verzeiht, doch nicht gut heißt, daher eine Menge eingeflickter müßiger Zeilen. Hierzu gesellt sich noch die Einförmigkeit des Sylbenmaaßes. Fast durchgehends ist der vierfüßige meistens ungemischte Jambe gebraucht, eine Versart, die dem Dichter gewiß viele, sehr viele Mühe gekostet haben mag, aber das Ohr gleichwohl nicht immer füllt, mehr ermüdet. Diesem und dem erst gedachten Umstande schreiben wirs zu, daß man einzelne Stellen mehrmalen mit derselben Theilnahme wiederholt, seltner dieß von ganzen Episteln rühmen kann. Indeß fürchten wir nicht, daß dieß den Beyfall und Dank, den Hr. E. gewiß vor so vielen Andern verdient, Er, dessen überall sichtbare Belesenheit und Aufmerksamkeit auf Sprache und Darstellung Jünglinge allein schon belehren kann, wie viel zur Bildung eines wahren Dichters gehört, im geringsten schwächen, oder die Anzahl seiner Leser vermindern werde. Letzteres würden wir wenigstens

stens für kein günstiges Zeichen des steigenden Geschmacks anerkennen.

Die erste Epistel vom vorigen Jahre (es sind ihrer in allem achtzehn, die älteste von 1745) ist, so zu sagen, der Lehrbrief, mit dem der Dichter seine Kinder entläßt, und in die Welt sendet. Die bekannte und oft schon gebrauchte Allegorie, hergenommen von dem Verhältniß zwischen Vätern und Kindern, fesselt zwar nicht durch jene Laune, womit Horaz seinem Buche, wie einem leichtsinnigen und unerfahrnen Mädchen, die ihr drohenden Schicksale vorher sagt; auch will uns die Einkleidung der Allegorie nicht ganz gefallen. Die Anwendung vom Vater, der seine Söhne versammlet und ermahnt, auf die Gedichte, oder die Ausführung des Gegenbildes, verliert etwas von ihrem Reize, da Hr. E. bereits so lange bey der Ausmahlung des Bildes verweilt hat. Indeß gereicht es ihm allerdings zur Entschuldigung, daß er mehr den Leser die Anwendung machen läßt, als selbst macht, und sich überall vorsieht, durch Wiederholung der einzelnen Züge zu ermüden. Auch müßte man sehr gleichgültig seyn, wenn man über alle die feinen und naiven Schilderungen, die um so mehr gefallen, je wahrer sie die Empfindungen des Verf. bey der Ausgabe seiner Gedichte, (einem nach der itzigen Lage der Litteratur so bedenklichem Schritte!) darstellen, oder darzustellen scheinen, hinwegsehen wollte. Mit welcher liebenswürtigen Aufrichtigkeit, hat er unter andern in der Warnung, die der Vater seinen Kindern auf den Weg giebt, und wie glücklich den Charakter

seiner

seiner Muse, wenigstens von Einer Seite, entworfen!

Die Tonkunst war stets eure größte Lust:
Doch merkt es, eure schwache Brust
Verbietet euch die kriegrische Trompete,
Und sie erlaubt euch höchstens nur die Flöte.

Und so vermeidet jede That, (wohl nicht der richtige Ausdruck!)
Die langen Athem nöthig hat;
Denn schwerlich würde sie gelingen.
Drum geb' ich euch den wohlgemeynten Rath,
Mit stärkern Jünglingen um keinen Preis zu ringen;
Und nie im heißen Wettelauf
Nach einem fernen Ziel zu dringen;
Und noch viel weniger, hinauf
Zum reinern Aether euch zu schwingen.
O trachtet nicht nach hohen Dingen!
Bleibt ja in eurem Element,
Und seyd zufrieden mit der Ehre,
Daß ihr, in einer niedern Sphäre,
Der Lieb' und Freundschaft dienen könnt.
Für dieses holde Paar, Epistelchen zu schreiben,
Durch Liederchen die Zeit ihm zu vertreiben,
Nur dazu ward euch wohl noch einiges Talent
Von der haushältigen Natur gegönnt.

Eben so einnehmend ist die Offenherzigkeit, mit der er sich bald nachher den Entschluß, seine Gedichte zu sammlen, vorrückt.

Doch

Doch welcher Dämon gab denn mir den Vorsatz ein? —
Noch jetzt? — Bey diesen grauen Haaren? —
Nach dreyzehn Lustern? — O wie fein!
Verborgen hinter dem Latein
Glaubst du dein Alter nicht so ganz zu offenbaren?
Sprich deutsch! — und sollt' es auch gemeine Prose seyn: —
Nach vollen — fünf und sechzig Jahren?
Schämst du dich nicht, o alter Thor,
Noch von Unsterblichkeit zu träumen?
Und hoffst du sie dir zu er — reimen?
Und flüstert dir dein Young nicht Warnungen ins Ohr?
Geht nicht der fünf und sechzigjähr'ge Thor
Noch weit dem vierzigjähr'gen vor?
Ist er nicht noch wahrhaftiger ein Thor? —
Allein, anstatt die weisen Lehren,
Die ihm sein Young ertheilt, zu hören,
Läßt sich durch das, was ihm von Vaterpflicht,
Noch leiser, Eigenlieb' und Affenliebe spricht,
Der alte Reimer noch bethören.
Denn — Alter hilft für Thorheit nicht.
Und wann sind Reimer zu bekehren? —

Wir haben hoffentlich nicht nöthig, unsern Lesern die launigte Selbstverspottung, wozu das lateinische Lustrum Gelegenheit giebt, und die glückliche Benutzung der Youngischen Stelle bemerklich zu machen. Die einzige Wendung Läßt sich durch das, was ihm dünkt uns der Prosa zu nah verwandt, so wie das noch für so wenige Zeilen zu oft

oft wiederholt. Auch beleidigt Eigenlieb' und Affenliebe das Ohr. Warum nicht Eigenliebe allein? Durch den Zusatz wird dieß sicher nicht kräftiger. Der Schluß der Epistel ist übrigens ganz unerwartet und die Sentenz in dem letzten Verse eben so schicklich angebracht, als natürlich herbeygeführt. Wir hoffen, daß die Zeit nichts schlimmers über Hrn. Ebert verhängen werde, als sie über seine Freunde Horaz und Pope verhing.

Vielen Antheil scheint das Gefühl der Freundschaft und die Hoffnung, nach einem langen zwangvollen Umgang sich wieder frey zu wissen, an der dritten Epistel gehabt zu haben. Sie ist reich an kleinen schalkhaften Zügen und lieblichen Gemälden: aber sie trägt weit mehr Spuren von den oben im Allgemeinen gerügten Fehlern an sich, als die vorhergehende. Mehr denn einmal verliert sich Hr. E. in Beschreibungen, die, wenn er früher abbräche, gefallen würden, durch die vielen Zusätze hingegen sich zu einer unangenehmen und der Klarheit und Lebhaftigkeit wirklich nachtheiligen Länge erweitern und seinem Periodenbau ein prosaisches Ansehn geben. Gleich der Eingang liefert unter verschiedenen wohl gerathenen Stellen ein Beyspiel dieser Art. Der Dichter feyert mit seinem Freunde das Fest des Wiedersehens. Er sagt, wer von diesem Feste ausgeschlossen seyn soll, und drückt sich bey der Gelegenheit so aus:

> Wir leiden auch den Knaben nicht,
> Wenn ihm die schwere Kunst zu lachen,
> Sich Weisen selbst beliebt zu machen,

Des

Des strengen Wohlstands Unterricht,
Und des Geschmackes Lehren fehlen;
Wenn er nicht sich mit andern zu vermählen,
Und neue Scherze zu beseelen,
Und merkenswerth zu seyn verspricht;
Daß wohl noch lange Zeit, bey ihren künft'gen Festen
Die Lust an ihn und uns vergnügt zurücke denkt,
Und ihm und uns, zu unsrer Enkel Besten,
Die Ewigkeit in ihren Schriften schenkt,
Die in dem Büchersaal des heitern Witzes prangen;
Vor denen der Pedant den seinigen verschließt,
Daß man nur sie, und ihn nicht, liest;
Die noch der Schönen Lob erlangen,
Und der Gesellschaft Herz dem art'gen Weltmann fangen,
Wenn mancher Foliant von jenem untergangen,
Und auch ihr Titel nur kaum auszuforschen ist.

Wir wissen recht gut, daß man in Briefen, zumal in denen von der leichtern und gefälligern Gattung, keine solchen Verbindungen und Uebergänge erwarten darf, wie in dem Liede, oder der Ode. Allein wir zweifeln eben so sehr, daß in Verknüpfungen der Art jene ungekünstelte Geschmeidigkeit und jene Grazie der Diktion, die Hr. E. selbst als wesentliche Schönheiten der Epistel ansieht, sich offenbaren. Ueberdieß, wer hat mehr Ursache auf die Bildung der Säße und Perioden zu achten, als der epistolarische Dichter, er, der die Farben des epischen und lyrischen Sängers zum Thei-

Theil gar nicht, zum Theil nur sparsam, gebrauchen darf und sich oft allein durch wohlgewählte Wendungen vom Prosaiker unterscheidet? — Weit vorzüglicher ist, gegen das Ende des Briefes, die Aufforderung an seinen Freund, zum Genuß der Natur, nach unserm Gefühl sogar vorzüglicher, als die Charakterisirung des Cerimoniels, so sehr auch der feine Beobachter aus ihr spricht. Denn um jener nicht nachzustehen, müßte, unsers Bedünkens, die Stelle Das in Gestalt und Tracht — bis zu dem Verse selbst durch den Wein erhält und mehret, entweder durchaus wegfallen, oder doch besser mit dem Ganzen verbunden seyn, und in einzelnen Versen größre Deutlichkeit und Bestimmtheit verrathen. *) Wir glauben uns die Leser mehr zu verbinden, wenn wir ihnen die Anrede mittheilen. Hier ist sie:

O Freund, ich zittre vor Verlangen,
Dich zärtlich wieder zu umfangen.
O komm! Schon lockt uns die Natur
Auf jene neubeblühmte Flur;
Wo sie verbuhlt sich für die Kenner schmücket,
Durch tausend Reizungen entzücket,

Und

*) Wer ist z. B. der Lügner, den die Freundschaft verscheucht? Und wie prosaisch sind überdieß die Ausdrücke: Und dafür gleich; In dem wir uns vor ihm gebücket; und ähnliche. Der Schlußvers der Epistel Ich will den kleinen Schelm schon kriegen ist gar possirlich.

Und tausend andre noch versteckt,
Und unsre Lüsternheit erweckt;
Wovon sie immer mehr entdeckt,
Wenn sie der Buhler Treu' erblicket.
Komm mit mir in den heil'gen Wald,
Der Scherze liebsten Aufenthalt;
Wo sie nicht tück'sche Bosheit höret,
Noch plauderhafte Dummheit störet;
Wo sie, als sanfte Weste, bald
Um unser Haupt sich lispelnd schwingen,
Uns liebliche Gerüche bringen,
Und dann mit ihnen in uns dringen;
Bald auch in sichtbarer Gestalt,
Als kleine Vögel, uns umringen,
Und mit in unsre Lieder singen.
Uns wird die Freundschaft und die Lust
Auf unbetretne Wege führen,
Die nur die Liebe sonst gewußt.
Doch wird der Scherz uns nie verlieren,
Und uns schon wissen nachzuspüren.
Dort wollen wir, in ihrem Arm entzückt,
Der Freundschaft Reizungen betrachten,
Und Jeden, der sie schätzt, für groß und für beglückt,
Und alle die für klein und für unglücklich achten,
Die solche Reizungen verachten.

Welch eine anmuthsvolle lachende Scene! welch ein sanftes Colorit! und wie vortreflich und harmonisch die Betrachtung, die sie erweckt! Solche Bilder laben die Phantasie und erwärmen und erquicken das Herz.

Nicht

Nicht sowohl durch den Inhalt und hervorstechende Stellen, als durch geschmeidige Versification und Empfindung empfehlen sich die beyden folgenden Episteln, die eine an Gärtner, die zweyte an einen Ungenannten. Man liest sie das erste mal mit Wohlgefallen, aber sie lassen nichts zurück, was zu einer nochmaligen Lesung anlockte.

Desto vortreflicher ist die sechste Epistel an C. A. Schmid, die, wenn wir nicht irren, bereits einzeln gedruckt ist, und nun gewiß eine der ersten Zierden dieser Sammlung ausmacht. Einfachheit des Plans, Wahrheit der Darstellung und die niedlichsten Details — alles nimmt für sie ein, alles fesselt. Welch ein glücklicher Uebergang von dem ernsten Wir werden alt! zu dem eigentlichen Gegenstande der Epistel, zu der Ermunterung:

> Allein, o Freund, vergiß auch nicht,
> So lange du noch lebst, — zu leben.
> Laß uns nicht, kargen Reichen gleich,
> (Denn glaube mir, noch sind wir reich,)
> Nach Gütern schmachten, die uns fehlen,
> Und was wir haben, uns verhehlen.
> Laß uns mit froher Dankbarkeit
> Und edler Selbstzufriedenheit
> Der Freuden Vorräth überzählen.

Und nun die Nebeneinanderstellung dieser Freuden! Eine Reihe schöner Gemälde, die, wenn sie auch nicht durch die wärmsten Farben bezaubern, doch gewiß durch die Richtigkeit und Treue der Zeichnung ergötzen. Wessen für die Reize der Natur ge-

stimmte Seele fühlt dem Dichter nicht nach, wenn er singt:

Mich führt noch jetzt der Zauberklang
Von tausendfachen Melodeyen,
Der labyrinthisch-wilde Gang
Von regellosen Phantaseyen
Durch einen sanften holden Zwang
In angenehme Schwärmereyen,
In die in seinen ersten Mayen,
Der weiche Jüngling oft versank;
Und weckt dann in des Herzens Tiefen
Gefühle, die dort Jahre lang,
Mir selbst verborgen, ruhig schliefen.
So horch' ich inniglich vergnügt
Auf die empfindungsvollen Töne
Der zärtlich lockenden Sirene,
Bis sie dem Busch und mir entfliegt.
O stets mir werthe seel'ge Scene,
Wo die Natur, uneingeschränkt,
Uns ihren ganzen Reichthum schenkt,
Und jeden Sinn mit Wollust tränkt;
Du gleichst noch der an Pracht und Schöne,
Worin der ersten Menschen Paar
So froh, gesund und glücklich war.
Und der Instinkt, der ihre Söhne
Zu dir unwiderstehlich treibt,
Und immer gleich elastisch bleibt,
Ist einer von den edlen Trieben,
Die, uns von ihnen angeerbt,
Auch nach dem Fall noch unverderbt,
Zu unserm Trost uns übrig blieben.

Wer,

Wer, der jemals die Allgewalt der Händelschen Compositionen erfahren hat, findet sie nicht in folgenden Zeilen, vor denen freylich etliche gar zu schwache vorhergehn, aufs lebhafteste geschildert:

> Gott Lob! noch kann mein Ohr sie (die Musik) hören;
> Gott Lob! es fühlt mein Herz sie noch.
> Wie hat es nicht noch jüngst gezittert!
> Wie hat dein Donner es erschüttert,
> O Händel, stolzer Britten Ruhm,
> Doch unser, unser Eigenthum!
> O was für edle, süße Schmerzen
> Erwecktest du in meinem Herzen!
> Wie riß es deine Zauberkraft
> Von Leidenschaft zu Leidenschaft!
> Nicht so gewaltige Gefühle
> Von Lieb' und Muth, und Gram, und Lust
> Entströmten deinem Saytenspiele,
> O Griech' (Timotheus in Drydens bekannter Ode) in Alexanders Brust.
> Denn so von dir bestürmt, zerschmettert,
> Entflammt, geschmelzet, hätt' er dich
> Zu einem Brudergott von sich,
> Zum lyrischen Apoll vergöttert.

Und dann, wie viel Nahrung für Geist und Herz in dem letztern Theile der Epistel! Was ist schmeichelhafter, als das Bekenntniß, womit er zu seinem Freunde zurückkehrt, das Bekenntniß, daß die Freundschaft allein alle diese Freuden der Natur und Kunst schmackhaft mache? Was ehrenvoller

und rührender, als das Opfer, das er dem Andenken seiner verstorbenen Lieblinge, dem Andenken eines Gieseke, Rabener und Gellert, darbringt? Was männlicher und zugleich dem Inhalt des Ganzen entsprechender, als die Aufforderung an sich selbst? was mit der Einleitung übereinstimmender, als der Schluß? Nur einige Digreßionen, namentlich die über die veränderte Natur des Westes und die Vertheidigung Youngs wünschten wir hinweg. Sie sind, unserer Meynung nach, keine Verzierungen, sondern, wenigstens in der Ausdehnung, die sie itzt haben, Abschweifungen, die dem Zusammenhange und der leichten Uebersicht der einzelnen Theile schaden. Auch die Stelle, in der Thomson genannt wird, steht schwerlich an ihrem Orte, da Hr. E. des Einflusses der Musen und ihrer Wirkung auf ihn hinterher besonders erwähnt.

Die Epistel S. 119. vom Jahre 1774. ist der ersten Feyer des achtzehnten Mays, des Vermählungstags des Dichters, gewidmet. Noch sieben andre Episteln, die sämtlich zwischen die Jahre 1781—88. fallen, und etwa den dritten Theil dieser Sammlung ausmachen, verdanken der Rückkehr desselben Tages, oder, wenn man lieber will, der ehelichen Zärtlichkeit und Liebe ihr Daseyn. Wir wissen nicht, liegt es an uns, oder an dem Dichter, an einer eingebildeten, oder durch die Jahre wirklich herbey geführten Kälte, an der mehrmaligen Bearbeitung ein und desselben Gegenstandes, oder an dem veränderten Geschmacke des Zeitalters — genug, diese Stücke scheinen uns, bis auf zwey oder

drey,

drey, doch mehr für den Genuß des Augenblicks und den kleinen Zirkel häuslicher Freunde, als für eine längere Aufbewahrung und für ein größeres Publikum geschaffen zu seyn. Selbst die bessern, worunter wir die vor uns liegende Epistel, nebst der vom Jahre 1783 und 85 rechnen, enthalten für uns eine Menge nicht blos schwacher, sondern wortreicher und gedehnter Schilderungen und Digressionen, die man nicht wohl für Kinder der Empfindung und Begeisterung ansehen kann. Da es, wenn wir uns an das Stück von 78. hielten, das Ansehen gewinnen möchte, als ob wir dem, uns übrigens unbekannten Kritiker, über den sich Hr. E. in der Note beschwert, nachbeteten, und ein freymüthiges Urtheil über verschiedene Aeußerungen des Dichters der Epistel vom Jahr 85. uns von manchem seiner Freunde leicht den Vorwurf der Partheylichkeit zuziehen dürfte, so übergehen wir jene beyden ganz und verweilen allein bey der vom Jahre 83. Sie hebt also an:

Vergnügter grüßt die Lerche nicht
Dieß heitre Mayenmorgenlicht,
Dem sich durch süße Blüthendüfte
Bis in die thaubewölkten Lüfte
Ihr steigend Lied entgegen schwingt,
Als meines ihm entgegen singt;
Obwohl es in die Purpurwolke
Wetteifernd nicht mit jenem dringt,
Und leis' und ungehört vom Volke,
Dir, o Geliebte, nur erklingt.
Was sagt' ich? — Nur voll gleicher Wonne

 Begrüßt'

Begrüßt' ich diese Morgensonne
Mit jener Sängerinn? — O nein!
So kann sich keine Lerche freun.
Und wenn auch sie, gleich mir, sich heute
Des ihr vermählten Gatten freute;
Und wär auch dieser ihr G sang
Der Hochzeitsfeyer Jubelklang;
Doch kann sie nicht von solchen Trieben
Der Dankbarkeit begeistert seyn;
Denn so, wie ich, kann sie nicht lieben,
Nicht so geliebet werden; — nein!
So kann sich keine Lerche freun.

Wir fragen alle Leser von Geschmack, ob sie in diesem Anfange etwas mehr, als — einen nicht ganz schlechten Reimer erkennen. Solche Verse sind nur geschickt, Seiten und Bogen zu füllen, den Verstand und das Herz lassen sie leer. Nicht viel poetischer fährt der Dichter bald nachher fort:

Als wir noch in des Chaos Tiefen
Mit unbeflammten Sonnen schliefen,
Da knüpfte Seine (Gottes) Vaterhand
Schon unsrer Ehe Bluhmenband:
Da wurden schon die ersten Stunden,
Wo unsre Seelen sich gefunden, (sehr zweydeutig für das eigentlichere sich finden sollten)
Der Tag, an dem ein heil'ger Eyd
Das Bündniß unsrer Zärtlichkeit
Vielmehr für fremder Zeugen Ohren,
Als unser eignes Herz, beschworen;
(Denn dem war seine Zärtlichkeit
So zuverläßig als ein Eyd;)

Der

Der Tag war damals schon erkohren.
Da war der Kelch der Fröhlichkeit,
Der uns *in dieser seelgen Zeit* (von welcher Zeit
ist die Rede?)
Stets in so reichem Maaß getränket,
Bis an den Rand voll eingeschenket:
Und kaum ein einzger Tropfen Leid
Sollt' in den Freudenbecher fließen,
Um uns das Süße zu — versüßen.
Und d e r Gott, dessen weise Wahl
Uns diesen Kelch zum erstenmal
Durch jenen Festtag senden wollte,
Der war's auch, welcher ihm befahl,
Wie oft er wiederkommen sollte.

Einen oder zwey hübsche Züge ausgenommen, wie viel Müßiges, wie viel Leeres! Welcher Aufwand um einen gewöhnlichen Gedanken, den Andre schon so oft und besser ausgedrückt haben! Es folgt eine theilweise so ziemlich artige, aber doch durch manchen entbehrlichen Reim und Zusatz erweiterte, Stelle, worin Hr. E. den Kelch der Liebe nach seinen mannichfaltigen Kräften schildert, und sodann seinen Genuß mit dem Schönsten und Edelsten, was Natur und Kunst bieten, unter andern auch mit Klopstocks Lied und Wielands Zaubertönen, vergleicht. Diese Vergleichung veranlaßt ihn zu einer Ausschweifung von zehn Seiten, in der er Wieland lobt, ein Urtheil über Brockes im deutschen Merkur berichtigt, die Verdienste unserer ältern Sänger würdigt und die deutsche Sprache gegen den Vorwurf der Rauhigkeit

in Schutz nimmt. Es wäre ungerecht, wenn man nicht auch hier manche Wendung glücklich, manche Schilderung vorzüglich finden wollte, aber des Gedankens sed non erat his locus, kann man sich nirgends erwehren. So wenig Plan und Anlage verräth das Ganze, so zufällig ist der Uebergang von seiner Liebe zu der gelehrten Digression und von dieser wieder zu seiner Geliebten, so ein schlechtes Verhältniß haben die einzelnen Theile unter und zu einander.

Es würde uns nicht an Stoff zu manchem gründlichen Tadel in den noch übrigen Briefen fehlen, wenn Tadeln ein so verdienstliches Werk wäre. Lieber wollen wir unsern Lesern das Stück nennen, das sich, unserm Gefühle nach, unter den spätern bey weitem am vortheilhaftesten auszeichnet, wir meynen die Epistel S. 209. die Hr. Eschenburg bereits mit allem Rechte als ein Muster in seine poetische Beyspielsammlung aufgenommen hat. Sie ist der Verbindung einer jungen Freundinn gewidmet, und in einer Manier geschrieben, die den Verf. und seine Jahre überaus wohl kleidet, so schmeichelhaft und tändelnd, ohne ins Fade zu fallen, so freundschaftlich und traulich, ohne ins Süße auszuarten. Gewiß, eines von den wenigen Stücken, die man mehrmals und immer mit Theilnahme liest. Wir würden es der Bibliothek, als eine wahre Zierde, einverleiben, wenn es nicht schon durch die gedachte Anthologie in Umlauf gekommen wäre.

Der zweyte Abschnitt unserer Ausgabe enthält vermischte Gedichte. Mit Vergnügen findet man

hier

hier zuerst die ältern, der Fröhlichkeit und der Liebe geweihten Lieder, die fast alle zwischen die Jahre 1740—47. fallen, und sicher, bey der Menge lyrischer Sammlungen, deren eine die andre drängt, für viele so gut, als neu, seyn werden. Eine gewisse unverkennbare Naivetät und der wohlanständige, obgleich muntere Scherz charakterisiren die meisten, und machen sie der Fortdauer und Verbreitung durch Gesang gewiß würdiger, als manche ihrer jüngern Nebenbuhler. Noch itzt wird kein Cato die Verurtheilung der Thoren und den Oheim und seine Erben mit finsterer Stirne lesen, oder dem frühzeitigen Trinker und dem guten Brauch ein Lächeln versagen. So wenig schadet die Länge der Zeit ächtem Witze, so wenig verliert durch sie wahre poetische Darstellung. Unbedeutender scheinen uns die darauf folgenden spätern und frühern Gelegenheitsgedichte, wiewohl auch sie von Seiten des Ausdrucks und der Versification nicht ohne alles Verdienst sind. Einen desto kühnern Flug nimmt der Genius des Verf. in den drey letzten Stücken, wovon eines der Geburtstagsfeyer des würdigen Abts Jerusalem, und die beyden andern dem Tode Cramers und der Gräfinn Agnes zu Stollberg gewidmet sind. Alle durchdringt und beseelt der Geist der hohen, heiligen Freundschaft, aber ihm leiht in der ersten die Freude, gepaart mit den Empfindungen der Religion, und in den letztern die Wehmuth, Sprache und Stimme. Wir haben unsrer Feder vielleicht schon zu lange freyen Lauf gelassen, (eine Nachsicht, die sich der Kunst-

richter

richter, bey der Lesung schöner Stellen, nur zu leicht erlaubt) um mehr, als noch zwey auszuheben. Die eine mag den Ton dieser Stücke, der sich von dem Tone der Episteln durch Stärke und Fülle merklich unterscheidet, im Allgemeinen charakterisiren. So sagt Hr. E. zu dem edlen Jerusalem, nachdem er von ihm gerühmt hat, daß er sein Herz auch noch an den Gesängen unserer jungen Dichter labe:

Doch Licht und Wärme strömt in deinen Geist
In reicherm Maaß aus höherm Quell herab.
Auch aus der Zukunft unerschöpftem Meer
Von Freud' und Weisheit schöpfest du schon jetzt.
Ja, theurer Greis, Dein Beyspiel zeigt uns wahr,
Was der, gleich Dir, bejahrte Dichter (der Engländer Waller) sang:
„Der Seele dunkles Haus, von Alter morsch,
„Läßt durch die Spalten, von der Zeit gemacht,
„Ein neues Licht herein. — So wie er sich
„Der ew'gen Wohnung nähert, wird der Mensch
„Durch Schwachheit stärker. — Wann er, diese Welt
„Verlassend, auf der Schwelle jener steht,
„So kann er beid', auf Einmal überschaun."
Du überschaust sie beide lange schon,
Weil du im Geist die Schwelle früh betratst.
Dein Blick in diese Welt ist voll von Ruh;
Dein Blick in jene voll von Freudigkeit.

— — — — — — — — —

O seel'ges Alter, welches, nicht gekrümmt,

Nicht

Nicht schlaff, nicht muthlos, sich zur Erde neigt,
Und täglich tiefer bis ins Grab sich senkt;
Das nicht, gequält von Pein und Ueberdruß,
Mit Ungeduld sich nach dem Tode sehnt;
Nicht, weit unglücklicher! vor ihm erbebt;
Das heiter ihn erwartet, und beynah,'
Die Freunde selbst des theuren Freundes Tod
Mit gleicher Heiterkeit erwarten lehrt;
Indeß der Geist, vom Leibe nicht gebeugt,
Ihn selber stützet, und Unsterblichkeit
Ihm mitzutheilen scheint; bis er so sanft
Und allgemach der leichten Hüll' entschlüpft,
Sie in den Staub, aus welchem sie entsprang,
So unvermerkt und leise sinken läßt,
Und die Verklärung anzieht, wie er einst
Mit seinem irrd'schen Stoff bekleidet ward.

Welch ein großes, lehrreiches Bild, und wie wahr und kräftig gezeichnet! Eine andre, nicht minder schöne Stelle schreiben wir mit dem Wunsche ab, daß sie unsre jungen Schriftsteller recht oft und fleißig beherzigen mögen. Der Verf. erinnert sich der glücklichen Tage, wo gemeinschaftliche Liebe für die Musen ihn und Cramer und mehrere Dichter vereinigt, und wie wohlthätig diese Vereinigung auf ihren Geschmack gewirkt habe.

Die feuerreichste Phantasey,
Die, wenn sie sich von jenen (von Tugend und Religion) trennet,
Und wild, wie Phaeton, nicht Bahn noch Zügel kennet,
Wie Phaeton, die Welt verbrennet;
Sogar die flücht'ge Tändeley
Der jugendlichen Lust durft' unter uns nicht frey,

Nicht

Nicht ungestraft, von den Gesetzen
Der Sitten, des Geschmacks, ein einziges verletzen.
Und keinem spöttischen muthwill'gen Scherz
Erlaubten wir, daß er mit seines Pfeiles Spitze,
Wenn gleich geschärft vom feinsten Witze,
Der Unschuld reines sichres Herz
Aus seinem Hinterhalte ritze.
Kein Autorstolz, kein Autorneid
Zerriß der Brüder Einigkeit.
Gemeinschaftlich Gefühl des Wahren, Guten, Schönen,
Bey diesem wohlgestimmten Chor,
Bracht' in Empfindungen, Gedanken, Ausdruck, Tönen
Des Liedes selbst, für Geist und Herz und Ohr
Die schönste Harmonie hervor.
Geneigt, die Tugenden des Bruders auszuspähen,
War jeder auch den kleinsten Fehl zu sehen,
Aus Liebe zum Geschmack, aus Liebe für den Freund,
Scharfsichtig, wie ein bittrer Feind.
Und dennoch war dem jungen reizbarn Dichter
Der unerbittlich strenge Richter
Der redlichste, der liebste Freund.

Noch haben wir nicht erwähnt, daß Hr. E. seinen Gedichten zugleich viele recht schätzbare Anmerkungen beygefügt hat. Ihr Endzweck ist, bald über individuelle Umstände und Anspielungen Auskunft zu geben, bald fremde Ausdrücke zu erläutern, bald Redensarten, Wörter, Formen und Ortho-

thographie zu rechtfertigen, bald auf gewisse ästhetische Feinheiten aufmerksam zu machen. Allerdings darf der Verf. von billigen Richtern hierüber keinen Tadel erwarten. Abgerechnet, daß dergleichen Bemerkungen dem Sprachstudium offenbar Vortheil bringen; was für ein treffliches Mittel können sie nicht überdieß werden, unter einer gewissen Klasse von Lesern, und insbesondere unter dem schönen Geschlechte, das, man sage was man will, hierin den französischen Damen noch weit nachsteht, eine Menge Kenntnisse, die ihnen nicht blos für die jedesmalige, sondern auch für manche andere Lectüre nützen, zu verbreiten! Gelehrte Dichter, wie Ramler und Wieland, sollten diese Rücksicht billig beachten und einem so nachahmungswürdigen Beyspiele folgen. Wenn sie seltner, als man wünschet, gelesen, und noch seltner verstanden werden, so liegt die Schuld sicher nicht blos an dem guten Willen, sondern öfter noch an den Kräften der Leser. Freylich mag über sich selbst zu kommentiren, nicht immer das leichteste und bequemste Geschäft seyn, aber was ist peinlicher — eine verdienstliche Mühe übernehmen, oder sich der Gefahr, verkannt und mißverstanden zu werden, aussetzen? —

V. Ver-

V.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Augsburg. Zehende Nachricht an das Augsburgische Publikum von der öffentlichen Ausstellung verschiedener Kunstarbeiten und jährlichen Austheilung der Preise bey der alten Stadt-Akademie; und der mit demselben, zur Ermunterung der Künste, verbundenen Privatgesellschaft. Mit einer bey der öffentlichen Feyerlichkeit gehaltenen Rede, 1789. Der Freund der deutschen Kunst wird mit wahrem Vergnügen diese Rechenschaft lesen, welche die Beförderer bey der Augsburgischen Akademie von den Mitteln, den Fortgang derselben zu betreiben, so wie von dem Erfolg und Einflusse ihres Eifers auf die dasigen Künstler und Kunstschüler, dem Publikum vorlegen. In der vorgesetzten geschmackvollen und zweckmäßigen Rede werden die Verdienste der niederländischen Schulen, die bey einer Unterabtheilung, nach den angesehensten Autoren der Kunstgeschichte, in die holländische und flandrische Schule zerfällt, aus einander gesetzt; hierbey aber gegenwärtig hauptsächlich bey der ersten verweilet, und die vorzüglichsten Meister derselben, ein Lukas von Leiden, Martin Hemskirk, Octavius

Octavius van Veen, Bloemart Abraham, Cornelius Poelenburg, Paul Rembrand van Ryn, Herrmann Sachleven, Nicolaus Berghem und Jakob Ruisdael. nach ihren charakteristischen Verdiensten und Fehlern sehr gut dargestellet, und die Schüler angewiesen, was bey ihnen nachahmungs- oder vermeidungswürdig seyn möchte. Zu Ende werden ein Paar thätige Künstler erwähnet, welche die Akademie voriges Jahr verloren, Herr Joseph Christ und Herr Friedrich Kirsner. Der erste, aus Winterstetten in Schwaben gebürtig, malte mit vorzüglicher Kunst sowohl in Oelfarben, als auf nassen Wurf. Vor seiner Ankunft in Augsburg fand er Gelegenheit seine Kunst in Böhmen, Schlesien und Sachsen auszuüben. Von hier aus ging er zweymal, nämlich im Jahre 1770 und 1777 nach Petersburg, und kam 1784, mit Ruhm belohnt, zurück. Von seiner Geschicklichkeit auf nassen Wurf zu malen, finden sich in Augsburg verschiedene Beweise an Häusern und Deckenstücken, und von seiner Oelmalerey in Altarblättern.

Der zweyte war zu Bayreuth 1748 geboren, und lernte unter Gottlieb Friedrich Riedel zu Ludwigsburg auf der Porzellanfabrik, wo er nachher als Porzellanmaler angestellt wurde. Im Bluhmenmalen fand er Gelegenheit sich zu Altdorf im botanischen Garten zu üben, und erlangte darin eine vorzügliche Stärke. In dem vom Kaiserlichen akademischen Kunstverlag herausgegebenen Zoologischen Werke sind Proben davon.

Nürnberg. Der geschickte Kupferstecher A. W. Küffner daselbst will ein Gegenstück zu dem Blatte von Hrn. Chodowiecky: Ziethen vor seinem Könige sitzend, herausgeben, das den tapfern Seyfried Schweppermann als Ludwig V. zu ihm sagte: „Jedem Ein Ey" rc. darstellen soll. Er kündigt dieses Vorhaben in einer besonders gedruckten Nachricht von zwey Seiten an. Die Pränumeration bis Ostern 1790 ist 1 Thlr. 8 Gr. der nachherige Preis 2 Thaler.

England.

Auszug eines Briefes aus England, neue Kunstsachen und die letzte Ausstellung der Malerakademie daselbst betreffend, nebst verschiedenen litterarischen Nachrichten.

London, den 29 März 1789.

—— Seit einiger Zeit hat sich folgendes Werk angefangen: Views on and near the Rhine, at Aix-la Chapelle, and on the river Maese, with descriptions of the Scenes and objects, hints and occurrences in the Tour. By the Revd. I. Gardner, engraved in aqua tinta by R. Dodd. Jede Nummer besteht aus vier Blättern, und die ganze Sammlung soll acht Nummern enthalten. Die zweyte Nummer oder Lieferung, die itzt erschienen ist, enthält 1) die Stadt und das Schloß Pfalz, 2) Teseld Schloß zu Over-Yssel; 3 und 4) zwey Aussichten vom Schlosse Rheinfels zu St. Goar.

20 Zoll

20 Zoll bey 17. Der Preis C. 1. 1. und in Farben C. 3. 3. — —

Iane of Flanders Countess of Mountford, assembling the inhabitants of Rennes, carrying her infant son in her arms, deploring to them the calamity of their Sovereign. 2) The Empress Matilda refusing the proposals of the Queen of Stephen for the relief of the King with great hauhtiness, forbidding the Queen ever to come into her presence again. From drawings by Rigaud, engr. by Bartolozzi. Diese zwey Blätter machen eine historische Sammlung von sechs Stücken vollständig, und sind also als Pendants zu betrachten für 1) Vortigern und Rawena; 2) Johann, König von Frankreich, wie er gefangen vor Eduard III. gebracht wird, 3) die Herzoge von Northumberland und Suffolk, welche Jane Gray bitten, die Krone anzunehmen; 4) die verwittwete Königinn Eduard IV. die von ihrem jüngsten Sohne, dem Herzog von York Abschied nimmt. Diese Sammlung kostet Pf. 5. Sch 5. und jedes besondere Stück 18 Sch. —

The Progress of Seduction by Smith, in sechs Blättern schwarz und in Farben. Der Gedanke gehört Hogarth; die Figuren aber sind modern, nach dem gegenwärtigen Leben und Mode, ohne Karrikatur. —

A portrait of Dan. Mendoza, (ein itzt berühmter Faustfechter, so wie Humphries) from a picture of Robineaus, engraved by Kingsbury

in Mezzotinto, the same Scize as Humphries. S. 10. 6. proof prints Pf. 1. Sch. 1. —

Dressing-room à la française; — dressing room à l'Anglaise, sind Pendants für the English und the french fire-side und von den nämlichen Künstlern. —

Von den Mezzotinto-Blättern, die sich auf the Hist. of the Queens of England gründen, sind nun, ohne Ordnung, folgende Stücke erschienen. 1) Die Königinn Mary bittend die Kaiserinn Maud um die Loslassung ihres Gemahls Steven, 1141. 4) Margaret Gemahlin Heinrich VI. die mit ihrem Sohne Edward im Walde von einem Räuber angefallen wird, nach der Schlacht bey Herham 1463. 6) Gemalin Eduard IV. übergiebt ihren Sohn Richard, Herzog von York, dem Cardinal Bourchier 1483. 9) Der Tod der Maria von Schotland 1587. Die ganze Sammlung soll aus 12 Stücken oder 6 Paaren bestehen, jedes Paar zu Pf. 3. Sch. 3. Die historische gedruckte Nachricht gratis. Gestochen von Green.

A Mezzotinto print of the Rt. Honorable W. Pitt, nach Romney, gestochen von J. Jones. S. 7. 6. meant for a Companion to Charles Fox, by the same. —

Portrait of Sir Joseph Banks, nach Russel.

Ueber die dießjährige Gemäldeausstellung wiederhole ich Ihnen, im Ganzen, ohngefähr Alles, was ich vergangenes Jahr sagte. Boydell, für dessen Shakespear fast alle gute Künstler arbeiten, hat nun endlich angefangen, seine eigene Ausstellung zu öffnen, und von allen Gemälden, die itzt fertig

fertig sind, und die in Zukunft fertig werden sollen, war nie und wird nie eines in der Ausstellung zu Sommersethouse erscheinen. Von Northcote also, einem Künstler, der sonst immer einige wichtige Gemälde lieferte, war dießmal hier nichts, als ein unbedeutender Kopf, ein Charakter von Shakespear und zwey Portraite. — Von Hamilton ein einziges aber gutes Stück, aus den Merry wives of Windsor, Mrs. Wells, eine Schauspielerinn in dem Charakter der Mrs. Ford. Sie hält den Deckel des Waschkorbes halb offen, in welchem man den Kopf des Sir J. Fallstaff sieht. — Von West, welcher, außer dem, was er für Boydell thut, schon längst nicht anders mehr als für Windsor existirt, war eine einzige kleine Skizze hier, aus dem Könige Lear; eine Skizze, die nicht einmal alle die Vollendung hat, die man mit Recht auch von einer Skizze verlangt. — Von Füseli, (so schreibt er sich hier) auch nur ein einziges Stück, und das keinesweges in seinem Style, oder in seiner besten Manier. Es ist eine Scene aus Shakespears Much ado about nothing. Man sieht allerdings darin den großen Künstler, aber man sieht auch, daß es weder seine Wahl war, noch daß er con amore arbeitete. — Von Copley, Loutherbourg und Angelika Kauffmann war gar nichts da. Sonst nannte ich unter den Abwesenden auch Gainsborough, aber dieser ist leider nicht mehr, und der Liebhaber, der sonst in seinem Hause fand, was er in der Ausstellung vergebens suchte, findet itzt dort die letzten Werke

seiner Hand, die zum Verkaufe ausstehen. Sir J. Reynolds stellte acht Porträte aus, in welchem Fache er, dünkt mich, unnachahmlich groß ist, und außer diesen vier historische Gemälde. Was ich über die letztern sagen soll darüber bin ich wahrhaftig verlegen. Ich wünschte, daß Jemand, der Gemälde besser versteht als ich, Ihnen sein Urtheil darüber sagen möchte. Das erste ist Robin Goodfellow; in seinem Gesichte herrscht ein ganz eigner Ausdruck, und dieser dünkt mich das vorzüglichste Verdienst dieses Gemäldes, welches sonst nichts hat zu gefallen, als den Reynoldischen Pinselstrich. Viele Leute wundern sich, daß Sir Josua einen solchen Gegenstand wählte. Cimon und Iphigenia, im Styl des starken, männlichen italienischen Colorits ist schwer, und, was auch die Kenner darin bewundern mögen, ungefällig. Cupid and Psyche gefällt mehr. Das größte aber und wichtigste dieser vier Stücke ist die Enthaltsamkeit des Scipio, welches aus mehreren schön grupirten Figuren besteht, in denen die Kenner vieles bewundern und manches tadeln. Ich selbst habe nur so viel zu sagen, daß dieser Scipio, der Ausdruck seines Gesichts und seine ganz unbefangene fast gleichgültige Figur und Sitzen mir keinesweges einen Begriff von dem giebt, von welchem man sich, nach dem Livius, ein Ideal bildet. Mehr sage ich Ihnen von diesen vier Stücken nicht, weil ich sie nicht bewundere, weil Sir Josua unstreitig ein großer Maler ist, und weil die Meynungen der Kenner sehr darüber getheilt sind. — Wright von Derby stellte dieses mal nicht weniger

weniger als neun Stücke aus, die alle, so wie man es von Wright erwartet, ihr mannichfaltiges Verdienst hatten, unter welchen ich aber keines sah, das mir vorzüglich auffiel, oder in welchem ich alles das zu finden dachte, dessen ich diesen Künstler für fähig halte. Ein Mondschein — Cicero's Villa, ein Abend — ein Gefängniß an oder im Capitol, — Ruinen des Colliseums zu Rom, eins mit Banditten, — eine englische Aussicht — ein Knabe und ein Mädchen, mit einer aufgeblasenen Blase, in welchem ich die höchste Wahrheit bewundere — ein Mädchen, das in eine Kohle bläßt, ein Chiaro obscuro von großer Wirkung, — und ein erschlagener Soldat, neben welchem sein Weib mit einem kleinen Kinde den äußersten Schmerz durch ihre Stellung und den Ausdruck ihrer Bewegung verräth, und durch einen kleinen Theil ihres Gesichtes, das sie verbirgt, vollkommen errathen läßt. — Brown, ein gutes Porträt des Prinzen von Wallis, in Lebensgröße und voller Länge. — Graham, ein großes Gemälde, eine Scene aus dem Trauerspiel der Graf von Warwick. — Singleton, ein großes Gemälde, Edmunds Tod, aus dem fünften Akte des Königes Lear. — Dieses ist, unter den größern Stücken ungefähr das wichtigste. Opie lieferte dießmal nichts als Porträte, vermuthlich auch, weil er keine historische Stücke hat, als die für Boydells Shakespear. — Unter den Landschaften war manches Gute und Schöne. Garvey versetzte uns bald an den Rhein, bald nach Rom und Marino. — Hodges, dessen Ost-

indische Scenen wir einst bewunderten, verwechselte diese mit den Wällen von Namur und den Gegenden am Rhein und Mayn. — Webber, einst Cook's Gefährte, verweilt noch immer in Asien und Amerika und verbindet nun mit diesen, Aussichten in Frankreich und in der Schweiz. — Serres lieferte Landschaften, Seestücke und Portugall. Farington führte uns nach Schottland, Hearne nach Wallis, Ashford nach Irland, Towne in die Schweiz, More nach Italien, Marlow nach London, Ibbettson auf die Insel Java und das Vorgebürge der guten Hoffnung, während daß Stubbs, mit unaussprechlicher Wahrheit, uns die Arbeiten des Landmannes, des Schnitters im Kornfelde zeigte. — Garrard, der Hof eines Brauhauses, sehr gut im Niederländischen Style und anderes. Auch Bourgeois muß ich nicht vergessen mit seinen Landschaften, seinen Zigeunern, Räubern, und andern guten Figuren.

Unter den sogenannten Conversationsstücken bemerke ich vorzüglich zwey von Bigg, 1) die Zurückkunft von der Schule nach Hause, während der Feyertage, und 2) der schwarze Montag, oder die Rückkehr zur Schule. Die Einfalt, die Wahrheit des Ausdrucks, die Naivetät und die genaueste Aufmerksamkeit auf die geringsten Umstände, welche die Scene interessant machen können, hat mich mit dem innigsten Vergnügen erfüllt. In der Rückkunft ist alles in Bewegung, die Mutter, die ihrem Sohne entgegen geht, die kleinen Geschwister, die ihn schon faßen, der wohlbekannte Hund,

der

der an ihn springt ꝛc. In der Rückkehr zur Schule ist stille, schweigende Handlung und Ausdruck, und schön ist der Contrast zwischen dem ältern Bruder, der schon in der Schule gewesen ist, und dem jüngern, der zum erstenmal zu gehen scheint. — Russel lieferte eine Menge Porträte in Pastel, deren Werth bekannt ist. — Beechy, mehrere sehr gute Porträte in Oel, und — Maria Coswan eine Meduse und ein historisches Gemälde von einigem Werthe. Noch könnte ich diesen und jenen Künstler nennen, der es wohl verdiente, wenn ich nicht zu weitläuftig zu werden besorgte. So übergehe ich auch den ziemlich weitläuftigen Artikel der Miniaturen, ein Fach, in welchem London eine Menge guter Künstler hat, und in welchem Nixon, Shelly, und andere sich auszeichnen.

In dem Zimmer der Zeichnungen, Statuen und Basreliefs, waren viele Stücke von beträchtlichem Verdienste. Ein marmorner Merkur von Rossi, und ein Mädchenraub des Castor und Pollux in Basrelief. Eine Statue der Thalia von Hickley. — Die Statue eines gefangenen Maratten, welche auf Sir Eyre Cootes Denkmal in Westminster Abtey gesetzt werden soll: voller Ausdruck, von T. Banks. — Wachsamkeit und Gedult von Bacon in Marmor, für eine Wanduhr des Königes, die zwischen die beyden Figuren zu stehen kommt. — Von Mrs. Damer, der bekannten Liebhaberinn, war hier eine Thalia, eine Büste in Marmor; Isis, eine Büste in Marmor, und zwey junge Katzen in Marmor mit der anti-

 ken

ken Aufschrift ANNE ΔAMER EΠOIEI. Eine Dame von ihrem Range, die ein so ungewöhnliches Talent hat, muß man nicht zu strenge beurtheilen. Auch der Graf von Aylesford stellte vier artige getuschte Zeichnungen aus.

Unter den Porträten zeichnete sich besonders Downmann aus, ein Künstler, dessen Verdienst genugsam bekannt ist. Cooper lieferte eine vortrefliche Aussicht von Richmond Hill, auf die Themse herab, vielleicht das schönste Stück, das ich je von diesem Künstler gesehen habe. — Grant, Tresham, R. de la Houliere, Robertson, Nattes, Porden hatten gute Zeichnungen ausgestellt, als 1) eine Aussicht von Edinburg, 2) Indianer auf der Küste von Malabar, b) eine Aussicht von Catania auf den Berg Aetna. 3) Savoyische Berge am Genfer-See. 4) Der Crater des Aetna, zur Zeit eines Ausbruches. 5) Eine italienische Aussicht. 6) Zwey architektonische Zeichnungen. Intaglios und Cameos waren nur sehr wenige. — Die Zahl aller ausgestellten Stücke 621. Die Miniaturen, Cameos und Intaglios sind gewöhnlich in Rahmen, deren jeden man für 1 Stück rechnet, er enthalte so viele als er wolle. — Im Hofe des prächtigen und kostbaren Gebäudes Sommersethouse hat man so eben eine eherne Statue des Königes, von Bacon, errichtet, eine herrliche stehende Figur, die aber nichts weniger als ähnlich ist. Vor ihr liegt der Flußgott, ebenfalls eine eherne Statue, mit einem Füllhorne. —

Von

Von Shakespears Gallerie will ich Ihnen eine umständliche Nachricht geben, so bald ich sie zu wiederholtenmalen gesehen habe. Indessen werden mehrere Gemälde fertig werden. Jedermann hat einen Zugang für Geld, die Subscribenten umsonst. Sie wissen vermuthlich, daß das Ganze aus 72 Gemälden bestehen wird, welche Boydell alle in Kupfer stechen läßt. Die Sammlung der großen Kupfer kostet den Subscribenten 54 Pf. St. die Sammlung der kleinen 30. Ich habe verschiedene Blätter gesehen, die vortreflich sind. Die erste Nummer wird gegen Ende dieses Jahres ausgegeben werden. Das Ganze wird schwerlich unter zehn Jahren erscheinen.

Von Lavaters Physiognomik ist nunmehr der neunte Heft erschienen, jeder zu 12 Schillingen. Das ganze Werk, wann es zu Stande kommt, auf 28 Guineen. Papier, Druck, Kupfer ꝛc. sind unendlich über das deutsche Original und über die französische Uebersetzung. Das englische Werk findet guten Abgang, vermuthlich weil es theuer ist. —

Den 9ten Jun. Ich würde diesen Brief schon längst geendiget haben, wäre ich nicht genöthiget gewesen, eine Reise nach Oxford zu machen, wo ich ohngefähr die ganze vergangene Woche zugebracht habe. Ich bin nunmehr in Eile, und überdieß erlaubt mir auch der Raum nicht, Ihnen viel über unsere neueste Litteratur zu sagen. Von Schauspielen ist das neueste und beste: The Impostor, ein Lustspiel von Rich. Cumberland: erhielt nur mittel-

mittelmäßigen Beyfall, und seine seitdem erschienene Shool for Widows kam zu späte im Jahre, um ihr Schicksal als entschieden zu betrachten. Der Mann schreibt zu viel. Mary Queen of Scote, ein Trauerspiel, rechne ich unter die guten, da wir seit einiger Zeit keine bessern erhalten haben. Die Königinn erscheint hier vortheilhaft, nach Stewards und Whitakers, nicht nach Robertsons Geschichte. Den größten Beyfall aber hat erhalten the Dramatist, ein Lustspiel Reynolds, Verfasser des Trauerspiels Werther. — Die letzte Rede des Sir J. Reynolds, die ich Ihnen übersetzt zu schicken versprach, ist noch immer nicht erschienen. — Von Thomsons Werken haben wir so eben eine überaus schöne Ausgabe erhalten; die Kupfer zu den Trauerspielen recht schön, die zu den Jahreszeiten nur mittelmäßig, zu sehr im französischen Geschmacke. Die drey ersten Bände kosten 15 Schillinge. Voran steht Thomsons Leben, nur kurz, von Murdoch rc. —

Infancy, or the Management of Children, a Didactic Poem, in six Books. The 4th Edition. By *Hugh Downmann*, M. D. smal 8vo. *Robinsons*. Von diesem Gedichte, das die herrlichsten allgemeinen Regeln über diesen Gegenstand in der treflichsten poetischen Einkleidung vorträgt, und den besten didaktischen Gedichten an die Seite gesetzt zu werden verdient, sind bisher nur einzelne Gesänge erschienen, die itzt durch den Zusatz von drey neuen, das ganze Gedicht vollenden. Das erste Buch enthält allgemei-

ne

ne Betrachtungen über den Werth der Gesundheit und die Pflicht der Aeltern, über ihrer zarten Kinder ihre zu wachen. Das zweyte über die Diät der Kinder, Speise, und Wartung u. s. w. Das dritte, Fortsetzung dieser Materie. Das vierte, die Kleidung, Hitze und Kälte. Das fünfte über die Bewegung und körperlichen Uebungen der Kinder in Absicht auf das verschiedene Geschlecht und ihre verschiedenen Verhältnisse und Situationen. Das sechste, lehren den nöthigen Beystand betreffend, Vorsicht bey Krankheiten u. s. w. Alles gesunde Philosophie, richtig physische Kenntnisse und Urtheile eines vernünftigen, weisen und geprüften Arztes, in der kräftigsten Sprache; mit angenehmen Episoden aufgestutzt, wo der Dichter vorzüglich glänzt.

Select Views in India, drawn on the Spot in the Years 1780—1783, and executed in Aquatinta. By *William Hodges*, R. A. Imperial fol. 2 Vols. *Sewell.* Zwey prächtige Bände mit sehr schön geätzten Vorstellungen von alten Ruinen, Gebäuden, wie nicht weniger von gegenwärtigen Objekten in einem großen Theile von Bengalen, als Städte, Festungen, Tempel, Pagoden u. s. w. nebst historischen Beschreibungen derselben, für den Geschmack der Kunstkenner sehr merkwürdig.

Enthusiasm: a Poem. In two Parts. By Mr. *Jemingham.* 4to. *Robson* & *Clarke*, 1789. Obgleich der Dichter, der schon durch andere Proben seines Geistes bekannt ist, in diesem

Ge-

Gedichte die Erwartung nicht erfüllt, die ein solcher Inhalt erwarten ließ, auch oft von seinem Flug herabsinkt; so sind doch viele poetische Schönheiten darin, die es empfehlungswürdig machen. Im ersten Gesange beschreibt er die nachtheiligen Wirkungen der Schwärmerey; im zweyten die vortheilhaften.

A Poem on the Bill lately paſſed for regulating the Slave Trade. By *Helen Maria Williams*. 4to. *Cadell*. 1788. Ein angenehmes Gedicht in leichten harmonischen Versen, worinnen sich eine weibliche Seele in Empfindung über den Sklavenhandel ergießt, ohne Rücksicht auf politische, merkantilische und eigennützige Widersprüche selbstsüchtiger Menschen, die ihn in Schutz nehmen.

An Addreſs to the Public on the Polygraphic Art, or the Copping or Multiplying Pictures, in Oil - Colours, by a Chymical and Mechanical Proceſs, the Invention of Mr. *Joſeph Booth*, Portrait Painter, 8vo. *Cadell*. Wir haben von dieser Erfindung in unserm vorletzten Stück der N. Bibl. geredet. Der Verf. gegenwärtiger Schrift zeigt hier ihre großen Vortheile, erst in so fern er es als eine geschmackvolle und höchst wichtige Erfindung ansieht, zweytens in Absicht ihres moralischen Einflusses, drittens auf den großen merkantilischen Vortheil, den England sowohl, als der Fortgang der übrigen Künste daraus ziehen kann. So lange man nicht Proben von dieser polygra-

lygraphischen Kunst sieht, läßt sich schwerlich urtheilen, in wie weit sie die großen Empfehlungen verdient.

Letters on the Poetry and Music of the Italian Opera. By the late Mr. *John Brown*, Painter. 12mo. pp. 161. Printed at Edinburgh and sold by *Elliot*. London. 1789. Diese Briefe waren ursprünglich an den Lord Monboddo zur Antwort über einige Fragen geschrieben, die dieser über die italienische Sprache an den Künstler, in seinem auch bey uns bekannten Werke über die Sprache, that, wo er von ihm sagt: daß er in allen Künsten Italiens, hauptsächlich in ihrer Dicht- und Tonkunst sehr geprüft sey, und dessen Kenntniß und Geschicklichkeit rühmt. Sie verdienen auch allerdings von Freunden und Kennern des italienischen Drama gelesen und geprüft zu werden.

The Village Curate. A Poem. 8vo. *Johnson*. Der Inhalt dieses Gedichts ist die Schilderung der Lebensart und Beschäftigungen eines Landgeistlichen durchs ganze Jahr. Dieß giebt ihm Gelegenheit eine Menge interessanter Scenen aus der Natur und Moral aufzustellen, worinnen man sehr glückliche und malerische Schilderungen findet. Auch fehlt es nicht an feinen satyrischen und launigten Zügen: und obgleich der V. hin und wieder sich nicht völlig gleich bleibt, so sieht man doch überall den Mann von Empfindung und Talenten.

Poems by the Rev. *Joseph Sterling*. 12mo. *Robinson*. Der Verf. zeigt sich durchgängig als ein wahrer Dichter, obgleich die Kritik bisweilen etwas

was einzuwenden finden möchte. Vorzüglich scheint er in der orientalischen Lectüre wohl bewandert zu seyn, und diese in einem sehr langen Gedichte von drey Büchern, welches er auf das von Chaucer unvollkommen gelassene Gedicht, the Squire's Tale gebaut, sehr glücklich genützt zu haben. Dann folgt ein zweytes Gedicht the Rhapsodist, wovon der Inhalt Beredtsamkeit, Poesie und Malerey ist: dieses enthält vorzüglich schöne Schilderungen. Hierauf folgen 1) zwo isländische Oden mit einer Abhandlung und Anmerkungen. Die Bilder sind aus der Edda genommen, und der kühne Geist der altnordischen Poesie ist gut ausgedrückt. 2) La Gierusalemme soggettita, eine romanhafte Geschichte in der Manier des Spencer. 3) Manso, aus dem Lateinischen des Milton. 4) Ein Theil des dritten Buchs aus dem Apollonius Rhodius und das Grabmal des Bion von Moschus, die mit Geist übersetzt sind. — Außerdem noch verschiedene kleinere Gedichte, nicht ohne Werth.

Bell's Classical Arrangement of Fugitive Poetry, Vols. I. II. III. and IV. Small 8vo. *Bell.* Herr Bell, der Buchhändler, liefert hier eine Sammlung einzelner vermischter Gedichte, die bis auf zwanzig Bände ansteigen, und zugleich die Sammlungen eines Dodsley, Pearch u. s. w. enthalten sollen. Er wird sie unter einer gewissen Classification mittheilen: so enthält der erste Band Ethic epistles; der zweyte humorous and familiar Epistles; der dritte Epistles Critical and

and Didactic; und der vierte Epistles descriptive and narrative.

The Poetic of Aristotle, translated from the Greek, with Notes. By *Henry James Pye*, Esq. 8vo. *Stockdale*. 1788. Man rühmt an dieser Uebersetzung, daß sie eben so getreu als zierlich ist, und in Absicht des fortgesetzten Commentars, den der Verf. verspricht, und worinnen er untersuchen wird, in wie fern die Regeln des Aristoteles sich auf Natur und Wahrheit gründen, erwartet man ein wichtiges Werk für die Dichtkunst. Der Vorschmack, den er davon schon hier giebt, zeigt, daß er mit den Feinheiten der dramatischen Kunst und Kritik bekannt ist.

Französische Litteratur.

Oeuvres completes de *J. J. Rousseau*, Nouvelle Edition classée par Ordre de matieres, et ornée de quatre-vingt-dix Gravures. Tom. I – IV. gr. 8vo. Paris, gedruckt bey dem ältern Didot, und zu finden bey der Wittwe Balade. Unstreitig die beste Ausgabe dieses berühmten Schriftstellers. Doch hätten wir uns, nach der (auch von uns im 36. B. S. 355 mitgetheilten) Ankündigung, noch mehr davon versprochen. Voran steht eine Einleitung von dem Herausgeber, Herrn Mercier, die 36 S. einnimmt. Statt einer Charakteristik Rousseaus und seiner Schriften, findet man darin blos eine Lobeserhebung und Anpreisung derselben in allgemeinen Ausdrücken. Hierauf folgt; Voyage à Ermenon-

 ville,

ville, par feu M. *Le Tourneur*, pour servir de Préface. Sie füllt 120 S. Warum die Beschreibung einer Reise nach Ermenonville und des Gartens daselbst Rousseaus Werken zur Vorrede dienen soll, sieht man nicht recht ein. Zwar findet man darin einige Nachrichten von Rousseaus sechs wöchentlichem Aufenthalte zu Ermenonville, seinem hier erfolgten Tode und Begräbnisse; aber diese kommen nur beyläufig vor, und hätten sich auf wenig Seiten ausziehen lassen. Die Beschreibung des Gartens ist nichts weniger als darstellend, daher sie nur denen Vergnügen machen kann, die den Garten gesehen haben. — Die zweyte Hälfte des ersten Bandes, und den 2ten, 3ten und 4ten Band nimmt die neue Heloise ein. Wir haben darin weder Veränderungen noch Zusätze gefunden, einige kurze erläuternde Anmerkungen des Herausgebers abgerechnet. Hinter den bekannten zwey Vorreden stehen jedoch einige Bemerkungen von Rousseau über die neue Heloise, die 8 Seiten betragen: sie scheinen nicht für den Druck bestimmt gewesen zu seyn, und sind wahrscheinlich aus Briefen zusammen gesetzt, oder waren auf einzele Blätter hingeworfen; denn es fehlt ihnen ganz an Zusammenhang. Es erhellt daraus, daß Rousseau diesen Roman angefangen hat, ohne vorher einen Plan sich zu entwerfen. Von den zwey ersten Theilen sagt er: c'est le bavardage de la fievre. Es sey ihm aber unmöglich gewesen, es zu verbessern. Den vierten Theil hält er für den besten der ganzen Sammlung. Die zwey folgenden hätte er unter-

terdrücken wollen; mais peut-être compensent-elles l'agrément par l'utilité — Et la quatrieme et la sixieme sur-tout sont des chef-d'oeuvres de diction. Sehr naiv! So sagt er auch, daß wer unter andern die beiden Briefe, celles de l'Elisée et de la promenade sur le lac, läse, ohne sein Herz bewegt und von Gluth durchdrungen zu fühlen, das Buch zumachen und über Gegenstände der Empfindung nicht urtheilen solle. Julie habe den Vortheil über Clarissen die Aufmerksamkeit bey einerley Gegenständen, und ohne sonderbare Ereignisse, festzuhalten. Die Simplicität des Stoffs erhöhe die Schönheit des Werks. Julie erschien . . . doch wir wollen bey einem so delicaten Punkte nicht übersetzen — Julie paroît: on s'empare du livre et de l'auteur. Il y avoit peu de femmes, même dans les hauts rangs, dont je n'eusse fait la conquête, si je l'avois entrepris. Ce qui me rendit les femmes si favorables, c'est qu'elles crurent que j'avois écrit ma propre histoire, et que j'étois moi-même le héros de ce roman. Er versichert das Gegentheil; aber er habe einen ihm so vortheilhaften Irrthum weder bestätigen noch vernichten wollen. Man sey weit davon entfernt, zu begreifen, wie sehr er sich für Wesen der Einbildung erhitzen könne. Darin habe man Recht gehabt, daß man weder Empfindungen, die man nie gefühlt, so lebhaft ausdrücken, noch die Entzückungen der Liebe, als nach seinem eignen Herzen so schildern könne, wie

in der Neuen Heloise geschehen sey. Es sey gewiß, daß er diesen Roman dans les plus érotiques extases geschrieben habe. Aber deshalb sey er zu der Zeit nicht wirklich verliebt gewesen. Seine Imagination könne nicht verschönern, sie wolle schaffen. Wenn er den Frühling malen wolle, so müsse es im Winter geschehen; um eine reizende Landschaft zu schildern, müsse er sich zwischen Mauern eingesperrt befinden, und wenn er in der Bastille säß, würde er das Gemälde der Freyheit entwerfen. Sein ganzes Talent komme von dem lebhaften Interesse, das er an Gegenständen nähm. Er könne nicht auf Antrieb seines Willens schreiben, wie andere Gelehrte; er habe nie als auf Antrieb einer Leidenschaft geschrieben. — Diese Bemerkung ist wichtig, da sie die Widersprüche erklärt, die man in Rousseaus Schriften findet. — Der Héloïse sind, im vierten Bande, beygedruckt: les amours de Milord Edouard Bomston; und ein Aufsatz von dem Herausgeber: des Ecrits publiés à l'occasion de la Nouvelle Héloïse, durch den Herr Mercier den Lesern allerdings einen Dienst geleistet hat. Man erfährt daraus gelegentlich, daß der 1764 zuerst im Journal des Dames, und nachher fast in allen französischen Journalen, gestandene Brief, Saint-Preux à Wolmar, après la mort de Iulie, von ihm herrührt: er hat ihn hier wieder mit abdrucken lassen. Cette Lettre (sagt Hr. M.) sembloit annoncer que, vingt-quatre années après, nous serions appelés à l'honneur de diri-

ger,

ger, en partie, l'édition des oeuvres de ce grand homme. Wir würden sagen, daß er anzukündigen schiene, sein Verf. besitze viel Einbildung von sich selbst, und keine ruhige Beurtheilungskraft. — Der Druck dieser Ausgabe, welche aus 36 Bänden bestehen soll, ist sehr schön; aber die Kupfer sind, besonders in Rücksicht auf Erfindung und Zeichnung, nur mittelmäßig.

Lucrece, de la Nature des choses, traduit en vers par Mr. *Le Blanc de Guillet.* 2 Vols. in 8vo. A Paris. chez *Moutard* & *Blassan.* Diese poetische Uebersetzung eines der schwersten Dichter macht dem Hrn. le Blanc. so wohl in Absicht seines philosophischen Scharfsinns, als seines dichterischen Geistes ungemein viel Ehre, und verdient den Uebersetzungen eines Desfontaines und Delisle an die Seite gesetzt zu werden. Durchgängig herrscht eine männliche Versification, die von dem Geiste seines Sujets durchdrungen, und ein durchdachtes Studieren des Originals anzeigt. In einer Einleitung über den Lukrez findet man eine genaue Analyse des Genies, Talents und der Philosophie dieses berühmten Dichters.

Oeuvres complettes de M. *Winkelmann,* en 7 Volumes in 4to de 6. à 700 pages chacun, contenant environ 250 planches, & 100 Vignettes, & fleurons relatifs à l'ouvrage; proposées par Souscription. Unter diesem Titel wird ein weitläuftiger Prospectus ausgegeben, der die Bedingungen enthält, auf welche diese vollständige Sammlung der Winkelmanni-

schen Schriften soll geliefert werden. Die erste Lieferung enthält in zwey Bänden: l'Histoire de l'Art chez les Anciens, und wird im August itzt laufenden Jahres erscheinen. Die zweyte, l'Explication de Monumens de l'antiquité qui n'ont pas encore été publiés, in zwey Bänden, ungefähr acht Monate darnach, dann werden die übrigen so geschwind, als es der Druck zuläßt, folgen, doch so, daß alles binnen achtzehn Monaten abgeliefert seyn soll. Jeder Band wird für die Subscribenten auf 30 Liv. zu stehen kommen.

Matinées sénonoises, ou *Proverbes François*, suivis de leur Origine, de leur rapport avec ceux des langues anciennes & modernes, de l'emploi qu'on en fait en Poësie & en Prose, de quelques traits d'histoire, mots saillans & usages anciens, dont on recherche aussi l'origine &c. &c. A Paris, chez *Née de la Rochelle*. Vol. in 8vo. de 500 Pages. Der Titel dieser merkwürdigen Sammlung zeigt schon den Inhalt, und die gelehrte Neugier findet sich durch den Aufschluß mancher alten Gewohnheiten, Geschichtchen und Einfälle eben so belohnt, als sie eine angenehme Unterhaltung gewährt. Bey einer guten Aufnahme verspricht der Verf. eine Fortsetzung, die jeder wünschen wird, der weiß, wie viel wahre gesunde Moral die Sprüchwörter in jeder Sprache enthalten, und weiß, was die Veranlassung dazu oft für artige Anekdoten darbeut.

La

La Perspective aërien ne soumise à des Principes puisés dans la nature, ou, nouveau Traité de Clair-obscure & de Chromatique, à l'usage des Artistes, par M. de St. *Morien*. 1. Vol. in 8vo. So sehr die Materie über die Luft-Perspektive, von denen, die über die Malerey geschrieben haben, jungen Künstlern empfehlen worden, so glaubt doch der Verfasser, daß sie noch nicht gründlich genug aus einander gesetzt sey, und sucht also in diesem Buche die Principien derselben nach Anweisung der Natur zu entwickeln und mit Deutlichkeit vorzutragen.

Traité de la Peinture au Pastel, du secret d'en composer les crayons & des moyens de la fixer, avec l'indication d'un grand nombre de nouvelles substances propres à la Peinture à l'huile, & les moyens de prévenir l'altération des couleurs, par M. *P. R.* de C** C. à P. de L. 1 Vol. in 12. de 316 pages. Liebhabern der Pastelmalerey wird dieß Buch willkommen seyn, wenn der Inhalt der Ankündigung entsprechen sollte, wozu freylich erst Prüfung gehört.

Kunstwerke.

In einem ausgegebenen Prospectus wird folgendes Werk angekündiget: Estampes gravées d'après les tableaux originaux, répréfentant les combats de mer pendant la derniere guerre, proposées par Souscription & dédiées au Roi. Die Anzahl der Seetreffen, durch

welche sich die französische Marine im letzten Kriege ausgezeichnet, sind von dem König auf achtzehn Gemälde bestimmt worden. Neune davon sind bereits gemalt. Der Stich ist dem Hrn. Dequevauvilliers anvertraut. Sie werden mit den Ports de France, nach Vernet, von gleicher Größe seyn. Jedes Jahr vom May 1790 an, werden ihrer zwey zu 36 Livres Subscription erscheinen, wovon achtzehn voraus, und eben so viel bey der Auslieferung bezahlet werden. Diejenigen, die aufs ganze Werk subscribiren, erhalten am Ende eine historische Beschreibung mit einem kleinen analogen Kupferblatte verziert. Das große erste Blatt stellt vor: Le Combat de la Motte-Piquet, Chef d'escadre, en vue du Port-Royal de la Martinique contre l'Admiral Hyde-Parker, le 18. Decembre 1779. Das zweyte, le Combat donné le 21. Iuillet 1781, à la hauteur de Louisbourg, entre deux frégates du Roi, l'*Astrée*, commandée par M. de la Peyrouse, Capitaine de Vaisseau, & l'*Hermione*, commandée par M. le Comte de la Touche &c. contre six bâtimens de guerre anglois, dont l'un est pris. Das Detail davon besagt der Prospectus.

Edition complette de *la Bible*, en françois, contenant l'*Ancien* & le *Nouveau Testament*, ornée de 300 figures, dessinées par M. *Marillier*, & gravées par les meilleurs artistes: 12 Volumes in 8vo. grand Papier, imprimés par M. Didot le jeune.

Hr.

Hr. Marillier, der schon mehr schätzbare Kunstwerke unternommen hat, giebt einen Prospectus zu der obangezeigten großen Sammlung der wichtigsten Vorstellungen aus der heiligen Schrift aus, die er selbst zeichnen wird, und von den besten Künstlern unter der Aufsicht des Hrn. Ponce, Kupferstecher, soll gestochen werden. Jede Lieferung wird aus zwölf Blatt bestehen, mit einem französischen und lateinischen Titel, in gros 8. Zu 12 Liv. in Quart; auf groß Papier, wovon aber nur 200 Exemplare abgezogen werden, zu 24 Liv.; und auf papier vélin, zu 36 Livr. Man kann bey allen französischen Buchhändlern subscribiren.

Les bonnes Amies, & l'Impatience Amoureuse, zwey Blätter von Desève, nach Mallet gestochen.

La Noce du chateau, von Bûcour gemalt und in Kupfer gestochen, kostet 6 Liv. und macht das Gegenbild zu dessen Le Menuet de la Mariée.

Le Joueur, ein Blatt von *M. L. C. F.* nach nach *M. D. C.* gestochen. Preis 1 Liv. 4 S. Mit der Unterschrift aus der Komödie le Joueur:

> Il faut que de mes maux enfin je me délivre;
> J'ai cent moyens tout prêts pour m'empecher de vivre,
> La riviére, le feu, le poison & le fer.

La Piété filiale, ein Blatt 12 Zoll hoch 16 breit. Zwey kleine Kinder, die ihre Großmutter

warten, zusammen gesetzt und in englischer Manier gestochen von Krause, 4 liv. Zum Vortheil der Kinder, die den Inhalt darzu hergegeben haben.

Henri IV. & Sully après la bataille d'Yvri, von Laurent, nach Bounieu gestochen, mit der Unterschrift: Viens mon Ami, que je t'embrasse de deux bras. Preis 6 livr.

Allegorie au Sûjet de l'élévation de M. d'Ormesson à la dignité de premier président, gestochen von Tellier, nach einer Zeichnung von Brion de la Tour.

Portrait de Louis-George *le Clerc*, Comte *de Buffon* macht die Suite von den Illustres François aus, von Ponce, nach Marillier. Preis 1 livr. 4 S.

Procession de la ligue sortant de l'eglise Notre-Dame de Paris, le 13 Iuin 1590. von Petit gestochen, nach Sammt Breugel.

Portrait de Louis XVI, dédié aux François, gezeichnet und gestochen von Audouin, macht ein Gegenbild von M. Necker, dédié à la patrie aus, zu 3 liv. 8 S. erster Abdruck 4 livres.

Portrait de J. J. Rousseau, gezeichnet nach der Büste des Houdon 1 liv. 4 S.

Portrait de Mlle d'Oligny, 12 Zoll hoch, 9 breit, von Huber, aus Augsburg, einem Zöglinge von Wille, nach Michel Vanloo gestochen; 4 livr. Um das Oval liest man die Aufschrift aus der Ecole des Meres: „la pudeur fait toûjours

jours la prémière des Graces;" und darunter folgende Verse:

Pour rendre plus touchans l'amour & la nature,
D'Oligny leur prêta ses accens séducteurs!
Elle fut toûjours vraie, interessante & pure,
Et mérita l'estime en gagnant tous les cœurs.

Arabesques antiques de Bains de Livia & de la Ville Adrienne avec les Plafonds de la Ville-Madame, nach den Zeichnungen von Raphael gemalt und von Ponce gestochen: sie machen die Suite zu den Bains de Titus, gros Papier 18 liv. Kleines 12 liv.

Das Bildniß des Hrn. Palissot zu der schönen von uns (im 38. Bande) angezeigten Ausgabe seiner Werke von Choffard gestochen, nach einer Zeichnung von Monnet.

Von den Portraits des Grands Hommes, Femmes illustres & Sujêts mémorables de France, ist die 23ste Lage erschienen.

Tableaux, Bas-reliefs, Statues & Pierres gravées de la Galerie de Florence & du Palais Pitti, dessinés par M. *Wicar*, gravés sous la direction de M. *Lacombe*; Peintre, avec l'explication des Antiques par M. l'Abbé *Mongez* l'aîné, de l'Academie des Inscriptions &c. in Folio. Ueber dieses Werk wird ein Prospectus ausgegeben. Ein geschickter Zögling des Hrn. David arbeitet seit drey Jahren die Reichthümer der vorangezeigten beiden Gallerien abzuzeichnen, die von den besten Künstlern werden ge-

gestochen werden. Die Lage kostet 18 Liv. und die erste ist bereits erschienen.

Description des Bains de Titus, ou Collection des peintures trouvées dans les Ruines des Thermes de cet Empereur & gravées sous la direction de M. *Ponce*. Von diesem Werke ist die dritte Lage erschienen, zu 40 Livr.

L'Accident imprévu & le Sentinelle en défaut: zwey Gegenbilder von D'Arcis, nach Lavrince gestochen. Preis 4 Liv. 10 Sous jedes Blatt und 9 Liv. buntfarbig.

Von der Galerie du Palais Royal, gravée d'après les Tableaux de différentes ecoles qui la composent &c. ist nun die 15te Lieferung zu 12 Liv. heraus. Sie enthält l'Amour taillant son arc, nach de Mazzola, gestochen von Bouillard: St. Iean l'Evangeliste, nach Dominichino, von Berseneff; les trois Déesses, nach Perrin del Vaga, von Ph. Triere: la Sainte Famille, nach Raphael, von Romanet; le Sacrifice d'Isaac, von Michel - Ange, de Caravaggio, von Le Vasseur; les Ruines, von B. Breenberg, von C. N. Varin.

Frèdéric-Henri Louis de Prusse, né le 18. Janvier 1726. gezeichnet und gestochen von Binsac. Darunter stehen folgende Verse von Chevalier de Boufflers.

Dans cette image auguste & chere
Tout Héros verra son Rival,
Tout Sage verra Son Egal,
Et tout Homme verra Son Frère.

Die

Die neunte und zehnte Lieferung der Kupferstiche zu den Werken des Voltaire von Moreau gezeichnet, und unter seiner Aufsicht gestochen.

La Nymphe & les Amours & la Nymphe au Bain; zwey Blätter gestochen von Trescca, nach Cipriani, 3 Liv. jedes schwarz, und 6 Livr. bunt.

Von den Figures des Fables de la Fontaine, von Simon, ist die 35ste Lage fertig.

L'Amour désarmé, von Charles Guerin, nach einem Gemälde von Correggio, 4 Fuß 11 Zoll hoch; 3 F. 7 Z. breit, aus dem Kabinette des Hrn. Mayno, eines Kaufmanns zu Strasburg. Dieß Blatt von der Größe, wie die von Porporati, kostet 16 Livr.

Portrait des Grands Hommes, Femmes illustres & Sujets mémorables de France; gestochen und buntfarbig wird die 24ste Lage fertig, so wie

Von der Histoire de France représentée par figures, die 9te und 10te, bestehend aus sechs Blatt von David.

Von der Galerie historique universelle, die 14te Lieferung.

Vue de la procession pour l'ouverture des Etats Généraux, sortant de Notre-Dame pour aller a St. Louis, prise de la place Dauphine à Versailles, le 4. Mai, 1789.

Pacte tacite, dédié au Ministre Citoyen par le Tiers-Etat du Pays Sonnois, Province

vince du Maine; ein allegorisches Blatt von de Mouchy gestochen, nach Monet.

Les petis Savoyards: Et! comment d'Jannetto tu n'douvines pas? dédiée à Ms. Saint-Aubin & Renaud. Das kleine Singspiel die beiden Savoyarden, das so gut aufgenommen worden, ist die Veranlassung zu diesem Blatte, auf dem die Karrikatur beider vorbenannten Schauspielerinnen gut ausgedruckt ist. Zum Gegenbilde beschäftigt sich derselbe Künstler mit einer Scene aus dem Edelknaben, unter dem Titel Auguste & Théodore.

Action de grande justice & d'humilité chrétienne de Henri IV. von Dequevauviller, nach Bounier gestochen. Preis zu 6 Livr. macht das Gegenbild zu dem Rendez-vous de chasse de Henri IV. von Guttemberg.

Au moins soyez discret & comptez sur mes sermens; zwo Sujets in Halbfiguren, Gegenblätter; gezeichnet und gestochen von Augustin de St. Aubin, 13 Zoll hoch; 9 und einen halben Z. breit, beide 6 Livr.

Portrait de M. Bailly, Président de l'Assemblée Nationale constituée en Juin 1789. dessiné au Physionotrace de M. Chrétien; Preis 24 Sous.

Le Roman, ein buntfarbig Blatt, von Mixelle, nach Garneret gestochen.

Spanien.

Spanien.

Segovien. La Pintura, poema didattico, por Don *Diego Antonio Rejon de Silva*. Segovia, dentro la emprenta de *Antonio Espinosa*, 1788. in 8vo. Man rühmt an diesem Lehrgedichte über die Malerey, daß es des Paolo de Cespedes seinem über denselben Inhalt, an der Seite zu stehen verdient. Es ist in drey Gesänge getheilt. Der erste handelt von der Zeichnung; der zweyte von der Composition, und der dritte von der Farbengebung. In den Anmerkungen erläutert der Verf. die Gegenstände weitläufiger, die nicht wohl einer poetischen Behandlung fähig waren, und sucht sein Vaterland gegen den Felibien und Dubos zu vertheidigen, die in Spanien keine Maler der ersten Classe finden wollten.

Anzeige.

Leipzig. Die achte Rostische Kunst-Auction ist so wichtig, daß sie eine besondere Anzeige verdient. Das Verzeichniß davon ist so eben (dießmal in französischer Sprache) unter dem Titel erschienen; Catalogue du Cabinet d'Estampes anciennes, modernes et rares de toutes les écoles dans une suite d'artistes depuis l'origine de l'art jusques à nos jours de M. *Huber*, dont la vente publique se fera le 18 Janvier 1790 aux heures ordinaires avant et après midi par M. Weigel, Proclamateur juré de l'Université de Leipzig, payable en argent de Saxe, ou en Louisd'or à 5 Ecus, 531 S. in 8vo. Wir haben dieser vortreflichen Sammlung schon bey der Anzeige des schönen Buches von Herrn Huber gedacht: Notices générales des Graveurs, divisés par Nations et des Peintres rangés par Ecoles &c. Mit Recht wird von dieser Sammlung in der Vorrede gesagt: Ce n'est pas la quantité des pieces qui en détermine le prix: peu nombreuse en comparaison de ces grandes collections qu'on appelle complettes, elle renferme en quelque sorte l'essentiel de tout ce que cette branche de l'art a produit depuis les premiers maîtres jusqu'à ceux de nos jours, enfin elle présente un précis de tout ce que l'art de graver a livré dans une espace de trois siecles. De-là cette Collection peut être considérée comme une véritable histoire pratique de la gravure, on y trouve réunies en grande partie les meilleures productions de chaque maître. A ces avantages elle joint encore le rare mérite de renfermer assez généralement des pieces d'un choix et d'une belle conservation, et d'offrir les morceaux anciens montés sur un papier fort et

assorti

assorti à la nuance de l'estampe: de sorte qu'il se trouve bien peu d'assortimens d'estampes d'un particulier, où les pieces des premiers tems de la gravure soient d'une meilleure conservation que dans celui-ci. Sollte ein reicher Kunstliebhaber eine so seltne Sammlung im Ganzen zu kaufen wünschen, so könnte er sich bis Anfang November an die Rostische Handlung wenden, wo der Preiß zu erfahren ist. Die Summe, über welche man überein gekommen wäre, müßte aber sogleich und ohne Termine bezahlt werden.

Neue Verlagsbücher der Dykischen Buchhandlung zur Michael-Messe 1789.

Themis und Comus, oder Juristen- und Advokaten-Calender für das Jahr 1790. 8. 20 Gr.

Die Erbschleicher, ein Lustspiel in fünf Akten von Fr. Wilh Gotter. 8. 12 Gr.

Moralisch-komische Erzählungen, Mährchen und Abentheuer, aus dem Französischen des Cazotte. Zweyter Theil. 8. 20 Gr.

Ingleichen unter dem Titel:

Der Lord aus dem Stegreiff; eine Geschichte. 8. 20 Gr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte. 13ten Bandes Erstes Stück. gr. 8. 9 Gr.

Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte, von einigen Liebhabern dieser Wissenschaften. Mit Kupfern. 4ten Bandes, 4tes Stück, gr. 8. 8 Gr.

Von den Weltkörpern; zur gemeinnützigen Kenntniß der großen Werke Gottes von N. Schmid. Mit Kupf. Dritte, mit dem Leben des Verf. vermehrte Ausgabe. gr. 8. 14 Gr.

Heinrich Home Grundsätze der Kritik. Aus dem Englischen. Dritte nach der neuesten Original-Ausgabe revidirte, und mit Zusätzen vermehrte Ausgabe. In drey Bänden. gr. 8. Hiervon wird der erste Band gleich nach der Messe fertig.

Europäische Regententafel auf das Jahr 1790. Fol.

Inhalt des Juristen-Calenders: 1) Chronologische Calender Anzeige; 2) Churfürstl. Sächsische Tribunalien; 3) Churfürstl. Sächsische Justiz-Collegia und Instanzen; 4) D. Nicasii Vorrede; 5) Der Calender, mit Nativitäten und juristisch-ökonomischen Verrichtungen; 6) Asträa, Themis, Nemesis und Comus, ein Dialog; 7) Welches sind die ausführbarsten Mittel, dem Kindermorde Einhalt zu thun? 8) Anekdoten und Einfälle juristischen Gepräges; 9) Leben, Thaten und Meynungen Advokat Grapignans des Grossen. — Das Titelkupfer ist eine Allegorie auf die Vertreibung des buntscheckigen Canzley-Styles.

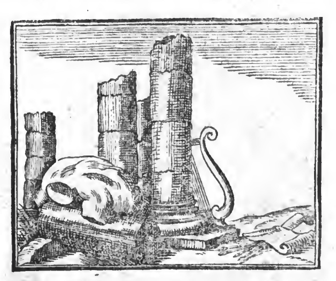
Dieser Calender wird künftig alle Jahre erscheinen, und man wird bedacht seyn, ihn zu einem eben so nützlichen als unterhaltenden juristischen Handbuche zu machen, unter welchem Titel dieses Buch auch ohne Calender zu haben ist. Da es ein fortlaufendes bleibendes Werk werden soll, so hat man es nicht so unleserlich und im Format, wie die gewöhnlichen Taschencalender, sondern mit Borgis-Schrift in klein Octav-Format, ohngefähr wie Anton-Walls Bagatellen, abdrucken lassen.





Kauxdorf del. Uhlemann sc Schultz direx.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Vierzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig, 1790.
In der Dyckischen Buchhandlung.



I.

Ueber den Gebrauch der Grotesken und Arabesken.

Die Malerey dient den Werken der Baukunst zu einer großen Verschönerung, indem durch dieselbe theils die äußern Seiten der Gebäude auf mannichfaltige Art verziert, theils die Seitenwände und Decken der Zimmer, der Säle und anderer Behältnisse auf sehr verschiedene Weise ausgeschmückt werden können. Im Falle zu Ersparung der Kosten die Gewände der Fenster und Thüren, die Pilaster, oder die Streifen an den Schäften, und andere Verzierungen an den äußern Seiten der Gebäude, weder aus Stein gehauen, noch in Stucc gearbeitet worden, dafür aber nach einer richtigen Perspectiv und mit starken Schatten, so daß sie von der glatten Wand vorzuspringen und erhoben zu seyn scheinen, gemalt sind; so werden diese Dinge dem Ganzen eine große Zierde geben, und das Gebäude viel angenehmer machen, als wenn die Wände ganz leer und glatt wären gelassen worden.

Doch ist der Gebrauch der Malerey hier seltener, und überdieses eingeschränkter, als in dem Innern

nern der Gebäude, wo bey Verzierung der Seitenwände und der Decken in den verschiedenen Behältnissen, sie die größte Abwechselung darbeut. Bald können die Wände, bis an die Lambris, über und über mit einer Farbe angestrichen, bald in verschiedene Felder getheilt und diese mit mannichfaltigen Einfassungen verziert, auch Bilder an dieselben gemalt werden — Gegenstände aus der Geschichte, aus der Mythologie, Landschaften, perspektivische Vorstellungen, als Aussichten von Sälen, Säulengängen, öffentlichen Plätzen. Die Decken können mit Kuppeln verziert, oder offen vorgestellt und mit einer Aussicht an den Himmel, mit mythologischen und allegorischen Vorstellungen bemalt werden. Einige Zimmer kann man nach Art der Chineser, der Türken, oder anderer Völker, die sich durch einen besondern Geschmack auszeichnen, verzieren, andere hingegen ganz einfach anlegen, und noch andere auf eine launige Art ausschmücken. Und wie viele Veränderungen und Abwechselungen sind hier möglich! In dem größten Gebäude, das eine ansehnliche Reihe von Zimmern hat, werden und dürfen nicht leicht zwey an Verzierungen einander gleich seyn.

Bey diesen Verzierungen der Zimmer aber wird sehr leicht wider den Geschmack gesündiget, besonders bey der Art von Verzierungen, die den Namen Grotesken und Arabesken bekommen haben, indem man sich derselben zu häufig und ohne gehöriges Nachdenken bedient.

Es

Es sind viele mit diesen Verzierungen so sehr unzufrieden, daß sie dieselben ganz und gar verwerfen, und als einen Beweis eines verdorbnen Geschmacks ansehn. Allein sie gehen, eben so wie Vitruv, auf dessen Ansehn sie sich stützen, zu weit, welcher in seinem Werke von der Baukunst heftig wider die Grotesken eifert, *a*) und viel zu strenge davon urtheilt, da er diese Verzierungen ganz verwirft, ohne das Gute, welches ihnen eigen ist, zu bedenken. Denn so sehr diese Verzierungen bey einem überhäuften Gebrauche Tadel verdienen, wenn hier die Künstler sich alles erlauben, was ihnen die Einbildungskraft eingiebt, ohne die Schicklichkeit und die edle Einfalt dabey vor Augen zu haben; und wenn ihre einzige Absicht ist, etwas Wunderbares und Abentheuerliches zu erschaffen: so sehr sind sie dem ungeachtet zu empfehlen, wenn sie mit Geschmack und Ueberlegung angebracht sind.

Die Bemerkungen eines Mannes, der in diesem Falle ein gültiger Richter ist, da er die Verzierungen der Alten zu Rom und an andern Orten fleißig studiert hat, werden der beste Beweis meiner Meynung seyn.

„Ich wünschte," sagt Herr Weinlig in seinen Briefen über Rom, *b*) „daß alle alte Maler„reyen mit ihren Farben copiert würden, denn die „Wahl und Zusammensetzung der Farben der Al-

 „ten

a) Lib. VII. cap. 5.

b) Dritter Theil, acht und zwanzigster Brief, S. 30.

„ten ist von den Neuern ihren so verschieden, daß
„jene in Wahrheit ein eigenes Studium erfordern;
„ein Studium, welches gewiß die Mühe reich-
„lich belohnt. Sie sagen, liebster Freund, daß
„Vitruv mit den Wändemalern seiner Zeit nicht
„sehr zufrieden gewesen, und noch überdem Recht
„zu haben scheine. Es läßt sich freylich wider das,
„was er an dem von Ihnen angeführten Orte (Lib.
„VII. c. 5.) sagt, nicht viel einwenden; man
„kann aber, däucht mich, auch bey unumstößli-
„chen Gründen Unrecht haben, wenn man bey Din-
„gen, die mehr von dem Genie, als von dem
„Raisonnement abhängen, zu viel vernünftelt.
„Wir verlangen mit Recht leichte und unterhalten-
„de Ideen zu der Auszierung unserer Gemächer;
„wir verlangen hier eine beständige Mannichfaltig-
„keit und Abwechselung. Ich mag die verschiede-
„nen Arten und Style, die aus dieser Ursache nach
„und nach in Gebrauch gekommen, und von an-
„dern wieder verdrängt worden sind, gegen ein-
„ander halten, wie ich will, so finde ich den Grund
„von allen in den Urbildern der Alten. Die Be-
„handlung derselben macht allein den Unterschied,
„der genau genommen so groß nicht ist, als er bey
„dem ersten Anblick zu seyn scheint, und auch hier-
„in haben die Neuern mehr oder weniger geleistet,
„je mehr sie sich den Alten genähert, oder von ih-
„nen entfernet, je mehr sie diese gekannt und ver-
„standen, oder nicht verstanden haben. Soll-
„ten wohl die neuern Wändemaler (weil sie diesen
„Titel einmal beliebt haben) und unter diesen der
„große

„große Raphael, Julio Romano, Polidor,
„Caracci, Domenichino, Guido, Lebrün,
„Rubens, und andere, welche die Kunst in Fres-
„komalereyen auf den höchsten Gipfel brachten, auf
„den sie in neuern Zeiten gekommen ist, sollten die-
„se Eigenliebe genug gehabt haben, sich zu über-
„reden, daß sie die Alten nur erreicht, geschweige
„übertroffen hätten? Sie ahmten alle die Werke
„der Alten, und unter diesen auch die sogenannten
„Arabesken nach, und wenigstens bin ich ganz
„überzeugt, daß vor der Hand noch nichts ersunden
„worden, das die Arabesken, wider welche Vi-
„truv so sehr eifert, verdrängen könnte. Gal-
„liani merkt bey jener Stelle Vitruvs folgendes
„an: Alle alte Gemälde, welche je an den Mauern
„gefunden worden, und noch jetzt gefunden wer-
„den, sind in diesem Geschmack; ein Geschmack,
„der seiner Unregelmäßigkeit ungeachtet vor Vi-
„truv gefiel, zu seinen Zeiten gefallen hat, zu den
„Zeiten Raphaels sich wieder erneuerte, und bis
„hieher im Gebrauch geblieben ist; blos der Wir-
„kung wegen, welche die Lebhaftigkeit in Erfindung
„und Zusammensetzung derselben hervor bringt."

Diejenigen, die zu sehr wider die Grotesken eingenommen sind, bitte ich, vorzüglich zweyerley in dieser Stelle zu bemerken. Sehr wahr ist es, daß alle die verschiedenen Arten und Style der Verzierungen unserer Zimmer den Grund in den Urbildern der Alten haben. So mannichfaltig auch diese Verzierungen sind, so vielerley auch noch jetzt zu dieser großen Menge möchten hinzugethan werden,

so sind doch die Ideen zu denselben allemal aus den Zierrathen der Alten genommen, und man wird nichts neues dabey finden; nur eine besondere Zusammensetzung, ein eigener Schwung eines Blumenzuges, eines Bandes, wird sie von andern ein wenig unterscheiden, welches aber auch, wie Herr Weinlig richtig hinzusetzt, mehr oder weniger schön seyn wird, jemehr es sich der Behandlung der Alten nähert, oder von ihnen entfernt. Die einfachsten oder die künstlichsten Verzirrungen, welche man bey einzelnen Leisten zu Einfassungen der Felder an den Wänden anwendet, die verschiedenen Blätter, die man in die Hohlkehlen bringt, Perlen, Eyer, und dergleichen, womit man die Glieder verziert, reiche oder einfache Bluhmenzüge in den Friesen der Gesimse, Rosetten, Früchte, Bluhmengehänge, erhobene Arbeiten, alle diese Dinge findet man schon bey den Alten.

Eben so wahr ist die Bemerkung, daß noch bis jetzt nichts erfunden worden ist, was die Arabesken verdrängen könnte. Da alle Verzierungen, deren sich unsere Künstler bedienen, von den Alten sind erfunden worden; da man die größte Anzahl derselben in den Grotesken der Alten antrifft, und Raphael sich ihrer bedient hat; womit würden wir unsere Zimmer und Säle verzieren können, wenn wir sie verwerfen wollten? Weder Natur noch Kunst bieten irgend etwas anders an, das an die Stelle jener Zierrathen gesetzt werden könnte. Etwas zu entdecken, das an ihrer Statt zu einer angenehmen, unterhaltenden und launigen Verzierung un-

serer

serer Zimmer könnte genommen werden, scheint mir eben so unmöglich, als eine neue Säulenordnung zu erfinden. Nur die Zusammensetzung der Arabesken ist es, welche das meiste Mahl Tadel verdient, da die Künstler hier so leicht auf Ausschweifungen gerathen.

Schon die ältesten Völker der Erde, die Indier, Aegypter, Phönicier, und andere, bedienten sich bey ihren Gebäuden des Laubwerkes, der Bluhmen und der Früchte zu Verzierungen, und aus diesen sind nach und nach die Grotesken entstanden. Auf den Vasen der Hetrurier werden Vorstellungen von Greifen, geflügelten Löwen und Chimären angetroffen. *) Als die Griechen nach dorischer Art bauten, in den Zeiten, da der gute Geschmack in der Kunst sich zu bilden anfing, waren die vorzüglichsten Zierrathen, deren sie sich bedienten, erhobene Arbeiten in den Metopen, welche gemeiniglich die Thaten des Gottes vorstellten, dem der Tempel geweiht war, und in dem obersten Karnieße des Kranzes Löwenköpfe, die zum Ablaufe des Wassers bestimmt waren. *c*) Die ionische Säulengattung, welche zierlicher ist, als die dorische, verlangte schon etwas mehr Schmuck. Hier finden wir, daß schon zu den Zeiten des Hermogenes die Löwenköpfe in dem Karnieße durch Zierrathen verbunden wurden, welche aus verschie-

c) Les Ruines des plus beaux Monuments de la Grece, par le Roy. Pars I. Planche VII. IX.

*) Gori Muf. Etruf. Tom. I. Tab. CLV. Dempsterus Etruria Reg. Tab. XXII. Pafferi, Pict. Etr, Tom. II. Tab. 118.

denen Arten von Blättern und Schnörkeln bestunden, *d*) daß man hernach, zu Alexanders des Großen Zeiten, die Capitäler der Pilaster an den Zellen der Tempel mit Verzierungen besetzte, welche eine große Aehnlichkeit mit unsern Arabesken haben, da bald Bluhmen, Blätter und Bluhmenstiele, welche sich in Schnörkel endigen, *e*) bald Figuren, welche aus Kräutern hervorwachsen, *f*) darauf abgebildet sind; nur daß diese, so wie alle die andern hier angeführten Zierrathen an griechischen Gebäuden, nicht gemalt, sondern in Stein ausgehauen waren. Auch wurden die untersten Glieder des Kranzes und die obersten Glieder des Unterbalkens mit Blättern, Eyern, Schlangenzungen und Perlen verziert. *g*) Uebrigens brauchten die griechischen Künstler verschiedene Thiere zu Zierrathen, als Greife, die gegen einander stehen, zwischen welchen eine Pflanze in die Höhe wächst; eine andere Art Greifen mit Löwenköpfen, die eben so gegen einander gestellt sind, und eine Leyer zwischen sich haben; *h*) ferner ein erdichtetes Thier, wel-

d) Ionian Antiquities, by Chandler, Revett & Pars. Chap. I. Plate IV. Chap. II. Pl. VII. IX. X.

e) Ionian Antiquities. pag. 53. Chap. III. Pl. VIII.

f) Ionian Ant. pag. 29.

g) Ionian Ant. Chap. I. Pl. IV. Chap. II. Pl. X. Chap. III. Pl. IV.

h) Ionian Ant. Chap. II. Pl. IX. Chap. III. Pl. VIII. X.

welches sie aus Theilen von einem Weibe, einem Löwen, einer Ziege und einem Drachen zusammensetzten, und Chimära nennten. i) Bey der korinthischen Säulenart, welche in spätern Zeiten aufkam, erhielten nicht allein die Capitäler mehr Schmuck als die Capitäler der dorischen und ionischen Säulen, und zwar einige Reihen von Blättern, aus welchen Bluhmenstiele in die Höhe gehen, die sich in Schnörkel und Schnecken endigen; auch die Glieder des Gebälkes wurden reicher verziert, und die Friese mit Bluhmenzügen und andern Zierrathen besetzt. Das choragische Monument des Lysikrates zu Athen ist eins der schönsten Denkmäler aus den guten Zeiten der Kunst, welches verdient als ein Muster des guten Geschmacks in reichen Verzierungen aufgestellt zu werden, und wovon man in den Antiquitäten von Athen eine richtige und schöne Abbildung und Beschreibung findet. k)

Die Römer, welche die Baukunst von den Griechen lernten und ihnen hierin in allen nachahmten, bedienten sich auch der Verzierungen, die von griechischen Künstlern waren erfunden worden. Da aber die Künstler der damaligen Zeiten auch selbst erfinden und die Kunst noch weiter ausbilden wollten, so thaten sie zu dem Nothwendigen noch vieles

i) Orestrio, zweyter Theil, No. L. XI. pag. 317.

k) The Antiquities of Athens, by James Stuart, and Nicholas Revett. London. 1762. Vol. I. Chap. IV. pag. 27. Pl. I—XXVI.

les hinzu, und wichen dadurch immer mehr und mehr von der edlen Einfalt ab. So wie sie dieses bey den wesentlichen Stücken der Kunst thaten, und die vielen Verkröpfungen, die gebrochenen und ausgeschweiften Giebel, und dergleichen Dinge erfanden, so verfielen sie auch bey den Nebenverzierungen auf mehrere Ausschweifungen und folgten allein ihrer Einbildungskraft.

Die Römer hatten vielen Reichthum erworben, ihre Wohngebäude wurden groß und prächtig angelegt, aller Schmuck, den man sonst nur den öffentlichen Gebäuden gab, wurde, nachdem sie die Griechen und andere Völker überwunden hatten, nun auch auf die Gebäude der Privatpersonen angewandt: ihre Sitten waren so sehr verfeinert, daß alles Männliche wenig geachtet ward, und Weichlichkeit an seine Stelle trat; der Luxus war aufs höchste gestiegen, und sie liebten in allem Pracht und Ausschweifung. Wie hätte daher ein Kunstwerk gefallen können, an welchem weder Pracht noch Reichthum verschwendet war! Die Künstler, wenn sie auch einen bessern Geschmack gehabt hätten, mußten sich nach den Sitten und dem Geschmack des Zeitalters richten, um gesucht und geschätzt zu werden. Sie brauchten daher bey den Verzierungen der Gebäude, und vorzüglich in dem Innern derselben, allen Reichthum, alle Pracht, welche die Kunst nur zu geben vermag, damit die Zimmer den Reichthum ihrer Bewohner und Besitzer bezeugten. Man wünschte immer etwas Neues, und dieses durfte nicht einfach, sondern es mußte voll

und

und reich seyn. Ueberdieß verlangte man auch wunderbare und abentheuerliche Vorstellungen. Diese liebt ein jedes Volk, dessen Cultur auf einen hohen Grad von Feinheit gekommen ist: das Natürliche und Wahre kann nicht mehr gefallen, weil es zu einfach ist; das Große und Erhabene wird nicht mehr allgemein geschätzt, weil es mit der herrschenden Ueppigkeit nicht übereinstimmt. Die Liebe zur Ausschweifung verlangt alles sonderbar, alles anders, als es gewöhnlich ist. Man setzt daher aus dem in der Natur Vorhandenen etwas Neues zusammen, ohne allemahl Ueberlegung und Nachdenken dabey anzuwenden; man läßt der Einbildungskraft ihren Lauf, und erfindet abentheuerliche Dinge, welche nach der Ordnung der Natur unmöglich sind.

Die Künstler wetteiferten nun mit einander, jeder wollte den andern in der Erfindung des Wunderbaren und des Abentheuerlichen übertreffen. Und so wurden nach und nach die Verzierungen ausgebildet, welche bey uns den Namen Grotesken und Arabesken führen.

Schon zu Ende der freyen Republik, und besonders unter der Regierung des Augustus, wurden in und bey Rom fast alle Zimmer in den Stadtgebäuden und Landhäusern der Großen und Reichen mit Grotesken verziert, und schon da hatten diese Zierrathen einen großen Grad von Vollkommenheit erlangt. Dieses beweisen vorzüglich die auf solche Art verzierten Zimmer, welche in den verschütteten Städten Herkulanum und Pompeji sind gefunden

den worden. Es war in dieser Gegend eine römische Colonie, und da die Seeküste, wo Herkulanum und Pompeji lag, einen sehr angenehmen Aufenthalt gewährte, so begaben sich die Römer, kurz vor und unter der Regierung des Augustus häufig dahin, um daselbst ihre Landwohnungen aufzuschlagen. Zu dieser Zeit wurde auch Herkulanum und Pompeji verschönert, und unstreitig sind die meisten Gemälde, die zur Verzierung der Zimmer dienten, welche in unsern Zeiten daselbst gefunden wurden, aus diesem Zeitraume.

Man will aus einer Stelle des Plinius beweisen, daß Ludius ein Maler zu Rom, zur Zeit des Augustus, Grotesken gemalt habe. Plinius erzählt *l*) daß dieser Ludius Landschaften auf die Wände gemalt habe, und setzt hinzu: Iam piſcantes aucupantesque, aut venantes, aut etiam vindemiantes, ſunt in ejus exemplaribus: nobiles paluſtri acceſſu villae, ſuccollatis ſponſione mulieribus, labantes trepidique feruntur; plurimae praeterea tales argutiae facetiſſimi ſalis. Allein diese Stelle kann das gar nicht beweisen, was sie beweisen soll, da von unnatürlichen und wunderbaren Zusammensetzungen nichts darin erwähnt wird. Ludius hat Fischer, Vogelsteller, Jäger, und Weinleser gemalt; er hat auf seinen Bildern Männer vorgestellt, die ihre Weiber durch einen Sumpf zu einem Landhause auf den Schultern tragen, dabey aber

l) Hiſtor. Natural. Lib. XXXV. c. 10.

aber furchtsam und ängstlich sind, um ihre Last nicht fallen zu lassen: lauter einfache Gegenstände und nur launig und scherzhaft, wie Plinius sie nennt.

Horaz scheint auf die wunderbaren Zusammensetzungen der Malereyen anzuspielen, welche zu seiner Zeit bey der Verzierung der Zimmer gebräuchlich waren, wenn er in seiner Dichtkunst sagt: *m*)

> Humano capiti cervicem pictor equinam
> Iungere si velit, et varias inducere plumas
> Undique collatis membris, ut turpiter atrum
> Desinat in piscem mulier formosa superne;
> Spectatum admissi risum teneatis, amici?
> Credite, Pisones, isti tabulae fore librum
> Persimilem, cujus, velut aegri somnia, vanae
> Finguntur species, ut nec pes, nec caput uni
> Reddatur formae. Pictoribus atque poetis
> Quidlibet audendi semper fuit aequa potestas.
> Scimus: et hanc veniam petimusque damusque vicissim.
> Sed non ut placidis coeunt immitia: non ut
> Serpentes auibus geminentur, tigribus agni.

Keiner aber von den alten Schriftstellern giebt einen größern Beweis von dem häufigen Gebrauche der Grotesken, zu Augustus Zeiten, als Vitruv. „Die Malerey," sagt er in seinem Werke von der Baukunst, *n*) „ist eine Vorstellung von Dingen, „wel-

m) De Arte Poetica v. 1—13.

n) Lib. VII. cap. 5.

„welche wirklich vorhanden sind, oder doch seyn kön-
„nen, als die Abbildung eines Menschen, eines Ge-
„bäudes, eines Schiffes, und anderer dergleichen
„Gegenstände, welche sie sich zum Muster wählet
„und ähnlich abbildet. Als die Alten anfingen,
„Verzierungen in den Gebäuden anzubringen, so
„ahmten sie zuerst die verschiedenen Marmor nach,
„womit man die Mauern zu verkleiden pflegte;
„alsdann malten sie Karnieße, und in dieselben gelbe
„und rothe Felder, in wechselnden Abtheilungen; her-
„nach brachten sie es so weit, daß sie die Gestalten der
„Gebäude und den Vorsprung bey den Säulen und
„Giebeln nachahmen konnten. Zu den öffentlichen
„Gebäuden, wie in den Sälen, wo die Redner
„und Philosophen sich mit ihren Schülern versam-
„melten, wurden an den breiten Wänden die An-
„sichten von tragischen, oder komischen, oder satyri-
„schen Scenen abgebildet; *o*) die zum Spazieren
„gehen

o) Von dem Unterschiede dieser drey Arten der Sce-
nen und von der Verzierung einer jeden handelt
Vitruv im 8ten Kapitel des 5ten Buches. „Bey
„den tragischen Scenen, sagt er, werden Säu-
„len, Giebel, Bildsäulen und andere Dinge, die
„einen königlichen Palast anzeigen, angebracht;
„die komischen Scenen stellen Wohngebäude und
„ganze Straßen vor; die satyrischen Scenen
„werden mit Bäumen, Höhlen, Bergen und an-
„dern dergleichen Gegenständen geziert, um eine
„ländliche Gegend nachzuahmen.“ Da die Alten
die Einheit des Ortes und der Zeit genau beobach-
teten

„gehen bestimmten Gänge wurden, wegen ihrer
„Länge, mit Landschaften und mit Vorstellungen
„wirklicher Gegenden geziert, und darauf Hafen,
„Vorgebirge, Gegenden an Flüssen, Quellen, Ca-
„näle, Tempel, Wälder, Berge, Vieh und Hir-
„ten dargestellt. An einigen Orten wurden große
„Gegenstände gemalt, die Abbildungen und die Ge-
„schichten der Götter, der trojanische Krieg, die
„Reisen des Ulysses, und andere dergleichen in der
„Natur wirklich vorhandene Sachen."

„Aber diese Malerey, bey welcher die Alten
„die Natur zum Vorbilde wählten, wird jetzt
„aus einer übeln Gewohnheit, gemißbilligt und ver-
„achtet. Jetzt malt man lieber Ungeheuer, als
„jene wahren Dinge auf die Wände. Anstatt
„der Säulen werden Rohrstengel hingestellt, an-
„statt der geraden Giebel krumme und ausgeschweif-
„te, die mit gewundnem Laubwerke und mit Schnör-
„keln besetzt sind. Hier sieht man Leuchter, welche
„kleine Häuser unterstützen, auf deren Giebeln sich
„zarte Stengel erheben, die sich in verschiedene
„Schnörkel endigen, in welchen, hier und da, ohne
„alle Ueberlegung, sitzende Figuren angebracht sind.
„Dort wachsen auf dergleichen Stengeln Bluhmen,
„aus welchen halbe Figuren hervorgehen, die bald
„mit Menschenköpfen, bald mit Thierköpfen verse-
„hen

teten, so brauchten sie zu jedem Stücke nur eine Decoration, die also leicht in der Nachbildung kenntlich zu machen war. Die satyrischen Scenen waren aus den Satyr-Spielen entlehnt.

„hen sind. *p*) Doch dergleichen Dinge sind nicht
„in der Welt, sie sind nie gewesen und werden auch
„niemals entstehen, und nur ein übler Gebrauch
„hat es dahin gebracht, daß jetzt aus schiefer Beur-
„theilung das wahre Schöne in der Kunst vernachlä-
„ßigt und übersehen wird."

„Wie ist es aber möglich, daß ein Rohrstengel
„ein Dach unterstützen, oder ein Leuchter ein Haus
„tragen kann? Wie kann ein zarter und zerbrechli-
„cher Bluhmenstengel eine sitzende Figur genugsam
„unterstützen? Wie kann aus Kräutern ein Ge-
„wächs hervorkommen, das halb eine Bluh-
„me und halb die Gestalt eines Menschen oder ei-
„nes Thieres hat? Und obgleich jedermann sieht,
„daß diese Dinge unnatürlich sind, so werden sie
„doch nicht getadelt, sondern man findet sogar ei-
„nen Gefallen daran, ohne zu überlegen, ob sie
„seyn können oder nicht. Der Verstand wird
„durch falsche Urtheile verdorben und weiß nicht
„mehr was die Regeln der Schicklichkeit verlangen.
„Es verdient daher keine Malerey einige Achtung,
„welche der Wahrheit zuwider ist: und wäre sie auch
„mit der größten Kunst ausgeführt, so muß man
„ihr dennoch seinen Beyfall versagen, wenn man
„sie der Vernunft nicht gemäß findet."

Ehe ich weiter gehe, muß ich etwas wegen der Erklärung des Wortes Harpaginetuli bemerken, wel-

p) Diese Beschreibung kommt genau mit den Verzierungen überein, welche in den Zimmern zu Herkulanum sind gefunden worden.

welches Vitruv in der angeführten Stelle bey den Worten gebraucht: anstatt der Säulen werden Rohrstengel hingestellt, anstatt der geraden Giebel, krumme und ausgeschweifte. Das Wort Harpaginetuli hat den Auslegern und Uebersetzern Vitruvs viele Schwierigkeiten gemacht, indem sie bald gar nicht wissen, wie sie es erklären sollen, wie Philander; bald es durch Grotesken, Schnörkel, schneckenförmige Krümmungen der Bluhmenstengel übersetzt haben, wie Perault, Daviler, Penther, und andere. Allein diese Schwierigkeiten lassen sich, meiner Meynung nach, sehr bald heben, wenn man den Zusammenhang jener Stelle genau betrachtet. Pro columnis ſtatuuntur calami, pro faſtigiis harpaginetuli ſtriati cum criſpis foliis et volutis. Hier werden die Calami den Columnis und die harpaginetuli ſtriati den faſtigiis entgegengesetzt, anstatt der Säulen braucht man Rohrstengel, das ist, dünne magere Säulen, die das gehörige Verhältniß nicht haben, sondern so schmächtig, wie Rohrstengel sind, anstatt der Giebel gebraucht man *harpaginetuli ſtriati*. Weil nun der Giebel ein gleichschenkelichtes Dreyeck ausmacht, dessen Seiten geradlinigt sind, auch der Regel nach nicht anders seyn sollen, so werden ohne Zweifel unter den harpaginetulis (das Diminutivum von harpago, ein Haaken) Giebel verstanden, die nach krummen und ausgeschweiften Linien, welche den Haaken gleichen, gearbeitet waren, dergleichen Giebel in den Verzierungen der Zimmer zu Herkulanum ange-

 trof-

troffen werden, und welche Vitruv deswegen striati nennt, weil sie viele kleine Glieder, oder vielleicht auch hohle Streifen, zur Verzierung hatten. Daß das Wort harpaginetuli für Grotesken, Bluhmen und Schnörkel gar nicht genommen werden kann, erhellet auch schon aus den sogleich darauf folgenden Worten: cum crispis foliis et volutis. *q*)

Obgleich Vitruv über diese Art der Verzierung so sehr eiferte, so achtete man doch seine Erinnerungen nicht, unstreitig weil er zu heftig war und zu weit in seinem Eifer ging. Die Grotesken bekamen nun immer ein größeres Ansehn, und sie waren die einzige, oder doch die vorzügliche Zierde in den Gebäuden der Kaiser und der reichen Privat-Personen in Rom und in vielen andern Städten Italiens, in den Landhäusern und sogar in ihren Grabmälern *r*) Sie behielten ihr Ansehn so lange, als Luxus und Pracht herrschend waren. Die Zimmer des Palastes der Kaiser wurden mit Grotesken verziert. In den Ruinen derselben, in den sogenannten Bädern der Livia findet man viele dergleichen unterirdische Kammern. Die Gewölbe einiger Kammern sind mit Laubwerk und Vergoldungen ge-

q) Auf eine ähnliche Weise hat Laet diese Stelle verstanden, der darüber nachzulesen ist, in dem Lexico Vitruuiano sub voce, *Harpaginetuli*, welches mir aber, da ich den Vitruv des Laet bey der Uebersetzung dieser Stelle nicht bey der Hand hatte, erst nachher ist bekannt geworden.

r) Veterum Sepulcra Romanorum et Etruscorum a *Bartolo* collecta, pag. 20. 22. 24. 25.

geziert, in einer andern sind Felder mit Arabesken, und an dem Gewölbe vergoldete Figuren auf blauem Grunde oder blaue Figuren auf goldenen Grunde gemalt. Die Einfassungen dieser Gemälde sind mit Jaspis, Achat, Lapislazuli, und andern kostbaren Steinen ausgelegt. Nero ließ ohne Zweifel seinen goldenen Palast auf diese Art ausschmücken; die Bäder des Diocletian, des Antonin waren mit dergleichen Malereyen verziert, und die Villa des Kaisers Hadrian zu Tivoli wurde nicht weniger damit versehen. *) Auch weiter hin geriethen sie nicht in Vergessenheit, und da die Baumeister bey den Zierrathen an den äußern Seiten der Gebäude immer mehr und mehr auf Ausschweifungen verfielen, und der Wohlgefallen an häufigen und übertriebenen Verzierungen immer mehr zunahm; so wurden unstreitig auch die Grotesken immer wunderbarer und abentheuerlicher zusammen gesetzt.

Die Kunst nahete sich endlich ihrem Falle, und der gute Geschmack wurde durch die in Italien einfallenden Barbaren ganz vertrieben. Auch in Griechenland, wo die Araber, die Mauren und Sarazenen sich festgesetzt hatten, ging der gute Geschmack verloren, und es entstund hier eine neue Art von Baukunst, welche, nachdem sie durch Spanien in den nordischen Ländern bekannt und daselbst eingeführt, auch weiter ausgebildet und nach dem Clima

 und

*) Arabesques antiques des Bains de Livie et de la Ville Adrienne, &c. Gravées par M. *Posce*; à Paris 1789. Fol.

und Nationalgeiste eines jeden Landes eingerichtet worden war, den Namen der Neugothischen Baukunst erhielt. Die Araber waren sehr große Liebhaber von Pracht, Verschwendung und von glänzenden Verzierungen, und sie besetzten damit, theils gemalt, theils in Stein gehauen, alle Theile ihrer großen Gebäude, vorzüglich der Kirchen, von außen und inwendig. Alles war sehr reich, bunt und voll, alles mit kleinen Bluhmen, Schnörkeln, Perlen, spitzigen Enden und mit durchbrochener Arbeit geschmückt. Da Mahomed den Arabern verboten hatte, Menschen und Thiere abzubilden, so gebrauchten sie Sonne, Mond, Sterne, Schnörkel, Bluhmenzüge und dergleichen zu ihren Verzierungen, wie man an den meisten Kirchen und andern großen Gebäuden aus dem mittlern Zeitalter antrift. Und dieses ist die Ursache, warum man dergleichen Bluhmenzüge in den nachfolgenden Zeiten Arabesken und bisweilen Moresken nannte.

Als zu Ende des funfzehnten und im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts die Künste wieder aufzuleben anfingen, und man, theils um die Baukunst der Alten zu studieren, theils um alte Bildsäulen und andere Kunstwerke zu entdecken, die Ruinen der alten römischen Tempel, Paläste und andrer Gebäude aufsuchte, und dieselben von ihrem Schutte befreyte, so fand man in einigen Zimmern gemalte Wände, die mit Grotesken verziert waren. Diese Grotesken nahmen entweder die ganze Wände ein, oder dienten nur zu Einfassungen der in der Mitte der Wände angebrachten mythologischen und histori-

schen

schen Gemälde. Nach dem Vasari war um das Jahr 1490 Morto da Feltro der Erste, welcher die Grotesken entdeckte, da er sich aus Melancholie in den Gräbern und in den Grotten der Alten aufhielt, und hier die Verzierungen, womit sie geschmückt waren, abzeichnete. Wahrscheinlich sind auch zu dieser Zeit die Arabesken gemalt worden, die man zu Perugia findet. s) Allein sie erhielten jetzt noch nicht das Ansehn, und den großen Beyfall, den ihnen bald nachher die Kunst Raphaels und seiner Schüler erwarb.

Zu der Zeit des Pabstes Julius des zweyten wurde bey dem Kloster St. Pietro in Vincoli gegraben, um alte Bildsäulen zu suchen, und man stieß auf runde und vieleckige Säle mit großen Nischen, an denen sich einige Malereyen erhalten hatten, und auf gewölbte Zimmer unter der Erde, die mit Grotesken bemalt waren. Man entdeckte hier die Ueberbleibsel der Bäder des Titus. Die schönen Gemälde, welche man hier fand, die vortreflichen Basreliefs und Stuccaturarbeiten machten sehr vieles Aufsehen, da besonders Raphael sie bewunderte und studierte, und sie durch seinen Schüler Nanni von Udine abzeichnen ließ, der ein sehr guter Bluhmenmaler war. t) Bald dar-

s) Volkmanns Nachrichten von Italien. Th. 3. S. 441.

t) Man hat verschiedene Abbildungen von diesen Bädern: Le antiche Camere delle Terme di Tito, etc. c'est à dire, Description des anciennes cham-

darauf wurde die Villa des Kaiser Hadrian zu Tivoli entdeckt, worin sich auch Zimmer mit Grotesken befanden, und welche die genannten Künstler eben so sehr als jene in den Bädern des Titus bewunderten und studierten.

Jetzt fing man an diese Verzierungen mit den Namen Grotesken zu belegen, weil sie in den verschütteten, unter der Erde befindlichen Zimmern oder Grotten gefunden wurden. Nachher gab man den Bluhmenzügen, aus der schon angeführten Ursache, den Namen Arabesken. Endlich wurden die Grotesken und Arabesken mit einander vermischt, und hernach gemeiniglich alle dergleichen abentheuerliche Zierrathen Arabesken genennet, wenn auch gleich Figuren von Menschen und Thieren darin angebracht sind.

Die ersten Arabesken, die Raphael entweder selbst gemalt, oder doch angegeben hat, sind ohne Zweifel diejenigen, die sich in der Kirche des Klosters St. Francesco befinden, und die, so wie die Bilder, denen sie zur Verzierung dienen, in seiner

chambres des bains de Titus, que Mr. *Louis Mirri* a fait dessiner, graver et colorier, avec les vues, les plans tant superieurs qu' inferieurs et leur coupes. Par Mr. l'Abbe *Joseph Carletti.* gr. Fol. Rom. 1776. Und ein neueres Werk: Description des Bains de Titus, ou collection de Peintures trouvées dans les ruines des Thermes de cet Empereur. Gravées sous la direction de M. *Ponce.* a Paris. 1786. gr. Fol.

seiner ersten Manier gearbeitet sind. Es währte aber nicht lange, so zeigte sich dem Raphael und seinen Schülern eine günstigere Gelegenheit diese Art von Verzierung anzubringen. Der Tod des Bramante unterbrach den Bau des Vaticans, und ein Theil dieses Gebäudes war noch unvollendet, welchen der Pabst Leo der zehnte, eben so vollkommen ausgeführt zu sehen wünschte, als die übrigen Behältnisse. Ob gleich zu dieser Zeit viele große Künstler in Rom waren, so hatte doch der Pabst zu keinem so vieles Zutrauen als zu dem Raphael, dem er die Aufsicht über den Bau des Vaticans auftrug. Raphael übernahm dieses Geschäfte und vollendete die Säle und Zimmer nach der Angabe des Bramante, die Verzierung derselben aber führte er nach seiner eigenen Idee aus. Eine offene Gallerie wurde vorzüglich reich und prächtig verziert. Hierbey nahm Raphael die in den Bädern des Titus zu Rom und die in der Villa des Hadrians zu Tivoli aufgefundenen alten Gemälde sich zu einem Vorbilde, und ahmte hier die Art und den Styl dieser alten Gemälde nach. Er liebte die Grotesken außerordentlich, er erfand auch viele neue Zusammensetzungen, und machte zu allen diesen Verzierungen die Zeichnungen selbst, welche seine besten Schüler ausführen mußten. *u*) Nanni von Udine, der sehr viel Geschicklichkeit und Geduld zu die-

u) Leben der berühmtesten Maler, von d'Argensville. 1ster Theil, S. 59. 70. deutsche Uebersetzung.

ser Art von Malerey besaß, war der fleißigste seiner Schüler. Er malte nicht nur fast alle Bluhmen, Fische, Vögel und vierfüßige Thiere, sondern verfertigte auch die Stuccaturarbeit. Diese Kunst, die bisher unbekannt gewesen war, erfand Nanni aufs neue, indem er die Zubereitung der dazu gehörigen Masse und ihre Bearbeitung wieder entdeckte. *v*) Julio Romano malte nur Figuren. Außer diesen beyden stunden noch Johann Franciscus Penni, Perin del Vaga, Pellegrino von Modena, und einige andere Schüler Raphaels ihrem Lehrer bey dieser großen Arbeit bey. Sie vollendeten mit vereinten Kräften ein Werk, das sehr viel zu Raphaels Ruhm beygetragen hat, *w*) und welches nicht nur damals die Aufmerksamkeit aller Kunstkenner und Liebhaber auf sich zog, sondern das auch jetzt noch bewundert wird. Es verdient diese Bewunderung, wegen des Reichthums der Ideen, von denen einige poetisch schön sind, und wegen der vortreflichen Zeichnung und Ausführung, ob es gleich, wegen der Ueberhäufung und unschicklichen Verbindung so sehr verschiedener Dinge, nicht von allem Tadel frey zu sprechen ist.

Diese Gallerie besteht aus dreyzehn Bogen, welche von vierzehn großen Pfeilern getragen werden,

v) d'Argensville am angeführten Orte, 1ster Theil, S. 284.

w) d'Argensville am angeführten Orte, 1ster Th. S. 59.

den, die mit Grotesken bemalt sind. Die Decke ist mit Gemälden aus der biblischen Geschichte gezieret, daher die Folge derselben die Bibel Raphaels genennet wird. Die Gallerie führt zu den Stanze di Rafaele, zu den Zimmern, in welchen die schönsten Gemälde Raphaels im Vatican befindlich sind. Sie hat von ihrem Baumeister und Maler den Namen Loggie di Rafaele bekommen, welches sehr uneigentlich Raphaels Logen übersetzt wird. *x*) Die Gemälde und die Grotesken, mit welchen sie geschmückt ist, sind verschiedene Mahle und von verschiedenen Meistern in Kupfer gestochen worden. *y*)

Seit der Zeit wurden die Grotesken und Arabesken aufs neue sehr beliebt, und man kann den Raphael und Nanni von Udine als die Wiederher-

x) Eine Beschreibung von den Logen Raphaels findet man in den historisch-kritischen Nachrichten von Italien von Dr. J. J. Volkmann im zweyten Bande, S. 113. und folg. Und in F. W. B. v. Ramdohr über Malerey und Bildhauerarbeit in Rom, im ersten Theile, S. 129. und folg.

y) Die besten Abbildungen der Logen Raphaels sind in dem Jahre 1771. und in dem folgenden Jahren zu Rom herausgekommen: Les ornemens arabesques, peints aux loges du Vatican par Raphael, gravées par *Ottaviani*. — Les peintures de Raphael aux voutes des loges du Vatican, gravées par *Ottaviani* et *Volpati*.

hersteller der Kunst, Grotesken zu malen, betrachten; Nanni und andere Künstler z) verzierten von jetzt an nicht nur in Rom, sondern auch in Florenz und Venedig viele Säle und Zimmer in diesem Geschmacke. In der Villa Brunatti, auf dem Palatinischen Berge, wurde von Raphaels Schülern, unter der Aufsicht dieses Meisters, ein Porticus mit Arabesken gemalt, die zur Einfassung anderer Gemälde dienen. aa) Der Cardinal von Medicis ließ sein Landhaus auf dem Monte Mario durch Nanni mit Grotesken auszieren. In Florenz malte er an der Decke eines Saales im Mediceischen Palaste Grotesken. Nachher verfertigte er in dem Palaste Chigi, der jetzt der kleine Farnesische Palast heißt, die Gehänge von Bluhmen und Früchten, mit welchen Raphaels Gemälde eingefaßt sind. In seinem Vaterlande Udine malte Nanni verschiedenes in diesem Style. Auch die Baumeister der damaligen Zeit billigten und liebten diese Verzierungen, und sogar Serlio, der doch übrigens ein genauer Nachahmer Vitruvs war, empfahl dieselben, wegen der Freyheit, die sie dem Maler geben, sein Genie

z) In der neuesten Ausgabe von Sulzers Theorie der schönen Künste, hat Herr von Blankenburg bey dem Artikel, Grotesken, eine Menge Künstler angeführt, welche Grotesken gemalt haben.

aa) Camillo Buaccarini und Lorenzo Saini in Rom, haben diese Gemälde in Miniatur herausgegeben.

nie zu zeigen, als die angenehmsten Zierrathen der Zimmer. *bb*)

So wie die Kunst sich aus Italien nach und nach in andere europäische Länder ausbreitete, so wurde auch der in Italien herrschende Geschmack in den Verzierungen in jenen Ländern angenommen, und erlangte auch hier überall großen Beyfall. Frankreich, Holland, Deutschland ahmte die Grotesken nach, und in dem letztern Lande wurden sie vorzüglich durch Augspurgische und Nürnbergische Künstler bekannt gemacht.

In Frankreich gaben sie zu Anfange dieses Jahrhunderts zu großen Ausschweifungen Anlaß. Nicht nur bediente man sich ihrer bey der Verzierung von Zimmern; auch die Geräthe, als Tische, Stühle, Spiegelrahme, Schränke, Betten und dergleichen, die Gefäße, als Kannen, Trinkgeschirre, die Stickereyen auf Kleidungsstücken, und alle Dinge, an denen man eine Zierrath anbringen konnte, wurden mit Arabesken besetzt. Die Künstler wollten diese Art zu verzieren noch mit neuen Erfindungen bereichern, und geriethen auf sehr wunderbare Einfälle. Sie gaben Gefäßen sonderbare Formen von Muscheln, wirklichen oder erdichteten Thieren und Ungeheuern: Tische und Schränke wurden von Satyren, Delphinen, großen Vögeln, als Greifen, Adlern und der,

bb) Architettura di Seb. Serlio. Venet. 1663. lib. IV. c. 11.

dergleichen unterstützt; auch überdieses, besonders in Holland und Deutschland, alles noch mit großen dicken Blättern und Schnörkeln besetzt. Jetzt gefiel nichts, was nicht auf diese Art geschmückt war. Man vernachläßigte bey diesen Verzierungen sogar das Ebenmaß; man gab der einen Hälfte eines Gefäßes, Geräthes, und jeder Verzierung an den Wänden, oder wo sie nur angebracht war, eine andere Gestalt als der zweyten Hälfte derselben. Ein Goldschmidt zu Paris, mit Namen Meissonnier, war der Erfinder dieser sonderbaren Zierathen, und machte sie durch Abbildungen auch denen bekannt, die seine Arbeiten nicht selbst sehen konnten. *cc*) Er erhielt mit diesen Geschöpfen seiner Einbildungskraft einen so großen Beyfall, daß nicht allein viele Handwerker ihm folgten und ihre

cc) Livre d'Ornemens inventes et dessines par *J. A. Meissonnier*. — Livre de legumes inv. et dess. par *J. Meiss.* Hierin sind nicht allein Zimmer-Verzierungen zu finden, sondern auch Geräthe, als Tische, Schreibezeuge, sogar Stockknöpfe, Scheeren-Futterale und dergleichen, die nach den abentheuerlichsten Formen gebildet sind. Auch jetzt trägt man in Frankreich wieder Schuhschnallen, welche die Gestalt von Arabesken haben. Mode-Journal vom Jahr 1788. October S. 403. Auch in der Stickerey herrscht jetzt daselbst der Geschmack der Arabesken, Gillets, Gürtel, Hüthe, alles ist à l'Arabesque. Mode-Journal. Jänner. 1789. S. 35.

ihre Arbeiten in seinem Geschmacke verfertigten, sondern auch einige Mauermeister die ungeheuern Schnörkel, Muscheln und Bluhmen an den äußern Seiten der Gebäude anbrachten. Auch noch jetzt findet man in und bey Neapel solches Schnörkelwerk und dergleichen krause Zierrathen an den Gebäuden angebracht. In Portici hat der Besitzer eines Gartens, anstatt ihn mit Vasen auszuzieren, solche Schnörkel im Großen und einzeln aushauen lassen, und dieselben auf hohe Postamente aufgerichtet. *dd*)

Es wird nicht überflüßig seyn, hier die abentheuerlichen und abgeschmackten Zierrathen an dem Palaste des Prinzen Pallagonia in Sicilien zu erwähnen, die, ob sie gleich eigentlich nicht Grotesken und Arabesken können genennt werden, dennoch als eine der sonderbarsten und größten Ausschweifungen der Einbildungskraft merkwürdig sind. Dieser Prinz besitzt auf seinem Landguthe bey Palermo einen Palast, den er nach seiner Erfindung auf eine sonderbare Art hat verzieren lassen. Vor dem Palaste ist eine doppelte Mauer aufgeführt, mit einer Balustrade, worauf die abentheuerlichsten Figuren stehen. Bald sieht man eine weibliche Figur mit einem Pferdekopfe, die an einem Putztische sitzt und von menschlichen Figuren, mit allerhand Thierköpfen, bedient wird; bald sind Menschen mit drey

dd) Volkmanns Nachrichten von Italien. Th. 3. S. 190.

drey oder vier Thierköpfen, und andere vielköpfige Ungeheuer vorgestellt, die der lernäischen Schlange gleichen, nur daß die Gestalt und die Anzahl der Köpfe sich hier immer verändert. An dem Ende dieser Balustrade ist ein Thor, das, anstatt der Pfeiler, vier Riesen von einer scheuslichen Gestalt hat. Der Palast selbst ist von außen und innen mit Büsten und Basreliefs geziert, wobey die sonderbarste Zusammensetzung beobachtet ist. Neben einem Relief mit dem Leiden Christi, steht ein Tanz von Gauklern, der Büste eines römischen Kaisers von bunten Marmor, mit einer lorbeerartigen Dornenkrone und mit einer doppelten Nase, steht ein Neger mit Pferdefüßen gegenüber. An den Thüren, und in einem Saale auch an der Decke, den Seitenwänden und dem Gesimse, sind kleine Nägel von gefärbtem Glase, nach verschiedenen sonderbaren Zeichnungen geordnet. In der Kapelle wollte der Prinz einen Kronleuchter aufhängen lassen, weil er aber eine gewöhnliche Form für unschicklich hielt, so ließ er an das Gewölbe ein Kruzifix malen und in dem Nabel des Herrn Christus einen eisernen Haaken befestigen, an welchem der heilige Franciscus um den Hals aufgehängt wurde, dessen Hände und Füsse zu Armleuchtern dienen mußten. *ee*)

Endlich

ee) a Tour through Sicily and Maltha, from *P. Brydone*. Letter XXII. Vol. II. Pag. 54. Vorzüglich Borch's Briefe über Sicilien und Maltha, II. Theil,

Endlich wurde in Frankreich die Kunst von jenen Auswüchsen gereinigt, welche Meissonier erfunden und bekannt gemacht hatte. Die größten Baukünstler in Paris und die ganze königliche Baumeister-Gesellschaft widersetzten sich diesem übeln Geschmacke, und sie brachten es doch so weit, daß die äußern Seiten der Gebäude nicht mehr mit solchen Verzierungen befleckt wurden. Auch Deutschland, in welchem viele Künstler den Geschmack des Meissonier befolgt hatten, verwarf diese unnatürlichen Verzierungen; und Vernunft und Geschmack fingen wieder an überall empor zu kommen.

Die Franzosen bedienten sich nun der Felder, der erhobenen und vertieften Füllungen, der Streifen, der Säulen und Pilaster, der Bluhmenkränze, Bluhmengehänge und dergleichen, zur Verzierung der Zimmer. Auch in andern Ländern kamen diese Zierrathen in Gebrauch. Man verwarf die vielen Schnörkel, die ausgebogenen, krummen Linien, man führte an ihrer Statt gerade Linien ein, und alle Verzierung, alles Geräthe, alle Gefässe sollten nun, nach Art der Alten, einfach gemacht werden. Die einzigen Regeln und Vorbilder, nach welchen man diese Gegenstände der Kunst bearbeitete,

II. Theil, 15ter Brief, wo man auch Abbildungen von der beschriebenen Balustrade findet.

tele, waren die Kunstwerke der Alten, und man fand hierdurch den rechten Weg, der zur wahren Schönheit führt; besonders da man endlich auch anfing, die vielen Gehänge, Kränze und andere dergleichen Tändeleyen nicht mehr zu gebrauchen.

Bald darauf wurden aber die Grotesken, womit man die Zimmer der alten römischen Gebäude geschmückt fand, aufs neue hervor gesucht, und von vielen Künstlern in England, Frankreich, Deutschland, und andern Ländern nachgeahmt. Vorzüglich vermehrte die Entdeckung der Städte Herkulanum und Pompeji, welche im Anfange des jetzigen Jahrhunderts gemacht wurde, wo man viele mit Grotesken gemalte Zimmer fand, das Ansehn dieser Verzierungen. *ff*) Der ausgebreitete Gebrauch dieser Zierrathen bey den Römern, der durch die aufgefundenen Zimmer einen neuen Beweis erhielt, vorzüglich aber die schöne Behandlung und Malerey der Grotesken, ermunterte die damaligen Künstler sie zu studieren und sich derselben bey ihren eigenen Werken zu bedienen. Winkelmann sagt von einem Landhause bey Pompeji, „die gemalten Grotesken

ff) Die Alterthümer der Stadt Herkulanum sind bekanntermaßen unter dem Titel: le Pitture antiche d'Ercolano, in VIII. Vol. Fol. zu Neapel 1750 und in folgenden Jahren herausgekommen.

„tesken, die man hier sieht, sind das Vollkommen-„ste, was ich gesehen habe, nicht allein von alter, „sondern auch von neuer Arbeit, auch der schönsten „in den Loggie des Raphaels, sowohl von Erfin-„dung und von Zierlichkeit, als von Ausführung. „Es sind wahre Miniaturgemälde; die Blätter an „dem Laubwerke sind mit dem feinsten Geäder ange-„geben, und die Farbe ist, wie auf frisch geendigten „Gemälden.“ *gg*)

In den neuesten Zeiten haben in Frankreich Hüet und andere Künstler, so wie zu Anfange dieses Jahrhunderts Watteau und Boucet, den Gebrauch der Arabesken sehr ausgebreitet. Die Leichtigkeit und Feinheit, welche den Franzosen in allem eigen ist, findet sich auch hier, und unterscheidet die französischen Arabesken von den Arabesken anderer Nationen. Unter den Engländern haben vorzüglich Adam, Robert, Lewis und andere, diese Art von Verzierungen ausgebildet, und sind den Alten näher gekommen, als die Franzosen. In Deutschland hat Herr Weinlig in Dresden, durch seine bunten Zeichnungen, die Arabesken aufs neue anempfohlen, *hh*) und an Hrn. Schurich daselbst einen Nachfolger erhalten.

gg) Nachrichten von den neuesten Herkulanischen Entdeckungen, S. 24.

hh) Oeuvres d'Architecture de C. T. *Weinlig.* Dresden, 1785.

So erhält sich die Liebe zu den Grotesken noch immer; man findet diese Zierrathen noch immer schön, und, ungeachtet ihrer Unregelmäßigkeit, gefallen sie, wegen der abwechselnden und angenehmen Unterhaltung, welche sie gewähren.

Es ist zwar wahr, die Arabesken, so sehr sie auch den Sinnen schmeicheln, wenn sie artig zusammen gesetzt, richtig gezeichnet, und gut gemalt sind, so angenehm sie auch die Einbildungskraft beschäftigen, weil das Wunderbare uns überrascht, unterhält und an sich zieht: so sehr erscheinen sie doch als etwas Lächerliches, wenn man sie aufmerksamer und mit Nachdenken betrachtet. Ihr schönes Ansehn wird weniger geachtet, wenn man die unnatürliche Zusammenstellung von Dingen entdeckt, die niemals so bey einander angetroffen werden, die nie eine solche Verbindung haben können. Das Ganze kann sogar bisweilen unangenehme Empfindungen in uns erwecken, weil es mit dem Geschmack, der überall Schicklichkeit und edle Einfalt verlangt, nicht stets übereinstimmt.

Hier wächset ein Stengel aus der Erde, aus welchem Blätter und Bluhmen hervorschießen; die Blätter endigen sich in Schnörkel, in deren Krümmungen bald Menschen, bald Ungeheuer, bald Thiere sitzen; die Bluhmen gehen in die Höhe und es wachsen theils Gefäße oder Schaalen mit Früchten, theils halbe Figuren von Menschen und Thieren aus ihnen hervor, oder es stehen ganze Figuren darauf, auf

auf deren Köpfen allerhand Dinge, bis zu einer bestimmten Höhe, über einander gestellt sind. Dort stehen Gefäße auf Consolen, die unten in Muscheln und Schnörkeln auslaufen, aus welchen Bluhmenkränze und Bluhmenzüge in verschiedenen Krümmungen in die Höhe gehen, in welchen Basreliefs und kleine Landschaften in runden, viereckigen, sechs- oder achteckigen, ovalen, oben und unten zugespitzten Rahmen hängen, und Gruppen von spielenden Kindern angebracht sind. Hier trägt ein Satyr, zwischen dessen Beinen ein Ungeheuer hervor guckt, einen Saal oder einen Tempel von Säulen, in welchem eine oder mehrere Figuren stehen, und auf dem ein paar andere Satyre knieen, die ebenfalls auf ihren Schultern ein Gebäude tragen, auf dessen Dache Bluhmen und Schnörkel wachsen, die sich oben zusammen schließen und einigen Figuren oder Gefäßen zum Fußboden dienen. Dort wächst ein Baum aus der Erde, woran sich ein Thier oder Ungeheuer lehnt, an dessen auf beyden Seiten herausgehenden Zweigen allerhand Fische, Krebse, Frösche und dergleichen hängen, und welcher an den Zweigen, die in der Mitte hinaufgehen, Bilder und Basreliefs trägt. Große Figuren von Menschen, Ungeheuern und Thieren ruhen auf Bluhmen und Bluhmenstengeln, wo kaum ein kleiner Vogel stehen könnte, ohne sie zu zerdrücken; ganze Gebäude und andere Dinge von großem Gewichte hängen an dünnen Faden; Kinder tragen die schwersten Sachen, von denen sie, der Natur nach, zu Boden

würden gedruckt werden; schwache und hohe Säulen unterstützen schwere Dächer; Häuser ruhen auf Bluhmenstengeln; Löwen, Centauren, Seepferde und menschliche Figuren endigen sich in Blätter und Bluhmenstiele. Doch wer kann alle die Ausschweifungen anführen, die kaum so abentheuerlich sich denken lassen, als man sie wirklich gemalt, und in den Bädern des Titus, in Herkulanum, und an andern Orten, vorzüglich aber in Raphaels Logen angebracht findet!

Kaum sollte man glauben, es sey möglich, daß solche Dinge gefallen, daß sie als eine Verzierung angenehme Empfindungen erregen und die Annehmlichkeit des Gegenstandes, an dem sie angebracht sind, vermehren könnten, da sie alle Wahrscheinlichkeit, alle Schicklichkeit, alle edle Einfalt so sehr beleidigen? Man sieht in der ganzen Natur keine solchen Vorstellungen, keine solchen Zusammensetzungen; bringt es also wohl der Kunst Ehre, solche Unmöglichkeiten vorzustellen?

Freylich nicht, wenn sie in Abgeschmacktheit ausarten. Allein soll man sich deswegen der Arabesken nie bedienen, soll man ihren Gebrauch ganz verwerfen, weil er so leicht übertrieben wird? Viele sind zwar dieser Meynung; dürften aber leicht zu weit gehen, dem Geschmack zu enge Gränzen setzen. Die Grotesken haben doch auch ihre vortheilhafte Seite, indem sie geschickt sind, eine angenehme Abwechselung zu verschaffen; sie gewähren durch ihr abentheuerliches Ansehn Ueberraschung und Belustigung;

gung; und da es den Dichtern erlaubt ist, das Abentheuerliche nachzuahmen, Rittergeschichten und Feenmährchen zu erzählen, so kann auch den Malern und Baukünstlern der Gebrauch desselben nicht vorenthalten werden. Man kann sie, wenn ein Genie wie Raphael sie zusammen setzt, mit der regellosen Composition des Ariost vergleichen, die troß den scheinbaren Gründen, womit Home *) und Andere sie tadeln, selbst diesen Kunstrichtern gefällt, ihnen Erstaunen und Bewunderung abzwingt.

Abwechselung ist die Seele des Vergnügens. Ohne Abwechselung wird jedes weitläuftige Kunstwerk gar bald Langeweile erregen. Diese unangenehme Empfindung wird uns überfallen, wenn wir eine Reihe Zimmer erblicken, deren Verzierungen wenig von einander abweichen, die alle nur nach einer gewissen Art und mit Zierrathen, die Aehnlichkeit mit einander haben, ausgeschmückt sind. — Im Gegentheil wollen wir uns eine Reihe Zimmer denken, und in ihrer Mitte einen Saal oder ein großes Zimmer annehmen: wir wollen diesen Saal mit Arabesken verzieren, den Nebenbehältnissen aber eine einfache Verzierung geben, die Seitenwände des einen mit grüner Farbe, des zweyten mit blauer, des dritten mit violetter, des vierten mit gelber, oder irgend einer andern Farbe anlegen, in dem einen die Wände glatt lassen und sie rings herum mit artigen Einfassungen versehen, in dem andern verschiedene Fel-

*) Grundsätze der Kritik 1ster Band S. 436.

der an den Wänden anbringen, die leer gelassen, oder mit Bildern verziert werden können; so wird eine solche Anordnung die schönste Mannichfaltigkeit und Abwechselung hervorbringen, der Saal mit Arabesken wird gegen die andern einfach verzierten Zimmer angenehm abstechen, so wie diese Zimmer gegen den Saal, und das Ganze wird sowohl die Bewohner, als auch alle, die es sehen, immer mit Vergnügen erfüllen.

Um aber bey der Anwendung der Arabesken nicht in jene seltsame und tadelnswerthe Ausschweifung zu verfallen, so muß hierbey sehr viele Behutsamkeit beobachtet werden. Ich will daher versuchen einige Regeln vorzuschlagen, welche die Arabesken mit Vorsicht und so gebrauchen lehren, daß sie dem guten Geschmacke nicht zuwider sind.

Ihre Zusammensetzung sey einfach. Man stelle nicht zu viele Dinge in einem Felde, in einer Leiste, oder wo nur Arabesken angebracht sind, auf einmal zusammen; man nehme nur wenige, und lasse diese auf eine angenehme und mannichfaltige Art unter einander abwechseln. Eine überhäufte Zusammensetzung von Basreliefs, Thieren, Menschen, Kräutern, Bildern und andern Sachen, wenn sie auch nach einer gewissen Ordnung gestellt sind, macht dennoch Verwirrung, wegen der großen Menge; man kann sie nicht mit einem Mahle und als ein Ganzes übersehen, das Auge irret umher, verliert sich in den vielen Dingen und

weiß

weiß nicht, worauf es ruhen soll. Verschiedene Bluhmen in Kränzen, in Gehängen, in Sträussern, einige Bänder, Blätter, Stiele, die sich in Schnörkel endigen, werden eine artige Verzierung abgeben. Aus einer Vase lasse man einen Weinstock in die Höhe wachsen, um welchen Epheu, Winden, oder andere laufende Pflanzen sich hinanschlängeln; und die Weinblätter, die Trauben, die Auslaufer, die Blüthen und Blätter der Winden können viele Abwechselung hervorbringen. Auch ein langer Rohrstab, mit seinen Blättern und den Saamenkolben, von wildem Weine oder Hopfen umschlungen, wird sich gut ausnehmen.

Ihre Zusammensetzung sey schicklich. Man vernachläßige die Wahrscheinlichkeit nicht, man wähle solche Dinge, die ihrer Natur nach mit einander verbunden werden können, Dinge, die in der Natur wirklich vorhanden sind. Eine schwache Pflanze kann keine Menschen und große Thiere tragen, ein Baumast kein Haus; aus Bluhmenkelchen wachsen weder Thiere noch Gefäße hervor; Raubthiere leben niemals mit andern Thieren friedfertig beysammen; Kinder können keine ungeheuern Lasten unterstützen. Man nehme Menschen und Thiere, wenn man ja will, zu diesen Verzierungen; allein man beobachte nur die Schicklichkeit dabey. Kinder, in einer Gruppe, können ein Gefäß mit Bluhmen tragen, oder um dasselbe versammelt seyn und spielen; Genii können, als leichte Geschöpfe, sich

in Bluhmenkränzen schaukeln; Vögel können auf den Aesten eines Baumes, schöne Insekten auf Blättern sitzen, oder umher fliegen.

Ihre Zusammensetzung sey edel. Schlangen, Frösche, Eyderen, Drachen, Kröten und dergleichen erregen Ekel, und durch sie werden die Verzierungen, die mit solchen Thieren vermischt sind, Widerwillen statt Vergnügen erregen. Auch vermelde man Dinge, welche Furcht erwecken, als Ungeheuer, und Dinge, die einzustürzen drohen, als Männer, die ein großes Felsenstück tragen, auf welchen noch viele andere Sachen aufgebauet sind, oder Gebäude und Dächer, die auf dünnen dem Rohre ähnlichen Säulen ruhen.

Ihre Malerey sey leicht und fleißig. Daß die Grotesken gut gezeichnet seyn müssen, braucht wohl nicht erst erinnert zu werden; ihre Malerey aber erfordert eine gewisse Leichtigkeit der Hand und vielen Fleiß. Sie müssen bestimmt, scharf und ausgeführt gemalt werden, wenn sie angenehm in die Augen fallen sollen, doch so, daß man ihnen niemals einen ängstlichen Fleiß ansieht. Dieses erlernt der Künstler nicht anders, als durch Uebung, welche ihm die Hand leicht und frey macht, daß er ohne viele Mühe, ohne Zirkel und ängstliche Vorzeichnung die Bluhmenzüge und die verschiedenen Schnörkel malen kann. Nur eine solche leichte und fleißige Ausführung verschafft den Werken dieser

Art

Art Annehmlichkeit und Reiz; und hierin war Nanni von Udine ein großer Meister. Die Art, wie die Grotesken bey uns gemeiniglich gemalt werden, kann ihnen freylich nur selten den Beyfall eines Kenners verschaffen, da sie, wann auch die Zusammensetzung artig und die Malerey fleißig und mit angenehmen Farben ausgeführt ist, deswegen wenig reizendes haben können, weil sie unsere Künstler auf einen schlechten Grund, nämlich auf Leinwand-Tapeten, Papier-Tapeten, oder auf den rauhen Kalk malen. Wenn die Arabesken vollkommen gut gemacht sind, so muß auch ein Mann von Geschmack von ihnen überrascht werden, so daß er, wenn sie auch zu bunt gemalt und in ihrer Zusammensetzung zu abentheuerlich sind, dennoch bey der ersten Betrachtung derselben ein gewisses Vergnügen empfindet, welches er sich selbst nicht erklären kann. Eine solche Wirkung thun die Arabesken in den Zimmern der alten Römer, und die Arabesken, welche Nanni gemalt hat. Hiervon ist, außer der feinen und fleißigen Malerey, vorzüglich der Grund, worauf sie gemalt wurden, die Ursache, welcher den Farben einen Glanz giebt, der sie ausserordentlich angenehm und reizend macht. Vitruv *ii*) hat uns eine Beschreibung von der Zuberei-

ii) de Architect. Lib. VII. Cap. III. wo er zwar nicht von der Malerey der Arabesken redet, überhaupt aber beschreibt, wie eine Mauer gegründet werden muß, wenn die Malerey sich gut darauf ausnehmen soll.

reitung dieses Grundes hinterlassen, die ich hier anführen will, um unsere Künstler, die den Vitruv im lateinischen nicht lesen können, damit bekannt zu machen. Zuerst wird die Mauer oder Wand mit einer Schicht von gewöhnlichen Kalk beworfen, und ehe diese Schicht trocknet, eine andere von eben solchem Kalk darauf getragen, welches man zum dritten Mahle wiederholt, ehe die zweyte Schicht getrocknet ist. Hierauf muß die Wand mit drey verschiedenen Schichten feinen Kalks, unter welchen Staub von weißer Marmor gemischt ist, auf eben die Art übertünchet werden, daß man die obere Schicht aufträgt, ehe die untere völlig trocken geworden ist. Bey der ersten Schicht wird der Kalk mit grob gestossenem Marmor gemischt, und diese Materie so lange unter einander gearbeitet, bis er so zach wird, daß nichts an der Mauerkelle hängen bleibt, wenn man sie heraus zieht. Bey der zweyten Schicht wird etwas feinerer Marmor unter den Kalk gethan, und die Wand mit dem Streichholze so lange gerieben, bis sie ganz geglättet ist. Bey der dritten Schicht wird der feinste Marmor gebraucht. In den Gegenden, wo der Marmor selten ist, kann man an dessen Statt Gips nehmen, welcher der Wand auch ein sehr weißes und glänzendes Ansehn giebt. Auf die dritte Schicht, welche ganz glatt seyn und so aussehn muß, wie ein matt geschliffener Marmor, werden die Arabesken gemalt, wenn der Kalk noch feucht ist. Durch die Glätte der Wand erhalten

die

die Farben ein glänzendes Ansehn, und dadurch, daß sie auf den feuchten Kalk aufgetragen werden, eine immerwährende Dauer. Diese dreymal über einander gesetzten Schichten von Kalk und von Stucc machen den Ueberzug der Wände so fest, daß er niemals Risse noch Flecke bekommen kann. Dieses beweisen, setzt Vitruv hinzu, die Wände der Griechen, von denen man den Ueberzug abnimmt, und Tischblätter daraus verfertigt. Auch in den zu Herkulanum und Pompeji entdeckten Gebäuden der Alten war der Ueberzug der Wände so fest, daß er durch Hülfe einer Säge, ohne Schaden von der Mauer konnte getrennt werden.

Ihre Malerey sey nicht zu bunt. Zu vielerley und zu verschiedene bunte Farben neben einander verursachen eben so eine Verwirrung, als viele ohne Ordnung gestellte Dinge, weil das Auge keinen Ruhepunkt findet. Uebrigens macht das viele Bunte und Flimmernde dem Auge eine unangenehme Empfindung. Man male die Arabesken entweder aus einer Farbe; oder, wenn mehrere dabey gebraucht, und die Blumen, die Früchte, die Blätter und andere Dinge, nach ihren natürlichen Farben sollen gemalet werden, so trage man diese Farben blaß und klar auf, und setze solche neben einander, die nicht zu sehr von einander abstechen und nicht zu schreyend sind. Besonders gebe man den Feldern, Füllungen und Streifen, worein Grotesken gemalt werden, oder den Feldern, zu deren

deren Einfassung sie dienen, eine blaße, helle und angenehme Farbe.

Man bringe die Arabesken an schicklichen Orten an. Diese Verzierung fällt in das Abentheuerliche und dient zur Belustigung, sie schickt sich daher nicht an Orte, die dem Ernst, der Andacht, der feyerlichen Pracht geweihet sind, die einen großen und erhabenen Charakter haben. In einer Kirche, wo Andacht und Heiligkeit, in großen Sälen, die zur Versammlung des Volkes oder der Edelsten im Volke bestimmt sind, wo Ernst und Feyerlichkeit herrschen muß, würden Grotesken die Gedanken der Anwesenden zerstreuen, und von der Andacht, von dem Ernste, den jene Orte einflößen sollen, leicht abziehen, oder wenigstens die Stimmung stören können, in welche uns jene Orte versetzen sollen. Wo aber ein leichter gefälliger und fröhlicher Charakter herrscht, als in Gallerien, in Landhäusern und Kabinetten, in Tanz- Musik- und Speisesälen, da sind die Arabesken schicklich angebracht. Diese Orte sind zum Vergnügen bestimmt; daher müssen auch ihre Verzierungen diesem Charakter entsprechen, sie müssen lustig und angenehm seyn, damit auch sie zu dem Vergnügen und zur Unterhaltung derer etwas beytragen, die in einem solchen Zimmer sich aufhalten, oder bey einem Tanze, bey einem Concerte, oder irgend einer andern fröhlichen Gesellschaft gegenwärtig sind. Es ist auch unschicklich,

lich, die ganzen Wände, alle Felder, alle Einfassungen derselben mit Arabesken zu besetzen, weil es zu voll und zu überhäuft ausfallen würde. Wenn in den Feldern oder Füllungen Arabesken angebracht sind, so ist es besser sie in den Einfassungen der Felder, oder an den Streifen zwischen denselben wegzulassen: wenn hingegen diese mit Grotesken verziert sind, so wird sich das Ganze besser ausnehmen, wenn die Füllungen nichts von diesen Zierrathen haben, sondern leer und nur mit einer angenehmen Farbe bemalt sind. „Auch glaube ich," sagt ein Kenner der Kunst, *kk*) „daß man „sich hüten muß, das Wahre mit dem blos Con„ventionellen in eine ungeschickte Verbindung zu se„tzen. Säulen in einem Zimmer, dessen Wände „mit Laubwerk bedeckt sind, oder ein Plafond, das „eine historische Handlung in Lebensgröße vorstellet, „über Wänden, an denen sich Arabesken hinauf„schlängeln, bringen allemal einen beleidigenden „Uebelstand hervor."

Wenn daher bey der Verzierung der Zimmer Grotesken und Arabesken gebraucht werden sollen, so verfahre man allezeit mit Ueberlegung und Nachdenken dabey. Man gebe ihnen Mannichfaltigkeit bey einer einfachen, wahrscheinlichen und natürlichen Verbindung, bey Vermeidung solcher Dinge, die einen

kk) W. B. v. Ramdohr, über Malerey und Bildhauerkunst in Rom, 1ster Theil, S. 131.

einen Widerwillen, eine Aengstlichkeit erregen können; man gebe ihnen Schicklichkeit in Rücksicht des Ortes, wo sie angebracht sind, und Uebereinstimmung mit dem Charakter desselben; man gebe ihnen Leichtigkeit und Fleiß bey ihrer Behandlung, abwechselnde, aber nicht zu bunte und schreyende Farben bey ihrer Malerey. Und so, glaube ich, werden diese Verzierungen dem wahren Schönen und dem guten Geschmacke nicht widersprechen; so können sie bey den Werken der Baukunst mit Vortheil angebracht werden, da sie so vielen Reiz besitzen, der den Sinnen und der Einbildungskraft, durch das Ueberraschende und Abentheuerliche, das ihnen eigen ist, schmeichelt, und da sie eine so sehr angenehme Abwechselung und fröhliche Unterhaltung gewähren.

Sz.

H. Ge-

II.

Gedichte von Friedrich Wilhelm Gotter. Gotha, bey Ettinger. Erster Band. 1787. 468 Seiten in 8.

Ein Jüngling von empfänglicher Seele und gefühlvollem Herzen gefällt sich gemeiniglich nirgends besser, als in dem Umgange mit den Musen. Gestimmt für die Schönheiten der Natur und für alle Freuden des Lebens, frey von den drückenden Pflichten und Geschäften des reifern Alters, unbekannt mit dem wahren Berufe des Dichters und eigensinnigen Vorschriften der Kritik, zu wenig endlich mit den schon vorhandenen Meisterstücken der Poesie und dem Geschmacke des Publikums vertraut, findet er überall eine Auffoderung zum Gesang, und unterläßt ungern, sie zu benutzen. Alles um ihn her malt sich ihm in dem täuschendsten Lichte. Der Gipfel des Parnasses dünkt ihn so nah, der Weg dahin so leicht und bequem, und der für ihn bestimmte Lorbeer so unversteckt, daß er ihn in der Ferne bereits zu entdecken glaubt. Nichts als eine kleine Beharrlichkeit scheint erforderlich, um das edelste aller Kleinode zu gewinnen. Doch nicht lange, so verschwinden diese üppigen Träume der Phantasie in eben dem Maaße, in welchem der

Kreis seiner Kenntnisse und Erfahrungen sich erweitert. Die Muse, deren Eroberung dem Jüngling nicht schwerer vorkam, als der Triumph über ein flatterhaftes, junges Mädchen, verwandelt sich, sobald er öffentlich an ihrer Seite zu erscheinen wagt, in eine ernste Schöne, die, weit entfernt, Schmeicheley durch Schmeicheley zu erwiedern, mit ihren kleinsten Gunstbezeugungen kargt, und alle Zudringlichkeiten spröde zurückweist. Ohne Gleichniß! Der Dichter, der auf allgemeinen Beyfall gerechnet, und ihn so leicht einzuärnten gehofft hatte, sieht sich in seinen Erwartungen betrogen. Der Leser empfängt ihn kaltsinnig, oder verächtlich, und wenn er irgendwo eine Aufnahme findet, so ist es in Häusern und bey Leuten, deren Lob und Freundschaft nicht ehrt. Wie sehr befremdet ihn ein so unvermuthetes Schicksal! Wie geneigt wird er, die Ursachen hiervon in Partheylichkeit und verkehrten Urtheilen zu suchen! Aber das Publikum ist zu zahlreich, als daß es so leicht auf Einen Ton gestimmt werden könnte, und, wenigstens einzelne Glieder desselben, zu scharfsichtig, um das Schöne ganz zu verkennen. Woher denn diese wechselseitige Anklagen, dieser Unwille des Dichters gegen den Leser, diese Unzufriedenheit des Publikums mit dem Dichter?

Einmal wohl und zunächst aus dem verschiedenem Standpunkte, den Beyde nehmen. Der Dichter richtet niemals über sich selbst, ohne allen den mannichfaltigen Fleiß, den er seinen Arbeiten schenkte, alle die Schwierigkeiten, die er über-

aberwand, (und wahrlich oft sind diese bey der Erzeugung mittelmäßiger Produkte am größten,) zugleich in Anschlag zu bringen. Je mehr Anstrengung ihm ein Werk kostete, und je inniger er diese Anstrengung fühlt, für desto vortreflicher hielt er das Werk selber und für desto unverkennbarer sein Verdienst. Von diesem Maaßstabe ahndet der Leser nichts. Eine Zusammensetzung, die der Dichter, weil er sie mühsam erfand, groß und durchdacht nennt, ist ihm klein und übel verbunden, eine Auflösung, die jener für ungezwungen und leicht ausgiebt, däucht ihm studirt und gekünstelt, und Versen, die eine wiederholte Feile erfuhren, gesteht er vielleicht das Lob des Fleißes, aber noch lange nicht den Zauber der Harmonie und der Sprache zu. Kalt geht er oft vor Stellen vorüber, zu denen der Dichter, der sich ihrer Veränderungen bewußt ist, mit immer neuer Theilnahme zurückkehrt, und flüchtig übersieht er Gleichnisse und Bilder, die Studium genug verrathen, aber desto weniger durch Interesse und Wärme fesseln. Man verstehe uns doch nicht unrecht. Es fehlt viel, daß wir Fleiß und Feile verdammen, oder uns einbilden, ein Gedicht könne, ohne weitere Nachhülfe, so vollkommen aus der Feder seines Schöpfers hervorgehen, wie Minerva aus Jupiters Haupte. Dichter, denen ihre Geburten so leicht ankommen, dürfen sich gar nicht wundern, wenn der Leser sie unbemerkt läßt, oder haben wenigstens kein gegründetes Recht, sich über seine Unempfindlichkeit zu beschweren. Nein, von denenjenigen ist die Rede, die sich ernstlichst

am den Lorbeer Apolls bemühen, und doch des Wunsches, hervorgezogen zu werden, sich nicht gewährt sehen; die mit Eifer nach jener Vollkommenheit streben, die das Werk des Nachdenkens und der Geduld ist, und sie erreichen, ohne deshalb das Herz zu erquicken und die Phantasie zu erwärmen, die der Kunstrichter nicht tadeln und nicht loben, nicht verachten und nicht empfehlen kann, die zu gut sind, um sie den Mittelmäßigen, einer seit Horazens Zeiten so verrufenen Dichterklasse, zuzugesellen, und nicht vortreflich genug, um einen höhern Platz einzunehmen. Auf sie allein möchten wir die Bemerkung über die Mißhelligkeit, die zwischen ihrem eigenen und dem Urtheile des Lesers obwaltet, angewandt wissen, nicht auf ihre unwürdigen Brüder im Apoll, die kaum auf Schonung, geschweige auf Gerechtigkeit Ansprüche machen dürfen.

Eine andre Ursache, warum Dichter und Publikum so selten einerley Sinnes sind, liegt in der Schwierigkeit, sich neue Aussichten im Reiche der Poesie zu eröffnen. Wenn manche Wissenschaften, wie z. B. Erdkunde und Naturgeschichte, mit jedem Menschenalter an Umfang gewinnen, wenn Physik und Astronomie durch Versuche und Entdeckungen ihr Gebiet unaufhörlich erweitern, wenn insbesondere die Philosophie, sowohl durch sich, als vermöge ihrer Verbindung mit allen Zweigen des menschlichen Wissens, ihre Besitzungen täglich mehrt, so übersieht der Dichter im Gegentheil seine Materialien, schon seit Jahrhunderten, ziemlich vollständig, und erwartet einen merklichen Zuwachs

wachs vergebens. Selbst der Mensch, für ihn noch immer die reichhaltigste Fundgrube unter allen, bietet der dichterischen Behandlung so viele unbenutzte Verhältnisse und Seiten nicht dar, als es beym ersten Anblicke scheint. Der Philosoph kann ihn noch lange zergliedern, noch lange Untersuchungen über sein geistiges Princip und die Kräfte und Wirkungen desselben anstellen, ohne sagen zu dürfen, daß er die Grenzen des hier zu entdeckenden Landes kenne. Aber der Mensch, wie ihn der Dichter braucht, der affektvolle, handelnde Mensch, liegt vor ihm. Haß und Liebe, Furcht und Hoffnung, Wuth und Reue, Eifersucht und Verzweiflung — welche Leidenschaft wäre noch nicht geschildert, welcher Charakter noch nicht erfunden? Es ist wahr, ein scharfes, geübtes Auge, ein Geist, den kein Vorurtheil blendet und verjährte Meynungen nicht verführen, sieht und empfindet, wo Tausende nichts sehen, nichts ahnden. Kann er den poetischen Stoff selbst nicht mehren, so versucht er es, dem vorhandenen eine schönre Form, eine gefälligere Bildung zu geben; und bedarf es oft etwas anders, um neu und interessant zu werden? Vom Homer bis zum Tasso, und von ihm bis zum Oberon — gewiß keine kleine Anzahl epischer Gedichte, und wie originell jedes (es versteht sich, daß hier gleichwohl nur von den vorzüglichern die Rede ist,) in Absicht auf Anlage, Ausführung und Manier! Milton und Klopstock, Ariost und Wieland — wie viel Aehnlichkeit in den Gegenständen, und wie viel Verschiedenheit in Situationen, Gemälden und

Charakteren! Freylich aber ist Neuheit von Seiten der Form, nach so vielen gelungenen Versuchen, ebenfalls nicht die leichteste Sache mehr, und hierin glücklich seyn das untrüglichste Kennzeichen von Genie. Was Wunder, wenn die spätern Gedichte für den Leser selten mehr sind, als versteckte Copieen früherer Werke, oder doch jenen lebendigen Geist nicht athmen, der in den frühern Produkten des Witzes weht? Kann der Dichter Vergleichungen mißbilligen, die sich oft unwillkührlich genug aufdrängen, oder Männern von Geschmack zumuthen, daß sie, um einzelner Stellen und um kleiner Schönheiten willen, einer übrigens kalten Composition ihren Beyfall schenken und tausend Unvollkommenheiten und Schwächen verzeihen sollen?

Ueber alles endlich täuscht die Erwartungen der meisten Dichter ein Umstand, der in dem jedesmaligen Fortgang der Litteratur unvermeidlich gegründet ist, wir meynen, der nach und nach erwachende Hang zur Speculation und zu gründlichen Wissenschaften und tiefsinnigen Untersuchungen. Wie die Geschichte einzelner Menschen in Rücksicht der Stimmung und Entwickelung ihres Geschmacks, so überhaupt der Gang und die Richtung des Publikums. Nur in den frühern Jahren seines Lebens freut sich der Knabe der Mährchen und Erzählungen der Tausend und Einen Nacht. Wenn er aber nicht mit der Anlage, ewig Knabe zu bleiben, zur Welt kam, so vergißt er allmählig des leichten Tandes. An die Stelle der Fabeln treten Schauspiele und Romane, und beyde weichen zuletzt der

lehr-

lehrreichern Geschichte und den ernstern Beschäftigungen des Mannes. Gerade so die Umwandlung des Publikums. Aus Ursachen, die man mehrmals erörtert hat, bildet sich die Poesie bey einem Volke, dessen Litteratur noch nicht gegründet ist, ungleich schneller, als der prosaische Vortrag. Diese ihre frühere Vollkommenheit, verbunden mit dem Reize der Neuheit, erwerben dem Dichter eine Menge Bewunderer und Verehrer. Man liest und liest sich nicht satt, man lobt und wird des Lobes nicht müde. Doch nicht lange, so vermindert sich dieser Eifer in eben dem Verhältnisse, in welchem, wie es zu gehen pflegt, die Zahl der mittelmäßigen Dichter zunimmt, die Prosa an Bestimmtheit, Deutlichkeit und Klarheit gewinnt, und die Wissenschaften, im strengern Sinne des Wortes, ihre Bearbeiter finden. Die flüchtigen Vergnügungen der Einbildungskraft stehen den dauernden und nahrhaftern des Verstandes nach, der Enthusiasmus für die Dichtkunst wird schwächer, und der Dichter für öffentlichen Beyfall — nicht kälter. Mit der Hoffnung, Dank und Bewunderung einzuärnten, erscheint er im Publikum, und alles schweigt. Ist es befremdend, wenn er überall Neid und Verschwörung ahndet, und seine gleichgültige Aufnahme einer ungerechten Partheylichkeit beymißt?

Was wir hier im Allgemeinen über das Schicksal der Poesie gesagt haben, findet vielleicht seine Anwendung nirgends eigentlicher, als in der sogenannten leichtern Gattung. Wer getraut sich nicht, ein Lied, oder eine Epistel zu dichten, und der wie

vielste kennt die Mühe, die das kleinste Lied, die kleinste Epistel, wenn ihre Dauer nicht von ephemerischer Art seyn soll, kosten? Was die bessern unter unsern neuesten Dichtern, (man vergleiche die Urtheile über ihre Produkte,) sich erwerben, ist, wenn man hie und da ein glückliches Bild oder Gleichniß abrechnet, Richtigkeit der Sprache, gefällige Versification, und eine gewisse Runde im Ausdruck; allerdings schätzbare Eigenschaften und, wie wir gern glauben wollen, oft das Werk eines anhaltenden Fleißes und eines mühsamen Studiums: aber wahrlich lange noch nicht wichtig genug, um die Augen eines, an dergleichen Schönheiten gewöhnten Publikums auf sich zu ziehn, geschweige denn Männer, die Gedichte nicht blos um des Zeitvertreibs willen lesen, zu fesseln. Nein, es ist nur zu gewiß, daß man eine Menge von jenen Tugenden, die den leichtern Dichtern unentbehrlich sind, in sich vereinigen, daß man Gefühl für den Bau der poetischen Periode, ein Ohr für den Wohlklang, und Sinn für die Feinheit des Ausdrucks haben, und gleichwohl von dem Besitz einer Vollkommenheit, ohne welche jeder andre Zauber seine Wirkung, wenigstens auf den denkenden Kopf, verfehlt, ohne welche das niedlichste Lied, die süßeste Elegie, die launigste Epistel nichts für ihn sind, als artige Tändeleyen, noch weit entfernt seyn kann.

Brauchen wir es zu sagen, wovon hier die Rede ist? Von nichts anderm, als von der, den meisten Dichtern so fremden und doch Allen zu empfehlenden Kunst, sich solcher Gegenstände zu bemäch-

mächtigen, die dem Verstand und Herzen gleich nahe liegen, welche die Einbildungskraft nicht blos einige Augenblicke auf eine angenehme Weise beschäftigen, und dann verschwinden, sondern die einen bleibenden Eindruck in der Seele zurücklassen, und in das Leben selbst übergehn. Der Kreis der Empfindung ist enge, und viele haben ihn bereits durchlaufen. Die Freuden des Weins, das Glück der Freundschaft, die Schmerzen und die Seligkeiten der Liebe sind unserm Hagedorn und Uz so oft und vielfältig nachgesungen und nachgeklimpert worden, daß man diesen Tönen kaum noch ein Ohr leihen mag; aber der Kreis der Philosophie ist groß und ausgedehnt, und innerhalb seinem Bezirke so manche Gegend, die wohl werth ist, daß der Dichter betrachtend auf ihr ruhe und ihr Pinsel und Farbe weihe. Man sage ja nicht, daß wir auch an solchen Versuchen nicht arm sind. Wir kennen die kleinern philosophischen Gedichte der Deutschen so ziemlich. Gewisse allgemeine Grundsätze und Maximen, die jede Einkleidung gefällig annehmen, gewisse Betrachtungen über die Natur des Vergnügens, den Genuß des Glücks und die Zufriedenheit und Ruhe des Herzens, sind, seitdem sie sich durch Horazen das Bürgerrecht in dem poetischen Cyklus erworben haben, von Mehrern ausgehoben und in Umlauf gebracht worden. Allein Rechts und Links liegt eine beträchtliche Anzahl eben so großer und reichhaltiger Ideen, Stoff, dem nichts fehlt, als eine geübte Hand, um Gestalt und Form zu gewinnen. Noch giebts viele Gegenstände der ernsten

Weisheit, die der dichterischen Darstellung gewiß nicht ungeschmeidig und spröde widerstreben würden, viele Thorheiten unsers Zeitalters, an denen sich der Spott des Satyrs versuchen, viele, aus individuellen Lagen und Verhältnissen entspringende, Neigungen und Veränderungen des menschlichen Herzens, welche der beobachtende Dichter benutzen könnte. Wenn dergleichen Ideen unausgeführt bleiben, so geschieht es fürwahr nicht, weil sie die Mühe des Bildners weniger, als andre, belohnen, so geschieht es, weil ihre dichterische Seite nicht Jedem sogleich ins Auge springt, und Umbilden und Erneuen leichter ist, als Selbstschaffen und Beleben.

Wirklich halten wir dieß für die zwey hauptsächlichsten Ursachen, warum unsre Dichter immer zu denselben Gegenständen zurückkehren. Die meisten von ihnen schöpfen offenbar nicht aus dem Vorrath ihrer eigenen, in dem Umgange mit der Welt und unter Menschen erworbenen, Kenntnisse und Erfahrungen, sondern aus dem Schatze ihrer Lektüre. Was sie uns mittheilen, sind nicht die Resultate von Untersuchungen und Beobachtungen, die sich ihnen auf ihrem Wege durchs Leben darboten, die sie selbst auffaßten, selbst ordneten; es sind mehr oder weniger versteckte Nachahmungen, mehr oder weniger sichtbare Copieen fremder Darstellungen und Erfindungen, die sich von den Originalen höchstens durch ein frischeres Colorit unterscheiden. Wir finden vielleicht Gelegenheit, manche einzelne Gemälde und Bilder, manche einzelne Züge und Wendungen zu bewundern, aber der Reichthum unsrer

Ideen

Ideen selber vermehrt sich nicht, und die Seele kann nichts zu künftigem Gebrauche zurück legen. Es fehlt diesen Dichtern an einem glücklichen Blick für das Wesentliche und Eigenthümliche der Gegenstände. Sie nehmen alle Eindrücke willig auf, ohne von einem auszeichnend gerührt zu werden. — Von einer andern Klasse gilt gerade das Gegentheil. Mit philosophischem Auge schauen sie um sich und bemerken das Hervorstechende und Neue eben so leicht als schnell. Schöne Aussichten öffnen sich ihnen, wohin sie blicken, und poetische Gestalten schweben in Menge um sie herum: allein sie vermögen nicht, diese unbestimmten Bilder mit Körper und Gewand zu bekleiden und ihnen Athem und Lebenskraft einzuhauchen. Indem sie sich ihrer bemächtigen wollen, zerflattern sie, oder gewinnen wenigstens nicht jenen sanften gefälligen Umriß, noch jene Grazie und Harmonie, ohne welche ein schönes Werk, dieses Namens würdig zu seyn, aufhört. Dichter der leichtern Gattung sind vor vielen andern in dem Fall, diese Erfahrung zu machen. Je weniger die Gegenstände, die sie behandeln, außerhalb der Sphäre des gewöhnlichen Lebens liegen, und je geringer daher ihr poetischer Gehalt oft an sich ist, desto mehr erwarten sie von einer sorgfältigen Pflege und Ausschmückung, desto gewisser verfehlen sie ihre Wirkung, wenn man sie von dieser Seite vernachläßigt.

Leser, die Hrn. Gotters Gedichte kennen, (und wir hoffen dieß von allen Freunden und Freundinnen der deutschen Muse,) haben die Absicht die-

ser

ser Ausschweifung unstreitig schon längst errathen. Wenn es uns blos darum zu thun wäre, einige allgemeine Eigenschaften unsers Dichters, die Feinheit seiner Empfindungen, die Geschmeidigkeit seines Ausdrucks, und die Lieblichkeit seines Versbaues zu preisen, oder alte und neue Lesarten zu vergleichen, so stünde freylich nichts so sehr am unrechten Orte, als diese Einleitung. Was aber hätten wir dann gesagt, das nicht eben so gut von zehn andern Sammlungen gesagt werden könnte, und von dieser bis zum Ueberdruß bereits gesagt worden ist? Uns dünkt, man erweist einem großen Dichter keine besondre Ehre und seinen Lesern einen schlechten Dienst, wenn man nur solche Vorzüge an ihnen zu rühmen weiß, die weder seine Werke charakterisiren, noch ihn von andern oft mittelmäßigen Zunftgenossen, auf eine unterscheidende Weise auszeichnen. Ramlers tönende Sprache und Geßners zärtlicher Numerus dürften freylich in einer Schilderung ihres dichterischen Charakters nicht übergangen, aber immer erst, nach Entwickelung und Schätzung ihrer höhern Verdienste, genannt werden. Und sollten wir uns wohl irren, wenn wir, bey der Beurtheilung eines, an so vielen Schönheiten reichen, Dichters, nach diesem Gesetz verfahren? Seine Wahrheit und seine Wärme, seine Gewandheit in den Fesseln des Reims, und sein unermüdetes Streben nach Vollendung, seine reine Sprache und sein glückliches Colorit — wir sind weit entfernt so unverkennbaren Tugenden ihren Werth abzusprechen, oder sie für Vollkommenheiten

vom

vom letzten Range zu halten: allein verzeihen wird man uns hoffentlich, wenn wir sie nicht von neuem bewundern, und dafür einen andern, weniger bemerkten, Gesichtspunkt ins Auge fassen; vielleicht, daß wir zugleich unsre oben geäußerte Meynung über dichterische Erfindung und Darstellung bestätigen und durch ein beweisendes Beyspiel aufklären.

Daß Hr. Gotter einer der anziehendsten Dichter und dieß für jeden Stand und für jedes Geschlecht und Alter sey, ist eine Bemerkung, die schon anderwärts gemacht worden ist, und sich Jedem von selbst darbiethet. Das aber dürfte, weder sogleich, noch Allen einleuchten, worauf sich dieses allgemeine Interesse an seinen Gedichten gründe. Immerhin mag ein Theil des eingeärnteten Lobes auf die Rechnung einiger Romanzen und muntern Lieder kommen; es ist derjenige, dessen er leicht entrathen kann, so lange das einsichtsvollere Publikum noch nicht müde wird, seine ernsthaften Stücke mit immer neuem Vergnügen zu lesen. Sie, die ihren Beyfall nicht dem wandelbaren Reitze der Neuheit, noch einer annehmlichen Melodie, sondern höhern und wesentlichern Tugenden danken, sie, die zu allen Zeiten, und nachdem die scherzhaften Stücke ihre Wirkung vielleicht verloren haben, immer noch gleich stark interessiren werden, sind hier allein, oder doch hauptsächlich gemeynt.

Wenn es wahr ist, daß jede Schilderung und Idee, und folglich auch jede poetische Darstellung, uns um so stärker fesselt, je lebhafter sie uns an uns selbst erinnert, d. h. je deutlicher sie uns unsre

eigne

eigne Grundsätze und Erfahrungen vorhält und selbige entwickelt, berichtiget und erweitert, so muß dieß wohl ganz eigentlich von Gedichten gelten, die größtentheils entweder die moralische Seite des Menschen und sein Verhältniß gegen die Welt treffen, oder den Gang der menschlichen Leidenschaften und Empfindungen verfolgen, und die mannichfaltigen Aeußerungen beyder uns in einem eben so treuen, als anschaulichen Gemälde vor Augen legen. Es ist nicht Vorliebe für diese Sammlung, es ist ein Gefühl, das sich uns bey der Vergleichung der Ebertschen Episteln mit den vor uns liegenden von selbst aufdrängte, wenn wir behaupten, der Grund, warum man sich von jenen so leicht und von diesen so schwer trennt, liege hauptsächlich darin, daß in den erstern zwar oft der Dichter den Dichter, desto seltner aber der Mensch den Menschen erkenne und wieder finde. Der Genuß, den uns Hr. Ebert gewährt, (wir schreiben dieß übrigens, ohne seine andern unläugbaren und auch in dieser Bibliothek anerkannten Verdienste durch diese Nebeneinanderstellung schmälern oder herabsetzen zu wollen,) ist vorübereilend und flüchtig. Seine Diktion, seine Gelehrsamkeit und viele glückliche Wendungen — alles dieß ergötzt, wenn man ihn mit einem für Dichterschönheiten gebildeten Geiste liest, und nöthigt den Kunstverständigen zu gerechtem Beyfall. Allein die Saite des Gefühls tönt ihm nur selten wieder, und die durch ihn erweckten Ideen finden in dem Ideenreichthume des Lesers, der, statt des Kennerblicks, nichts als ein offnes Herz und hellen

Ver-

Verstand mitbringt, nur wenige, die sich ihnen anschließen. Er sucht Berührungspunkte und sucht vergebens, er wünscht Beziehung auf das System seiner Kenntnisse und Neigungen, und findet keine. In Hrn. Gotters Gedichten bemerkt jeder denkende, fühlende Mensch eine Uebereinstimmung mit den Bildern, die ihm der Dichter, und denen, die ihm seine eigne Beobachtung und Erfahrung, vorhält. Sind sie nicht genaue Abdrücke der in ihm ruhenden Empfindungen und Begriffe, so stehen sie wenigstens mit ihnen in einem nahen oder entfernten Verhältnisse, so stellen sie ihm wenigstens eine noch nicht deutlich gedachte Wahrheit heller und entwickelter dar, so gewähren sie ihm wenigstens manche neue Aufschlüsse über die geheimen Triebe und innern Veränderungen seiner Seele. Ueberall sehen wir das Gemälde unsres Zeitalters und Volkes, überall den Gang unsres eignen Lebens, überall unsre Denkungsart, Sitten, Handlungen. Der Dichter hat, was wir bis itzt zerstreut und unvollständig wahrnahmen, aufgefaßt und in ein Ganzes verbunden, das um desto kräftiger wirkt, je mehr er die Kunst verstand, die einzelnen Züge rein und von allem fremden Zusatz abgesondert zusammenzustellen. Die einzige Epistel die Flucht der Jugend! wer kann sie lesen, ohne die Geschichte seines Herzens, der eine mehr, der andre weniger, in ihr zu finden? wer vor einer Schilderung, wie folgende, vorübergehn, ohne sich zu erkennen?

Der

Der Schmetterling, der bald zur Rose,
Bald zum bescheidnen Veilchen flog,
Bald selbst aus Krokus Nektar sog,
(O, traurige Metamorphose!)
Jetzt irrt er, kalt und freudenleer,
Im schönsten Bluhmenbeet einher.
Wer zählte vormals meine Liebchen?
Ein blaues Aug', ein Wangengrübchen,
Ein freyes Haar, ein frischer Mund,
Oft nur ein Aermchen, weiß und rund,
Oft nur ein schlaugeworfner Schleyer —
Und Seladon ging auf in Feuer!
Ich brannt', und schmachtete, und stritt,
Und wünschte viel, und hoffte wenig,
Und beichte nichts — froh, wie ein König,
Wenn meine Spröde mich nur litt;
Und sah, bey unberauschten Sinnen,
Auf jedem Kanapee — Göttinnen,
Auf jeder Bühne — Vestalinnen;
Und weh dem, der mir widersprach!

Jetzt weh mir selbst erwachtem Thoren!
Seit mir den Staar die Weisheit stach,
Seit ihre Lehren in den Ohren
Mir gellen — ach! erfror mein Blut.
Kein Gift erzürnter Ehemänner,
Kein Spott erfahrner Weiberkenner
Weckt meinen Donquichottenmuth.
Die Maske fällt — weg ist der Engel —
Ich seh' das Weib und seine Mängel.
Ich sehe, wie Koketterie
Sich in Armidens schlauen Künsten
Vorm Spiegel übt; ich sehe sie,

Ver-

Verächtlich schüchternen Verdiensten
Den Rücken kehren, und ihr Ohr,
Mit Wohlgefallen, bunter Gecken
Süßlallendem Geschwätze recken;
Ich seh' in siebenfachen Flor
Gehüllte, kühne Buhlerinnen
Mit Tugendstolz sich blähn; ich seh'
Auf Liebestrug Dianen sinnen,
Und ihres keuschen Busens Schnee
Im Arm Endymions zerrinnen.

Und wahrlich, dieser feine tiefspähende Geist ist nicht blos in Hrn. Gotters größern Stücken sichtbar, er offenbart sich oft auch im kleinsten Liede. Nur wenige sind, die der Würze der Philosophie entbehren, viele hingegen, die bald die Wirkungen der empörten, und die Aeußerungen der beruhigten Leidenschaft schildern, bald vor den Gefahren des Lebens warnen, bald das Vergnügen würdigen, und das alles mit einer Natur und Innigkeit, die allein dem glücklichen Beobachter eigen ist, und ihres Zwecks nie verfehlt. Wie vortreflich sind nicht in dieser Rücksicht die Mutterwarnung, die Freyheit, der Genuß und das Lied S. 235, und wie wenig richterliche Kompetenz würde der verrathen, der hier nichts, als die Schönheit der Sprache und die Feinheit der Wendungen zu bewundern wüßte! Oder hat man die Symptomen erkaltender Liebe irgendwo treffender beschrieben gefunden, als wenn der Dichter Selinden, der er entsagt hat, zusingt?

Leer von Lieb' ist jede Falte
Meines Herzens, kalt mein Blut;
Schwachheit lauscht im Hinterhalte
Nicht mehr, in Gestalt der Wuth;
Und bey deines Namens Klange
Klopft mein Busen nicht mehr bange;
Ich entfärbe jetzt mich nicht,
Seh' ich dir ins Angesicht.

Wann der Schlaf mein Auge decket,
Schwebt dein Schatten nicht um mich;
Wann des Morgens Strahl mich wecket,
Denk' ich nicht zuerst an dich.
Einsam auf den weiten Fluren,
Such' ich nicht mehr deine Spuren;
Du gewährst, bin ich bey dir,
Nicht Verdruß, nicht Freude mir.

Ich kann wieder von dir sprechen,
Und kein Seufzer hebt die Brust;
Ich gedenk' an dein Verbrechen,
Keines Grolles mir bewußt;
Fliehe nicht, wann ich dich sehe,
Gleich dem aufgescheuchten Rehe;
Höre, selbst von dir, mit Ruh
Meinem Nebenbuhler zu.

Dieß sind die Kennzeichen, die den Jüngling belehren können, ob er einer wahren oder eingebildeten Freyheit genießt; diese wenige Strophen allein geben einem Liebekranken mehr Aufschluß über die Dauer und den Bestand seiner Genesung, als langes Leiden und wiederholte Erfahrung.

Es

Es hieße ein mehr als ungerechtes Mißtrauen in die Einsichten unsrer Leser verrathen, wenn wir diese allgemeinen Bemerkungen über das Interessirende in Hrn. Gotters Gedichten, in so fern es aus dem Inhalte derselben entspringt, noch weiter fortführen, oder die Beyspiele häufen wollten. Weit verdienstlicher wird es unsres Bedünkens seyn, wenn wir bey der Manier des Dichters, d. h. bey der Art, wie er seine Gegenstände behandelt, einige Augenblicke verweilen. So sehr die glückliche Darstellung eines Kunstwerks mit dem gewählten Stoffe zusammen hängt, so gewiß ist es gleichwohl, daß der Meister eigentlich nur durch die Bearbeitung sichtbar wird. Der ungeübte Meissel des Stümpers bringt aus dem bildsamsten Marmor nichts als Mißgestalten hervor, wenn eine kluge Hand selbst dem Gypse Leben und Ausdruck abzugewinnen weiß.

Eine der gewöhnlichsten Regeln, deren Ausübung man den Dichtern empfiehlt, ist bekanntlich die — ihre Gegenstände zu individualisiren. Wenn diese Vorschrift nichts weiter sagt, als den Bildern der Phantasie einen einzelnen Fall unterlegen, dem Fluß, der Gegend, der Schöne seinen bestimmten Namen geben, für das Geschlecht die Gattung setzen u. s. w. so ist die Foderung leicht erfüllt; allein die Wirkung, die hieraus für die Poesie erwächst, weder so beträchtlich und groß, als man zuweilen glaubt, noch unter allen Umständen gewiß und entschieden. Wenigstens entsinnen wir uns mancher Veränderungen der Art in einer, übri-

gens mit Recht geschäzten, Anthologie, eines Hakina und mehrerer Umtauschungen, die uns weder dem Tone des Stücks, noch dem Zwecke des Gesangs angemessen zu seyn scheinen. Hoffentlich aber wird man uns auch nicht zutrauen, daß wir diese Individualisirung als etwas Ausgezeichnetes in Hrn. Gotters Manier betrachten. Nein, wenn wir von ihr, als einer besondern Tugend seiner Stücke, sprechen, so ist sie uns nichts anders, als die gewiß nicht gemeine Kunst des Dichters, allen seinen Bemerkungen, Gemälden und Charakteren ein solches Gepräge zu geben, daß es scheint, nur dieser Gegenstand habe sie hervorrufen, nur diese Veranlassung sie entwickeln können, ohne jedoch durch zu große Individualität der allgemeinen Verständlichkeit zu schaden, oder das Interesse zu schwächen. Wir könnten unsre Bemerkung durch die erste beste Epistel bestätigen, allein wir wählen mit Vorbedacht die an Madam Hensel. Man hat diesem Stücke nachgerühmt, „daß seine Sprache lebhaft und leicht sey, daß es einige treffende Wahrheiten enthalte, und daß diese Wahrheiten um so treffender seyn müßten, weil sie mit Laune gesagt wären." Allerdings kein unbilliges Lob! Allein wenn dieß die einzigen, oder doch hervorstechendsten Eigenschaften dieser Epistel sind, so hat der Verf. wenigstens keine Ursache, sich zu dieser Eingebung der Muse vorzüglich Glück zu wünschen. Unsres Bedünkens ist es das so reichhaltige und wichtige Thema „Schicksal des theatralischen Talents in Deutschland," was unsre Aufmerksamkeit anlockt, und

was

was sie fesselt, die Menge der schönsten und lehrreichsten Bemerkungen und Sentenzen, die nur auf die Henselinn zu passen, nur um ihrentwillen vorhanden, nur ihr wichtig zu seyn scheinen, und doch für keinen Leser von Gefühl und Einsicht verloren gehn. Wie glücklich und mit wie viel Ueberlegung eingeleitet ist nicht der Uebergang von der damaligen Beschäftigung der Schauspielerinn zu der eigensinnigen wandelbaren Laune des Publikums! wie individuell und allgemein zugleich, kann man sagen, die Charakterisirung des theatralischen Geschmacks!

Geschmack — den Proteus, meynt ihr ihn
Mit Stricken der Vernunft zu binden?
Und, was euch schön dünkt, soll euch Wien,
Berlin und Hamburg nachempfinden?
Wollt ihr des Höflings kaltes Herz
Mit tragischem Gefühl entflammen,
Ihn zwingen, wälscher Buffen Scherz,
Als Brut des Unsinns, zu verdammen?
Wird nicht die Dame, die, beym Thee,
Emilien, die ihr vergöttert,
Mit pomadirter Hand durchblättert;
Bald ihr petit nez retroussé
Beym Schnickschnack der Orsina rümpfet;
Bald anmuthsvoll die Achsel zuckt,
Wenn sie das Reh im Garn erblickt,
Und auf den Odoardo schimpfet,
Der sich für unsre Welt nicht schickt;
Wird sie nicht glauben: eingeimpfet
Sey ihr allein von der Natur
Gefühl, Geschmack — ihr wäret nur
Geschwätzige Enthusiasten?

Und lassen lustige Phantasten,
Die, im Ballet, ein junges Ding
Mit Einem Seitenblicke fing,
Durch eure Warnung sich bekehren,
Das junge, dumme Ding zu fliehn,
Und an den prächtigen Altären
Der deutschen Dümenils zu knien? —
Von euch bereichert, ausgeschrien,
Und lebend apotheosiret,
Zog man die Henselinn nach Wien;
Das Werk ist euer — triumphiret
Nur nicht zu früh! Sie sitzt zu Wien —
Verkannt, vergessen — und strickt Netze.
So allgemein sind die Gesetze
Vom wahren Schönen und vom Tand,
So fest der Musenfreunde Band
In unserm lieben Vaterland!

Glück zu, Frau Meisterinn der Netze! u. s. w.

Es sollte uns leid thun, wenn unsre Leser hier nichts sähen, als was der oben erwähnte Kunstrichter auch sah, wenn sie nicht zugleich den feinen philosophischen Beobachter erkennten, der ihnen die Sitten und die Denkungsart der großen Welt, und zwar, um seiner Wirkung gewiß zu seyn, in lauter speciellen Beyspielen schildert, diese Beyspiele aber so glücklich wählt, daß das Gemälde vielleicht, so lange Menschen Menschen bleiben, seine Anwendung finden, und wenig oder nichts von seiner Wahrheit verlieren wird. — Die Filetarbeit ist langweilig; der Dichter wünscht sich, seine Freundinn zu unterhalten, Gleims erzählendes Talent, oder

ein

ein Körnchen von Wielands Geist, und die Fabel von Alinen hebt an. Gewiß so schön und niedlich erzählt, als man erzählen kann; allein welch Urtheil, wenn man an dem Geschichtchen nichts, als den launigten Vortrag zu schätzen wüßte, wenn man es blos als Zierrath, oder Ausfüllung betrachtete. Uns dünkt, der Dichter stellte es hieher, um die treflichste Bemerkung, die gleichsam nun aus diesem individuellen Fall hervorzugehn scheint, anzuknüpfen, um uns ein Stück köstlicher Lebensweisheit, deren Richtigkeit das Beyspiel der wirklichen Aline sogleich anschaulich darstellt und bewährt, mitzutheilen. Er ruft seiner Henselinn zu:

Mir werther bist du hier im Zimmer,
Wo deine Seel' im eignen Schimmer
Bescheidner Tugenden sich zeigt,
Des Glückes Unbestand verschmerzet,
Der kleine Seelen niederbeugt,
Und philosophisch drüber scherzet,
Daß alles eine Weile währt,
Und unsers Stolzes Seifenblase
Vor einem kleinen Hauch zerfährt,
Als wenn mit himmlischer Emphase,
Auf einem Thron, im Marmorsaal,
Dein Mund der Könige Moral
In herrlichen Tiraden predigt.

O, würde mancher Mensch, wie du,
Von seinem Flitterpomp entledigt,
Wo fände seine Seele Ruh?
Wie wollt' er seine Stunden tödten?
Umsonst flöh' er der Weisheit zu.

Die Weisheit gleicht den schönen Spröden;
Man muß ihr täglich Weihrauch streun,
Ihr früh sein ganzes Leben weihn,
Um ihrer Liebe werth zu seyn.

Und so reiht sich an diese Betrachtung ein Gedanke, der zwar, auch außer aller Verbindung, groß und wahr bleiben würde, so herbey geführt aber an Lebhaftigkeit und Wirksamkeit gewiß unendlich gewinnt;

Die meisten Sterblichen, sie glänzen
In einer Sphäre fremden Lichts;
Herausgerissen — sind sie Nichts.
Aus seines stillen Glückes Grenzen
Wird nur der Weise nicht verrückt;
Wird er geneckt, verfolgt, gedrückt,
So nimmt er seinen Stab, zieht weiter;
Der Schöpfung Anblick macht ihn heiter,
Und geht getreu durchs Leben mit;
Sein Herz bleibt ihm, bey jedem Schritt,
Ein strenger Richter, treuer Rather,
Und stimmt ihm dessen Ausspruch bey,
Vergißt er gern das Lobgeschrey
Der brausenden Amphitheater.

Wenn wir uns weder in eine genauere Zergliederung dieser Wendung einlassen, noch besonders bemerken, wie selbst am Schlusse der Epistel der Dichter seines Thema's vollkommen eingedenk bleibt; dann, wie bedeutend das Opfer, das er dem Andenken der Röderinn zollt, nicht nur an sich, sondern zugleich für den Inhalt des ganzen Stücks ist; endlich,

lich, wie viel kleine Züge ausschließend für den Ort, wo die Henselinn lebte, berechnet zu seyn scheinen, und doch auch, ohne Kenntniß des Lokals, wichtig und interessant sind: so geschieht es allein deshalb, weil wir dem Urtheile unsrer Leser nicht vorgreifen und ihnen die Anwendung unserer allgemeinen Bemerkung lieber selbst überlassen wollen.

Auf ein zweytes Merkmal, wodurch sich diese Gedichte von Seiten der Ausführung von andern unterscheiden, hat der Verf. selbst hingewiesen, wenn er in der Vorrede sagt: „So sehr es seit einiger Zeit Mode geworden ist, das dichterische Verdienst der Franzosen zu verschreyen; so wenig trage ich Bedenken, den Einfluß hier dankbar zu bekennen, den eine lange Bekanntschaft mit diesen liebenswürdigen Schriftstellern auf die Bildung meines Geschmacks gehabt hat. Die unverkennbaren Belege dieses Geständnisses in der vorliegenden Sammlung selbst aufzusuchen, überlasse ich der Belesenheit eines Jeden, so wie seinem Scharfsinn, den Werth oder Unwerth derselben zu bestimmen." Man würde ihn, unsres Bedünkens, sehr mißverstehn, wofern man diese Aeußerung blos auf die Erwerbung jener Tugenden, von denen unmittelbar vorher die Rede ist, auf die Sorgfalt des Versbaus, Bestimmtheit des Sinnes und Geschmeidigkeit des Ausdrucks deuten wollte. So schätzbar diese Vorzüge an sich, und so sehr die Franzosen vor vielen im Besitz derselben sind; so glauben wir doch nicht, daß wir um ihrentwillen, da unsre

Sprache gebildet ist, und in jeder Gattung des Gesangs die treflichsten Muster aufweist, bey ihnen in die Schule zu gehen nöthig haben. Allein es giebt Tugenden, die zwar den Dichtern unsers Volks (Dank sey es der freundlichen Aufnahme, deren die Großen und Edlen itzt die Musen würdigen!) im geringsten nicht fremd, den französischen aber gleichwohl in so vorzüglichem Maaße eigen sind, daß wir uns wenigstens noch nicht schämen dürfen, hierin von ihnen zu lernen. Jene seltne Kunst zu loben, ohne durch das Lob zu beleidigen, jener Spott, der eindringt und nicht verwundet, jener immer edle und schlaue Witz, die Würze des Gesprächs und die Seele des Umgangs — alle diese Eigenschaften gehören ihnen so eigenthümlich zu, wie Natur und Einfalt den Griechen; und sollte sich Hr. Gotter getäuscht haben, wenn er die eben genannten Vorzüge gleichfalls als sein Eigenthum ansieht? Uns dünkt, seine meisten Romanzen, eine Dichtung, deren Inhalt und Absicht, ja deren Versart sogar, nur allzuleicht zu plattem Scherz und niedrigen Spaßen verleitet, sind der beste Beweis, wie glücklich er vor diesen Klippen vorbeyzusegeln und ächten Witz von falschem zu unterscheiden, wie so ganz er sich den feinen Ton seiner Lieblingsschriftsteller eigen zu machen wußte. Will man sich hiervon recht lebhaft überzeugen, so lese man Sibylle, oder die strenge Mutter. Wir sind weit entfernt, dieses Stück für ein sich besonders auszeichnendes, geschweige denn für das beste der Sammlung auszugeben, so viel aber glauben wir doch, ohne Furcht

vor

vor Widerspruch, behaupten zu dürfen, daß, wenn dieß Süjet gefallen sollte, es durchaus ein Mann von so gebildetem Geschmack wie Hr. Gotter bearbeiten mußte. Nur durch diese muthwillige und doch nie ausschweifende Laune, nur durch diese drolligten und doch nie anstößigen Züge, nur durch diese schalkhaften und doch nie mehr als schalkhaften Spöttereyen über das schöne Geschlecht, konnte ein Gegenstand, der eigentlich ganz innerhalb dem Kreise der niedern Volksklasse liegt, veredelt werden, und sich auch dem Manne von Politur und Feinheit empfehlen. Mit gleichem Rechte gilt, was wir von dieser Romanze rühmten, auch von Tarquin und Lukrezia, und noch weit mehr von der Trauer; Stücken, in denen das Talent des Dichters in einem desto vortheilhaftern Lichte erscheint, je geschmeidiger und dankbarer der Stoff war, den er bearbeitete. Was geht insbesondere über die Naivetät, mit der er Henriettens Empfindungen schildert, als sie sich des schönen Trauerstaates begeben muß?

Ach, aber in der Dinge Lauf
Wird mancher Spaß verdorben.
Ihr Bruder schreibt den Tag darauf:
»Mama ist nicht gestorben.«
Alsbald erlischt der Wange Roth,
Des blauen Auges Schimmer;
Sie rafft sich auf und stürzt halbtodt
In ihrer Freundinn Zimmer.

»Elise, theile meinen Schmerz —
Die Freude, wollt' ich sagen! —

Ach,

Ach, dein Geschenk — mir bricht das Herz —
Ich darf's hinfort nicht tragen!
Ich kann nicht länger ohne Grund
Der Mutter Thränen zollen,
Und morgen geh' ich wieder bunt,
Weil es die Götter wollen.

Denn ach, gestorben ist sie nicht,
Ist wieder außer Bette —
Und dein Geschenk« — Elise spricht:
»Sey ruhig, Henriette!
Du hängst es hin. Ein schwarzes Kleid
Siegt über Zeit und Mode.
Man spart es auf ein andres Leid,
Gleich einer Trauerode.«

Wie viel Schlauigkeit und Delikatesse, und wie viel Wahrheit und Salz zugleich! So zu scherzen weiß nur der Mann, der die geistreichen Gallier zu seinen Freunden und die Welt zu seiner Lehrerinn wählte; so wie er allein die Kunst, mit Geschmack zu loben, in ihrem ganzen Umfange kennen und ausüben kann. Wirklich wüßten wir Hrn. Gotter in dieser seltnen Kunst nur Einen, und dieser Eine hat sich mit ihm in derselben Schule gebildet, an die Seite zu setzen, unsern liebenswürdigen Götz. Wenn er ihm in einem Stücke unähnlich ist, so ist er es darin, daß er das Gekünstelte und Gesuchte glücklicher vermieden, und seine Gedichte von alle dem, was man mit Grund an den Götzischen tadelt, von den nichtssagenden Phrasen, Formeln und Manieren des Umgangs, kurz von den sogenannten Façons de parler der Weltleute

rein

rein erhalten hat. Wer kann das schlafende Mädchen lesen und den Wunsch, es gemacht zu haben, unterdrücken? Noch immer erinnern wir uns jener wohlthätigen süßen Empfindung, als wir es zum erstenmal in der Ramlerischen Bluhmenlese fanden. Eine ähnliche hat nachher Götzens Amalia, (Theil 3, S. 4.) und Euphrosyne (3, S. 150.) in uns erregt. Wie wahr und warm und treflich ist nicht das Lob des unsterblichen Eckhofs?

Die deutsche Bühne war der Nachbarn Hohn;
Verzerrung galt für Witz, Klopffechten und Gebelle
Für Leidenschaft; da sandt Natur uns ihren Sohn.
Ein Proteus von Gestalt, ein Zauberer im Ton,
Stieß er den Unsinn vom entweihten Thron,
Und setzte Wahrheit an die Stelle.
Die ihr dem Heiligthum Melpomenens euch naht,
Ihm opfert dankbar an des Tempels Schwelle,
Ihm widmet Herz und Mund und That!
Wißt: Eckhof war es, der dem tiefen Britten,
Dem leichten Gallier den Lorbeerzweig entwand!
Wißt: Er schuf euch die Kunst und adelte den Stand,
Orakel eures Spiels, und Vorbild eurer Sitten.

Wer sagt nicht in seinem Herzen: Das that er, das war er, und so, oder gar nicht mußten seine Verdienste gepriesen werden? Wir kennen unter den kleinern Stücken nur eins noch, das mit diesem wetteifert: die Grabschrift der Schauspielerinn Mecour.

Künftig

Künftig wird Thalia nicht, ihr Gecken,
Mehr durch schlauen Spott euch necken,
Noch durch treuen Wiederschein
Der Natur, ihr Weisen, euch erfreun;
Ihre Lippen schloß des Schmerzes Siegel;
Sie zerbrach auf diesem Hügel
Ihren Spiegel.
Dieser Hügel
Deckt der **Mecour** schlummerndes Gebein.

Kann ein Marmor sie mehr ehren, als diese zärtlichen Zeilen, die selbst durch ihren melodischen Bau die Trauer des Dichters um sie auszudrücken scheinen, und schwach und immer schwächer, wie eine leise Klage, verhallen?

Noch sey es uns vergönnt, ein Wort über Hrn. Gotters Uebersetzungen, oder richtiger, über seine glücklichen Nachbildungen fremder Originale zu sagen. Auch sie sind eine der vornehmsten Zierden dieser Sammlung, und sind es um so viel mehr, je richtiger der Verf. den Zweck, der bey Uebertragung neuerer Gedichte allein und ausschließend Statt finden kann, ins Auge gefaßt, und je vollkommener er ihn erreicht hat. Uebersetzungen aus Griechen und Römern sollen gewöhnlich, außer der Absicht zu rühren und zu ergötzen, der allgemeinen jeder poetischen Darstellung, noch ein Hülfsmittel zum leichtern und bessern Verständnisse des Klassikers selbst werden; eine Bedingung, die Jedem, der sich einer solchen Arbeit unterzieht, eigne Gesetze und Pflichten auflegt, von denen hier zu reden der Ort nicht ist. Uebersetzungen aus neuern Sprachen

leisten

leisten alles, wenn sie gefallen. Man verlangt nicht, daß sie ein getreuer Spiegel, man verlangt blos, daß sie eine schöne Copie des Urbildes seyn sollen, und findet sie um so anziehender, je seltner sich der Geist des Ausdrucks und die Manier des fremden Dichters in ihnen verräth. Vielleicht braucht es in den meisten Fällen nur wenig Scharfsinn, um das Fremde und Ausländische in ihnen zu erkennen, aber gewiß desto mehr Vorsicht und Klugheit, um die individuellen Züge und Bilder mit gleich bedeutenden, gleich verständlichen und gleich wirksamen zu vertauschen, und, wir dürfen hinzusetzen, von Seiten des Dichters, einen nicht gemeinen Antheil an dem Vergnügen seiner Leser, um sich einer Mühe zu unterziehn, die wenige zu schätzen wissen, und noch wenigere dankbar erkennen. Hr. Gotter hat sich ihrer indeß einigemal unterzogen, und wir glauben, nicht zu viel zu behaupten, wenn wir das Verdienst dieser nachgebildeten Stücke für eben so groß und bedeutend halten, als das Verdienst derer, die ihm ganz als Eigenthum zugehören. Wir erlauben uns, da die allgemeinen Empfindungen und Gedanken, die Gray in seiner treflichen Elegie ausdrückt, keiner besondern Umbildung, um zu gefallen, bedurften, blos einige Anmerkungen über das Voltärische Du und Sie, mit Rücksicht auf die Götzische Nachahmung. (Th. 1, S. 168.) Gleich die Umwandlung der französischen Phyllis scheint uns nicht ohne Grund. Phyllis erinnert im Deutschen immer noch zu sehr an die Schäferinn, und doch erwecken alle Züge, und das gleich vom Anfang,

sang, nicht die Idee an ein Land-, sondern die an ein Stadtmädchen. Götz hat dieß nicht beobachtet, wiewohl seine Bilder ganz vorzüglich auf die Stadt hinweisen. Hier sind die ersten Zeilen beyder Nachbildungen.

Die Götzische:

Galatea, wohin flog sie die goldne Zeit,
Da du, sonder Lakay und Putz,
Abends, einzig im Schmuck eigener Grazien,
In der Fallje geschlichen kamst?
Froh bey meinem Salat, den in Ambrosia
Deine Reize verwandelten,
Warfst du damals dich selbst, fröhlicher Laune voll,
In des glücklichen Jünglings Arm,
Der, betrogen von dir, gänzlich sich dir ergab.

Die Gottersche:

Wo blieb die Zeit, die seelige,
Ach, Röschen, als Du, ganz Natur,
Gehüllt in deine Grazie,
Vom Putze fern, von Amorn nur
Begleitet, schüchtern, wie ein Dieb,
Geschlichen, in der Dämmrung, kamst,
Den Himmel in mein Stübchen brachtest,
Dich zu mir setztest, und vorlieb
Mit einer armen Mahlzeit nahmst,
Die Du zum Göttermahle machtest;
Dann bey der Herzen süßem Tausch,
Vergnügen gabest und empfingest,
Und mich, in meines Glückes Rausch,
Einschläfertest und hintergingest.

Sehr

Sehr richtig und mit wahrem Gefühl für Delikatesse hat Hr. Gotter dans ta folie auf den Liebenden übergetragen. Ueberhaupt sind die letzten vier Verse weit schöner, als das Französische und vollends mit dem kalten

Der, betrogen von dir, gänzlich sich dir ergab

gar nicht zu vergleichen. Auch gefällt uns an Götz das tavtologische Froh bey meinem Salat und fröhlicher Laune voll so wenig, als, bald nachher, der holdeste Gegenstand meiner Liebe. (object gracieux.) Weit natürlicher und mehr im Tone des Ganzen Hr. Gotter:

— — Welch Mädchen ist kein Schmetterling,
Kein Schalk? Du warst es, süßes Ding,
Und (Amor schenk's mir armen Sünder!)
Ich liebte Dich darum nicht minder.

Unmittelbar nach dieser Stelle heißt es im Original:

Ah, Madame, que votre vie,
D'honneur aujourd'hui si remplie,
Diffère de ces doux instans!

Die doux instans sind weder ein Leben voll Lust noch ein wonnereicher Frieden. Weder das eine noch das andere drückt die süße Erinnerung des Verliebten aus. Desto vollkommener hat Hr. Gotter folgende Zeilen gegeben:

 Helas!

Helas! je les ai vus jadis
Entrer chez toi par la fenêtre,
Et se jouer dans ton taudis.

Ach, wie sie (die Liebesgötter) in Dein Kämmerchen
Einst durch zerbrochne Scheiben schlüpften,
Und gaukelnd um Dein Bettchen hüpften!

Welch ein treues und doch unbeleidigendes Bild der Dürftigkeit! Götz sagt:

— — — — Ehemals schlüpften sie,
Einem Schwarme von Tauben gleich,
Oft durchs Fenster hinein, scherzten und trippelten
Um dein jugendlich Bettchen her.

Schon um vieles weniger wahr und richtig gezeichnet. Der Hauptzug in dem Gemälde, die Armuth, fehlt, und zwey Züge, die man nicht verlangt, ein Taubenschwarm und ein jugendlich Bettchen, stehen da. Nun noch den Schluß; denn durch ihn hoffen wir eben unsre oben geäußerte Bemerkung am besten zu erläutern.

Non, Madame, tous ces tapis,
Qu'a tissus la Savonnerie,
Ceux que les Persans ont ourdis;
Et toute votre orfevrerie,
Et ces plats si chers que Germain
A gravé de sa main divine;
Et ces cabinets où Martin
A surpassé l'art de la Chine;
Vos vases japonais et blancs,

Toutes

Toutes ces fragiles merveilles;
Ces deux lustres de diamans,
Qui pendent à vos deux oreilles;
Ces riches carcans, ces colliers,
Et cette pompe enchanteresse,
Ne valent pas un des baisers,
Qui tu donnais dans ta jeunesse.

Beyde Dichter haben sehr richtig geurtheilt, daß sie hier Voltären nicht folgen konnten, daß sie, wenn es ihnen um den Beyfall deutscher Leser zu thun war, manche Parthie in dem Gemälde weglöschen, und einzelne Züge vertauschen, daß sie hier zusetzen, dort abnehmen, hier die Farben verstärken, dort sie vertreiben mußten. Wie hat Jeden sein dichterischer Genius geleitet? Zuerst Götz:

Wahrlich, gnädige Frau, diese lebendigen
 Persianischen Teppiche,
Dieses Silbergeschirr, manches Praxiteles
 Kunstwerk; diese hellglänzenden
Kabinette, worin Frankreich die Sinischen
 Künstler alle beschämte;
Diese Betten von Mohr; diese Japanischen
 Prunkgefäße, zerbrechliche
Wunder menschlicher Kunst; diese demantenen
 Ohrgehänge, der Iris gleich
Farben strahlend bey Nacht; dieser bezaubernde
 Staat und Hochmuth zusammen ist
Eines Kußes nicht werth, den du mir Glückli-
 chen
 In der Jugend gegeben hast.

Izt Gotter:

Nein, dieser glänzende Palast,
Madam, voll persischer Tapeten;
Der Thronenhimmel von Damast,
Wo, trotz dem Zauberschall der Flöten,
Die Langeweile Ihrer harrt;
Der Nachttisch, der von Silber starrt;
Die goldlakirte Staatskarosse,
Sammt jener bunten Leutchen Trosse,
Sammt jenen Schecken, die sie ziehn;
Die Meißner Vasen und Statü'n,
Die dort auf dem Kamine prangen;
Die wollustreichen Schildereyn,
Die über allen Thüren hangen;
Die Aeffchen, Hündchen, Papageyn,
Die Sie mit eignen Händen füttern;
Die Kronenleuchter von Demant,
Die schwer an Ihren Ohren zittern;
Die Perlenfesseln um die Hand —
All dieser Prunk, all dieser Tand,
Bedürfnisse des Ueberflusses,
Die jetzt Ihr kaltes Herz verehrt;
Sie sind fürwahr nicht Eines Kußes,
Den Du mir damals gabest, werth.

Auch, ohne unser Erinnern, wird man den Reichthum an Bildern, den diese Nachahmung vor jener voraus hat, und wodurch sie allein schon der Kraft und Fülle des Originals um vieles näher kömmt, nicht übersehen. Was sie indeß, unsres Bedünkens, mehr noch, als diese Mannichfaltigkeit, empfiehlt, ist, daß die Bilder alle so nahe liegen

gen, und manche, wie z. B. der damastne Thronhimmel und die Meißner Statuen und Vasen, bey uns gerade so einheimisch sind, wie die Voltärischen tapis de la Savonnerie und sein plats de Germain in Frankreich; kurz, daß der Dichter, wo es so leicht und eben deshalb so verführerisch war, gelehrt und individuell, beydes freylich auf Kosten des größern Theils der Leser zu seyn, sich nicht aus dem Kreise des gemeinen Lebens verliert, und seinen Zweck erreicht, ohne die Grenzen der gewöhnlichen Welt zu verlassen. Man vergleiche hiermit die zweyte Nachahmung. Wir verkennen ihren poetischen Werth nicht; daß aber die Götzische Darstellung für den Deutschen eben das seyn sollte, was die Voltärische für den Franzosen ist, daran zweifeln wir billig. Uns scheint sie, wir müssen es aufrichtig gestehen, selbst für den Gelehrten, mit zu viel fremdem Putz und Verzierungen überladen, um eine eben so leichte und gefällige Wirkung hervor zu bringen, wie das Original. Manches Praxiteles Kunstwerk sieht ganz so aus, als ob es der Herausgeber aus den übersetzten Horazischen Oden herübergenommen hätte, und die demantenen Gehänge, der Iris gleich, Farben strahlend, und zwar (ein sonderbarer Zusatz!) bey Nacht, sind offenbar geschickter, den choriambischen Vers zu ergänzen, als einen triftigen Sinn zu erwecken; anderer Füllungen und Ausdehnungen zu geschweigen. Mit einem Worte, des Aufwands ist bey Götz, es versieht sich dießmal, zu viel, und die ganze Stelle für uns ein redender Beweis, daß man, bey

aller Geschmeidigkeit und Gewandheit des Geistes, und bey der größten Empfänglichkeit für die Manier der Franzosen, den wahren Ton und die richtige Mensur ihrer Stücke doch zuweilen verfehlen kann.

Wie vieles ließe sich über einen Dichter, der, wie Hr. Gotter, so reichen Stoff zu Bemerkungen darbietet, sagen, wenn wir die Zeichnung seines ganzen dichterischen Charakters zu unserm Augenmerke gewählt hätten? Daß dieß aber unsre Absicht nicht war, haben wir gleich anfangs erklärt, und warum wir gerade nur bey dem Interesse, das aus seinen Gedichten entspringt, und bey den Ursachen desselben stehen geblieben sind, läßt sich ohne Mühe errathen. Ist es nicht der Punkt, über den Dichter und Publikum sich am meisten entzweyen? ist das Urtheil: „Ein kaltes Werk!“ nicht gerade der Zuruf, den sich dieß am häufigsten erlaubt, und jener mit Recht für das ärgste Schicksal, das ihm begegnen kann, ansieht? und wie viele dulden es gleichwohl unverdient? Wahrlich die Kunstrichter sind nicht so verwöhnt, noch die Leser so unempfänglich, um den Eindrücken des wahren Schönen sich nicht zu öffnen. Der Dichter spiele nur die Melodie, die dem Herzen schmeichelt und der Empfindung wohl thut, und er wird nie umsonst spielen.

Voyage

III.

Voyage du jeune Anacharsis en Grèce, dans le milieu du quatrième Siècle avant l'Ere vulgaire. à Paris. chez de Bure l'aîné 1788. 4to. Tom. I. 553 S. T. II. 646 S. T. III. 599 S. T. IV. 586 S. avec un rècueil de Cartes géographiques, Plans, Vues et Médailles de l'ancienne Grèce, précédé d'une Analyse critique des Cartes.

Nichts kann wohl dem neuern Leser der griechischen Geschichtschreiber auffallender seyn, als die Entwicklung der Absichten und Zwecke, welche einige derselben bey der Abfassung ihrer Werke hegten, und die Vorstellungen, die sie von den Pflichten eines Historikers gehabt zu haben scheinen. Von Theopompus ist es bekannt, daß er gar kein Bedenken trug, die Wahrheit mit anerkannten Fabeln zu vermischen und daß er aufrichtig gestand, er halte dieses für ein eben so erlaubtes als wirksames Mittel die Leser zu vergnügen und ihre Aufmerksamkeit gespannt zu erhalten. Es ist wahrscheinlich, daß sie nicht alle so aufrichtig als Theopomp, noch so be-

bedenklich als Strabo gewesen, der in dem Eingange seines Werks ganz ernstlich die Frage aufwirft: ob es wohl besser sey, die Wahrheit oder Fabeln vorzutragen? eine Frage, die ein Geschichtschreiber heut zu Tage nicht einmal im Scherz aufwerfen würde. — Die mehresten alten Historiker aber versichern, daß sie bey der Verfertigung ihrer Schriften den Nutzen ihrer Leser in moralischer und politischer Hinsicht vor Augen gehabt, und einige von ihnen geben nicht undeutlich zu verstehen, daß diese Rücksicht ihr Urtheil in der Auswahl der Begebenheiten und Quellen geleitet, und ihnen anstatt aller historischen Kritik gewesen sey.

Aus diesem einzigen Zug würde man schon mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen können, daß es den meisten unter den alten griechischen Geschichtschreibern an einem richtigen und vollständigen Begriff von ihrer Kunst gemangelt habe. Diese Vermuthung bestätigt sich bey jedem Schritt, den man in diesem Felde thut.

Wenn indeß viele von ihnen, unbekümmert um die Erweislichkeit dessen, was sie erzählten, ja vielleicht zum Theil überzeugt von der Falschheit desselben, die Geschichte blos als ein Mittel betrachteten, gewisse politische und moralische Wahrheiten in einzelnen Fällen, welche wegen ihrer vorausgesetzten Wirklichkeit eine gewisse größere Autorität zu haben schienen, anschaulich darzustellen; wenn ihnen also die Begebenheiten eines Volks oft nur die Stelle eines mit Kenntniß des menschlichen Herzens und der Welt geschriebnen Romans vertrat; so

kann

kann man diese fehlerhaften Vorstellungen als eine Folge der Umstände ansehn, in welchen die ältesten Geschichtschreiber lebten und schrieben.

Bey der Arbeit eines jeden Schriftstellers, also auch des Geschichtschreibers, unterscheidet man den Stoff, welcher ihm gegeben ist und bey dem ihm nur die Wahl übrig bleibt, und die Behandlung dieses Stoffs. Jenes sind bey dem Historiker die Begebenheiten, die er nimmt, wie er sie findet, ohne sie nach einem gewissen Gesichtspunkt zu verdrehen und abzuändern; diese besteht in der Kunst die Wahrheit der Begebenheiten, die er erzählt, anschaulich und faßlich zu machen, indem er, dem pragmatischen Dichter gleich aber ohne zu dichten, ihre Möglichkeit durch ihre Entstehung, ihren Zusammenhang und ihre Verbindung zu zeigen sucht. Und um dieses alles zu zeigen, muß er die Fäden, an denen jede derselben hängt, von den Nebenumständen, durch die sich dieselben schlingen und unter denen sie sich oft ganz zu verlieren scheinen, abzusondern verstehn; er muß eine Auswahl unter den Begebenheiten treffen, und die ausgewählten Facta durch einen lebhaften und schönen Vortrag hervortreten und in die Augen fallen zu machen wissen.

Alle diese Operationen, die letzte ausgenommen, setzen einen Reichthum an Nachrichten und eine Vollständigkeit der Erzählung voraus, welche die allerwenigsten Geschichtschreiber unter den Alten und diese wiederum nur in sehr wenigen Fällen besessen haben. Wer die dürftigen Quellen kennt, aus denen auch selbst die besten unter ihnen, ein Dio-

nyß von Halikarnaß, ein Polybius, und andere schöpften, der wird leicht begreifen, daß sie eben keinen sehr großen Vorrath von verbürgten Nachrichten besaßen und besitzen konnten, und daß es ungerecht sey, ihnen den Mangel derselben als einen Fehler anzurechnen. Nicht einmal zu einer Geschichte des freyen Griechenlands hatte man Data genug. Mehrere Staaten dieses zerstückten Landes hatten niemals einen Geschichtschreiber, ja nicht einmal einen Annalisten gehabt. Was man von ihnen wußte, war größtentheils unverbürgte Tradition, und, was uns von denselben bekannt worden ist, besteht in beyläufigen Erzählungen von einzelnen Factis, durch die etwa ein solcher Staat mit den Begebenheiten eines andern geschichtmäßigern Staates zusammenhing. Wenn man aber in diesen Zeiten nur von sehr wenigen Völkern, Ländern und Reichen eine auf Wahrheit gegründete Geschichte haben konnte, so konnte es noch weit weniger eine historische Kritik geben, welche sich auch nur von ferne mit der Wissenschaft vergleichen ließe, die unter diesem Namen erst in dem gegenwärtigen Zeitalter durch eine lange Reihe vielfältiger Erfahrungen zu einem so hohen Grade von Gewißheit getrieben worden. Noch waren die ersten Elemente nicht vorhanden, auf denen dieselbe gleichsam wie auf ihren Pfeilern ruht. Kenntniß mannichfaltiger Verfassungen und entfernter Zeitalter, und jene Erfahrungen und Einsichten in den politischen Zusammenhang der Dinge, welche nur aus jener gezogen werden können.

In

In den meisten Fällen blieb also den ältesten Historikern nichts übrig, als die dürftigen Nachrichten, die ihnen eine unvollständige und trügerische Tradition und einige stumme Denkmäler darboten, auf eine angenehme, unterhaltende und nützliche Weise darzustellen. Die mehresten von ihnen wendeten auf den Vortrag die meiste Zeit, Mühe und Fleiß. Viele von ihnen schrieben als Rhetoren, da sie nicht als Kritiker schreiben konnten. An die Stelle der Kritik aber trat bey ihnen ein gewisses dunkles Gefühl, das bey einem jeden durch die besondre Absicht modifizirt ward, in welcher er schrieb; beym Thucydides durch seinen Groll gegen die Athenienser; beym Diodor durch seine Begierde zu nützen und zu unterrichten.

Wer die alten Geschichtschreiber als Ideale bewundert, an welche nichts hinan reichen kann, die man nur anstaunen und von ferne verehren darf, der spricht ohne Kenntniß der Sache, als Enthusiast für das Alterthum; oder als Verläumder neuerer großer Verdienste. Wer sie verachtet und verschmäht, weil sie nicht allen seinen Forderungen Genüge leisten, urtheilt eben so einseitig und unbedachtsam, eben so ohne Erwägung der Umstände, und dessen, was möglich oder unmöglich war. Wie in allen Fällen, so wird auch hier der Mittelweg der richtige seyn. Die Alten verdienen unsre Bewunderung in einem hohen Grad. Sie leisteten unendlich viel für ihr Zeitalter und die Mittel, die sie in den Händen hatten. Was ihnen auf der einen Seite an Kritik, Auswahl und Richtigkeit

der

der Begebenheiten abgeht, das haben sie auf der andern durch Kraft, Leben und Geist in ihrem Vortrag, durch anschauende, lebendige Darstellung zu ersetzen gesucht. Sie strebten unterhaltend, lesbar und unterrichtend zu seyn; Tugenden, welche keiner unserer neuern Geschichtschreiber, die oft so stolz über die Alten hinweg sehn, übertroffen, und nur wenige erreicht haben.

Wenn indeß dieses Urtheil gegründet ist, und wir hoffen, daß uns die Kenner der alten Geschichte beypflichten werden, so folgt daraus unwidersprechlich, daß es mit dem Gebrauche der Quellen in der griechischen Geschichte eine höchst schwere und mißliche Sache sey. Es ist offenbar, daß eine Geschichte Griechenlands ganz aus griechischen Quellen geschöpft, darum noch nicht lauter erwiesene und evidente Facta enthalte, und daß, um zu einiger Gewisheit in derselben zu gelangen, es langer und mühsamer Vorbereitungen und einer genauen Untersuchung und Reinigung jener Quellen bedürfe.

Hiernächst scheint uns auch so viel gewiß zu seyn, daß Einkleidung und Vortrag der Begebenheiten nicht dasjenige sey, worauf der neue Geschichtschreiber Griechenlands arbeiten dürfe, wenn er einen dauernden Ruhm erlangen will. Die Alten wendeten fast allen ihren Fleiß auf diesen Theil, und sie haben ihren Nachfolgern nur wenig übrig gelassen. Man könnte eben so vortreflich schreiben, als sie, ohne einen Zweig des Lorbeers zu erhalten, der sie schon seit Jahrtausenden schmückt. Auch sind die gut geschriebenen Geschichten von Griechenland

land eben keine Seltenheit; aber eine classische Geschichte dieses ewig merkwürdigen Landes gehört noch unter die frommen Wünsche.

Manchen dürfte es sonderbar scheinen, daß eine classische Geschichte der alten Welt für ein so schweres und mühsames Unternehmen ausgegeben wird, da sie doch größtentheils von classischen Schriftstellern behandelt worden, denen man also nur auf dem Fuße zu folgen brauche. Aber dieses scheinbare Paradoxon verschwindet, wenn man überlegt, daß diejenige Eigenschaft, welche die alten Historiker zu Classikern macht, nach unserm weiter ausgedehnten und vollkommnern Begriff von Geschichte und deren Abfassung, nur den dritten Rang einnimmt; und daß Darstellung und Ausdruck nur dann für verdienstlich und der Bewunderung würdig geachtet wird, wenn Stoff und Verarbeitung auf gleiche Weise, und mit gleichem Scharfsinn, Fleiß und Kunst gegen einander abgewogen ist.

Also das, was die Alten ihrer Lage nach nicht konnten, und was wir unserer Lage nach können, das muß das Ziel desjenigen seyn, der es jetzt unternimmt, eine Geschichte von Griechenland zu schreiben, welche diesen Namen verdient. Kritische Richtung des ganzen Vorraths von Begebenheiten; Absonderung des Wahrscheinlichen von dem Unwahrscheinlichen, des Wahren von dem Falschen; Scheidung des Wichtigen von dem Unwichtigen und Unbedeutenden; Anordnung nach historischer Kunst; philosophische Betrachtung der Sitten, des Charakters, der litterarischen und moralischen Aufklärung

ganzer

ganzer Zeiträume; dieses sind die Operationen, welche wir von dem Geschichtschreiber eines jeden Volks und vorzüglich der in so manchem Betracht wichtigen griechischen Nation fordern zu müssen glauben. Nicht die politischen Veränderungen eines Staats allein, sondern alles, was uns diesen Staat und seine Einwohner näher vor die Augen rückt, gehört zu der Geschichte desselben.

Auf den einen Theil dieser Forderungen ist in dem gegenwärtigen Werke, welches, ob gleich nicht der Form, doch der Sache nach, eine Geschichte Griechenlands ist, Rücksicht genommen worden; der andere ist beynahe gänzlich vernachläßigt. Wir wollen zuerst von der Form, als der merkwürdigsten Seite desselben sprechen.

Der Verf. dieses Werks hatte Griechenland selbst auf seinen Reisen gesehn und untersucht. Vielleicht gab ihm dieses die erste Veranlassung die Geschichte der merkwürdigsten Epoche von Griechenland in der Form einer Reisebeschreibung zu bearbeiten. Der Name Anacharsis ist den meisten unserer Leser aus dem Plutarch bekannt. Von einem scythischen Vater und einer griechischen Mutter geboren, kam er in der XLVII. Olympiade nach Griechenland, und gewann daselbst die Freundschaft des Solon und anderer Weisen, welche in dieser Periode blühten. Er wird deshalb auch selbst zuweilen unter die sieben Weisen gerechnet. Er ist der Vater des jungen Scythen, welcher seine Reisen in diesem Werke beschreibt. Die gute Aufnahme, welche sein Vater in diesen Lande erhalten

halten hatte, der Umgang mit einem griechischen Sklaven von guter Geburt, trefflichen Herzen und Kenntnissen, und endlich seine eigne Wißbegierde spornen ihn an, die Fußstapfen seines Vaters in Griechenland aufzusuchen. Er tritt seine Reise einige Jahre vor der Geburt Alexanders an, nimmt seinen Hauptwohnsitz zu Athen, und bereist von hier aus die übrigen Theile von Griechenland. Er studiert die Sitten, den Geist, die Regierungsform der verschiednen Staaten; macht Bekanntschaft mit den größten damals lebenden Menschen und kehrt nach Scythien zurück, nachdem Philipp die Griechen unterjocht und die Freyheit aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte. Hier arbeitet er die Geschichte seiner Reisen aus. Diese begleitet er mit einer Einleitung, welche die merkwürdigsten Schicksale Griechenlands bis zu seiner Ankunft enthält. Die Epoche, in welcher er reist, ist eine der wichtigsten in der alten Geschichte. Von Seiten der Künste verbindet sie das Jahrhundert des Perikles mit dem Alexanders. Von Seiten der Politik sah Anacharsis die merkwürdige Revolution, welche die Gestalt von ganz Griechenland änderte. Aber was für den jungen, wißbegierigen Scythen das wichtigste war, noch lebten eine Menge Athenienser, welche die größten Geister ihres Vaterlands persönlich gekannt hatten. Und einige derselben sah Anacharsis noch selbst.

Man sieht schon von selbst, daß diese Anlage den Saamen der größten Mannichfaltigkeit von Seiten der Form in sich enthält, und man muß gestehn,

daß

daß der Verf. allen nur möglichen Vortheil aus denselben zu ziehen verstanden hat. Er wollte seinen Landsleuten ein Werk in die Hände liefern, durch welches sie, außer der politischen Geschichte des Landes, mit den Sitten, den Kenntnissen, dem Charakter der Einwohner auf das vollständigste bekannt gemacht würden. Noch war die griechische Geschichte in diesem Umfange nicht bearbeitet worden; die einzelnen Theile derselben ermüdeten, auch bey einem guten Vortrag, durch die Einförmigkeit der Form und des Tons diejenige Gattung von Lesern, welche den Unterricht durch das Medium des Vergnügens suchen. In dieser Rücksicht wahrscheinlich hat der Verfasser der Reisen des jungen Anacharsis seine größte Sorgfalt auf den Vortrag gerichtet. Er wollte lesbar, er wollte unterhaltend seyn. Seine Leser sollten mit ihm sehn und an seiner Hand ein Volk kennen lernen, das er gerne von jedermann eben so geliebt und bewundert sehn möchte, als er es selbst bewundert und liebt.

Denn in der That hat sich unser junger Scythe nicht immer genug vor dem Enthusiasmus bewahrt, der einen Reisenden immer an der richtigen Schätzung und Würdigung der Gegenstände hindert, die sich seinen Blicken darbietet. Er war für Griechenland eingenommen, eh' er es sah. (1. Th. S. 242.) Er schätzte zum voraus ein Volk hoch, das die Verdienste seines Vaters zu schätzen gewußt hatte. Ein gelehrter Grieche, ihm an Kenntnissen und Cultur überlegen, begeistert

stert ihn noch mehr durch die Erzählungen, die er ihm von seinem Vaterlande und von seinen Landsleuten macht. Auch von der Natur selbst schon war er zum Enthusiasten gebildet. „Während meiner ganzen Reise, sagt er unter andern, (1. Th. 245 S.) vornämlich aber im Anfange derselben, empfand ich jederzeit die lebhafteste Rührung, wenn die Natur oder die Industrie der Menschen mir neue Gegenstände vor die Augen brachte. Waren diese Gegenstände die Seele zu erheben geschickt, so lößte sich meine Bewunderung in Thränen auf, die ich nicht zurück halten konnte, oder sie machte sich durch die Ausbrüche der ausschweifendesten Freude Luft, die mein Begleiter oft nicht zu mäßigen im Stande war."

Vortreflich war also allerdings an der einen Seite die Idee des Verf., einen jungen Menschen von guten Anlagen und natürlichem Verstande, aber ohne gebildete Kenntnisse, die Reise nach Griechenland unternehmen zu lassen. Seine Wißbegierde ist bey jedem Schritte gereizt. Er fragt, er forscht nach, er sucht begierig jede Gelegenheit sich zu unterrichten auf. Der Unterricht ist an ihm nicht verloren. Er ist immer bescheiden in seinen Zweifeln und Einwürfen; ein Mann, mit dem man sich gern unterhält, und bey dem einem die Mühe nicht verdrießt, ihm Belehrung mitzutheilen. Der junge Scythe wird also von den gelehrtesten Griechen auf das vollständigste unterwiesen, und diesen Unterricht theilt er seinen Lesern mit. Hierinne liegt aber auch zu gleicher Zeit eine Unbe-

quemlichkeit, die uns wesentlich scheint. Es ist wahr, wir lernen Griechenland nach seinen Gesezen, Einrichtungen, Sitten und Kenntnissen aus diesem Tagebuch kennen; aber nicht anders, als wie es dem eingebornen Griechen vorkommen mußte. Nicht so, wie es einem aufgeklärten Europäer erscheinen müßte, der sich, mit allen Kenntnissen und Erfahrungen seines Zeitalters ausgerüstet, in jene alten Zeiten zurück versetzte.

Dieser Unterschied ist nichts weniger als unbedeutend. Die Griechen kannten kein fremdes Volk genau, und ehrten keines außer sich selbst. Was nicht griechischen Stammes war, waren Barbaren, ohne Kenntnisse, ohne Cultur, selbst ohne Begriffe von den Rechten der Menschlichkeit. Außer Griechenland gab es keine Menschen, die diesen Namen verdienten. Hier nur wohnte die Gerechtigkeit, die Weisheit, alle Künste und Kenntnisse, und alles, was zum Gebrauch und Genuß des Lebens gehört, war hier erfunden und ausgebildet worden. Nur hier gab es Seelen, die für diese herrlichen Güter und Gaben der Götter empfänglich waren, und sie aus der Hand der Unsterblichen zu empfangen verdienten. Alle erhabenen Tugenden gedeihten nur hier, und wenn sich auch in den Handlungen barbarischer Menschen einzelne Züge derselben äußern, so zeigt eben dieß die Erhabenheit des griechischen Geistes, der, was die Natur allen ihren Kindern ohne Ausnahme gegeben hatte, allein durch Ausbildung und Vervollkommung zu ihrem Eigenthum zu machen verstand.

Nach

Nach diesem Maaßstab urtheilten die Griechen, und selbst die weisesten unter ihnen über sich und andre Nationen. Je weniger sie diese kannten, desto stolzer waren sie auf ihren eignen Werth, und wir haben Ursache gegen alles mißtrauisch zu seyn, was sie zu ihrem Lobe sagen, ohne es zugleich durch erwiesene Facta zu bestätigen. Kein Volk hat in dem Alterthum den Nationalstolz weiter getrieben, und wenn sich eine neuere Nation mit demselben von dieser Seite vergleichen läßt, so sind es die Italiener, bey denen aus derselben Ursache, aus der Unbekanntschaft mit andern Völkern, dieselbe Wirkung entspringt.

So sorgfältig also auch Hr. Barthelemy gewesen ist, jedes gefällte Urtheil, jede Beschreibung, ja jeden einzelnen Zug derselben mit Stellen aus den Alten zu belegen — eine Genauigkeit, die seiner Nation eben nicht sehr eigen ist, und ihm zu desto größerer Ehre gereicht — so ist darum doch noch gar nicht gewiß, daß wir dadurch eine absolut richtige Beschreibung von Griechenland erhalten haben. Ja, es ist vielmehr ganz gewiß, daß das gelehrtere Auge eines Philosophen unsers Jahrhunderts tausend Dinge in einem ganz andern Lichte erblicken müßte, als der eingenommene und in Vergleichung mit jenem unerfahrne Grieche sie ansehn konnte. Wer nichts als den kleinen Winkel der Welt gesehn hat, in welchem er geboren ward, der hält leicht diesen Winkel für den Mittelpunkt der Erde und für den einzigen Ort, der die Bewunderung und Achtung aller Nationen und Völker verdient.

dient. Welche ungeheure Lobsprüche schütten nicht die Griechen über Athen aus! Und doch hatte diese weltberühmte Stadt nicht mehr als eine deutsche Meile im Umfang, und nur zehntausend Häuser, von denen die meisten ein elendes und dürftiges Ansehn hatten. Die Straßen waren unregelmäßig gebaut, und das ganze Gebiet der Stadt hatte etwa zwölf deutsche Meilen in der Breite und funfzehn in der Länge!

Es ist nichts leichter als sich für ein Volk zu begeistern, das man nur aus seinen Schriftstellern kennen lernt, aber auch nichts unnützer als diese Begeisterung. Nur dann ist die Kenntniß der Geschichte nützlich, wenn sie unsere Erfahrungen bereichert und berichtigt. Und hierzu führt nichts, als eine kaltblütige Kritik, die bey jedem Schritte, den sie thut, den Boden, auf den sie tritt, untersucht. Unser Verf. hat dieses nicht immer gethan. Er scheint sich mit dem Verdienst einer scheinbaren Treue begnügt zu haben, indem er nichts erzählt und nichts behauptet, was nicht ein alter Schriftsteller vor ihm erzählt und behauptet hatte. Er ist nur das Organ der Alten, und man muß gestehn, daß ihre Worte noch in seinem Munde gewinnen. Aber um den sehr verschiednen Werth seiner Quellen scheint er sich wenig bekümmert zu haben; und daher kömmt es auch, daß man in diesem Werke so wenig Neues, und nur die bekannten Notizen auf eine neue, wohlgefällige und interessante Art gesammelt und dargestellt findet.

Fast

Fast alles, was der Verf. von Sparta's alten Sitten und Gesetzen sagt, liefert hiezu ein auffallendes Beyspiel. Er folgt hier, wie die meisten seiner Vorgänger, den enthusiastischen Lobrednern der spartanischen Verfassung, dem Plutarch und Xenophon. Alle beyde waren von dem sichtbaren Bestreben beseelt, diese Verfassung zu einem Ideal zu erheben, wo alles bewundernswürdig, nützlich und groß ist. Aber beyde loben offenbar tausend Dinge, die sie selbst an jeder andern Stelle und bey jedem andern Volk lächerlich und tadelnswürdig gefunden hätten. Vornämlich ist in dem Leben des spartanischen Gesetzgebers, welches uns Plutarch hinterlassen hat, der gänzliche Mangel an historischer Kritik so sichtbar und auffallend, daß es uns ganz vorzüglich geschickt scheint, den Verdacht zu bestätigen, welchen man neuerlich gegen die gewöhnliche Darstellung der spartanischen Gesetzgebung erregt hat. Nur eine auf bloße Autorität gegründete Ehrfurcht gegen diese beyden Schriftsteller konnte den Verf. bewegen, von der Rohheit der Künste unter ihnen auf folgende Weise zu urtheilen: „Die meisten Denkmäler, die ich hier angeführt habe, flößen um desto mehr Ehrfurcht ein, da sie nichts weniger als prächtig, und größtentheils von grober Arbeit sind. Anderwärts fand ich meine Bewunderung fast ganz auf die Künstler gerichtet; in Lacedämon richtete sie sich fast ganz auf den Helden, und ein roher Stein war genug ihn mir in das Andenken zurück zu rufen; aber dieses Andenken war mit dem glänzenden Bilde seiner Tugenden und

Siege begleitet." (2ter Th. S. 498.) oder ihren Mangel an schriftstellerischer Cultur auf diese Weise zu erheben: „Wir haben, so läßt er einen Spartaner reden: wir haben Hütten, Kleider und Brodt. Wir haben ein Schwert und Arme, dem Vaterlande und unsern Freunden zu dienen. Wir haben Freyheitssinn, Tyrannenhaß und Haß gegen das Joch der Leidenschaften. — Wir betrachten eine übermäßige Ruhmsucht als eine Schwäche und eine ungemäßigte Begierde nach Celebrität als ein Verbrechen. Wir haben keine Geschichtschreiber, keine Redner, keine Panegyristen, kein Monument, Dinge, die nur der Eigenliebe eines Volks zu schmeicheln dienen. Die Völker, die wir besiegt haben, werden der Nachwelt unsre Siege erzählen." (2ter Th. S. 513.)

Wir glauben also in der That nicht ungerecht zu seyn, wenn wir behaupten, daß der Fleiß, welchen der Verf. dieser Reisen auf die Sammlung und Darstellung seiner Materialien verwendet hat, sich nicht auf die Untersuchung, Richtung und Berichtigung derselben verbreitet habe. Wir glauben ihm mit Recht das Verdienst neuer Bemerkungen und Entdeckungen in diesen schon so oft durchsuchten, aber noch lange nicht vollständig bekannten Gegenden absprechen zu dürfen; so wie wir ihm auf der andern Seite zugestehn, daß die Geschichte der griechischen Nation und ihre Alterthümer noch nirgends so schön und einnehmend, noch nirgends mit so vieler Lebhaftigkeit und Wärme beschrieben worden sind, als gerade in diesem Werke. Von alle den Mitteln, welche

welche seine Erfindung ihm anbot, seinem Vortrag Mannichfaltigkeit und Reize zu geben, hat er vielleicht nicht eines ungebraucht gelassen, sondern alles aufgeboten, durch Abwechslung in den Materien selbst, sowohl als in der Art des Vortrags derselben für die Unterhaltung seiner Leser zu sorgen. Diese Abwechslung ist immer auf die natürlichste und ungezwungenste Weise erhalten. Bald macht der junge Reisende die Bekanntschaft eines berühmten Mannes, verfolgt ihn in seinem öffentlichen und in seinem Privatleben, und schildert uns seinen Charakter durch die Erzählung der Handlungen, bey denen er selbst gegenwärtig war. Ein andermal macht ihn einer seiner Freunde auf dem Spaziergang mit den merkwürdigsten Männern, die ihnen begegnen, bekannt; bald lernt er aus einer Unterredung mit dem Manne selbst seine Lebensumstände und seinen Charakter kennen. Er ist bey den wichtigsten Feyerlichkeiten gegenwärtig; man erklärt ihm die Ceremonien und unterrichtet ihn über den Ursprung derselben. Ein Gastmahl, eine Revüe, eine Bibliothek, alles giebt Veranlassung zum Unterricht, zu nützlichen Untersuchungen und Bemerkungen, die uns bald historisch, bald im Gespräch, am häufigsten aber durch den Mund interessanter Menschen mitgetheilt werden.

Der Styl des Verf. ist durchgängig edel, und mit dem Stempel des Alterthums geprägt. Nur selten stößt man auf Stellen, die sich mit dem angenommenen Charakter nicht reimen, und in denen

man den Franzosen erkennt, der nur die Maske des Scythen genommen hat.

Für den Gelehrten ist dieses Werk, ohne eben sehr unterrichtend zur seyn, eine angenehme Wiederholung. Er findet hier eine Menge Dinge, die er bisher größtentheils nur aus trocknen Compilationen kannte, auf eine einleuchtendere und anschauendere, wenigstens immer auf eine angenehmere Art vorgetragen. Und von dieser Seite schon hätte es seinen entschiednen Werth. Aber ein weit größeres Verdienst hat sich der Verf. ohne Zweifel um die höhere und feine Welt erworben; um diejenigen, welche sich eine vollständige Kenntniß von einem so berühmten und so oft angeführten Volk zu verschaffen wünschten, und alle Werke, die man ihnen zur Erwerbung derselben vorschlagen konnte, entweder zu seicht oder zu gründlich fanden. Diesen lag auch am Ende wenig daran, was die strengste Wahrheit von Griechenland erzählen dürfe, indem ihnen nur das zu wissen nöthig war, was als allgemeine Tradition erzählt und geglaubt wurde. Sie verlangten einen historischen, keinen kritischen Unterricht, mehr zum Verständniß der Werke der Kunst und des Genies, als zur Erweiterung ihrer Erfahrung und zur Berichtigung ihrer Urtheile. Man muß gestehn, daß der Verf. die strengsten Forderungen, welche Leser aus dieser Classe an ihn machen konnten, auf das genauste erfüllt hat.

Nach diesem allgemeinen Urtheil werden unsere Leser nicht erwarten, daß wir ihnen einen Auszug aus einem Werke geben, dessen größte Vorzüge in

den

den Reizen des Vortrags bestehn. Wir werden unsrer Gewohnheit gemäß uns nur bey einigen Stellen verweilen, in denen wir entweder nicht einerley Meynung mit dem Verfasser sind, oder welche uns Stoff zu weitern Betrachtungen geben können.

Ehe der junge Anacharsis auf die Beschreibung seiner Reise selbst kömmt, schickt er die älteste Geschichte Griechenlands, von Cecrops Ankunft aus Aegypten bis auf die Einnahme Athens durch die Lacedämonier, in der Einleitung voraus. Jeden Abschnitt beschließt er mit philosophischen Bemerkungen über die Periode, deren Geschichte eben erzählt worden ist. In den Bemerkungen über das heroische Zeitalter, dessen Bild der Verf. mit der ihm eignen Stärke und Beredsamkeit entworfen hat, finden wir unter andern folgendes: „Wo jetzt Republiken sind, waren in diesem Zeitalter nur Monarchien. Wären keine andre Colonien nach Griechenland gekommen, als die Colonie des Cecrops, so hätten die Athenienser, vermöge ihrer größern Aufklärung, die übrigen Völkerschaften nach und nach besiegt, und Griechenland würde wie Aegypten und Persien nur Ein großes Reich gebildet haben. Aber es theilte sich in mehrere Staaten, weil mehrere Colonien aus dem Orient kamen. Die Griechen nahmen die monarchische Verfassung an, weil jene Fremdlinge, von denen sie ihre Bildung erhielten, keine andre Verfassung kannten; weil es leichter ist, einem einzigen als vielen auf einmal zu gehorchen; Unterthan und Souverain zu seyn — größere Aufklärung und mehrere Ideenverbindun-

gen erfordert, als daß sie in der Kindheit des Menschengeschlechts hätten gefaßt werden können."

Diese Vorstellungen von der Verfassung des alten Griechenlands scheinen mehr aus dem Namen, als aus einer richtigen Betrachtung der Sache selbst entsprungen zu seyn. Zwar hatten die Staaten von Griechenland zu den Zeiten des trojanischen Kriegs eine monarchische Verfassung; aber diese Monarchien führten nur in so fern diesen Namen, als Einer über die Andern erhoben war, nicht in so fern er alle Macht in sich vereinigte, wie die Monarchien von Aegypten und Persien. Die Freyheit des Volks hat von den ältesten Zeiten an in Griechenland gewohnt. Ihre Könige waren, wie die Fürsten der Deutschen, Richter im Frieden und Feldherren im Krieg; aber Krieg und Frieden zu beschließen, so wie die Anordnung jedes wichtigen Vorfalls, lag in den Händen der Häupter, der Greise oder Senatoren, (γεροντων) welche, in den ältesten Zeiten wenigstens, das Ganze, zu Einem Körper vereinigte Volk vorstellen sollten. Diese Art von Verfassung scheint aus der Verbindung mehrerer Familien entsprungen zu seyn. Da in jeder derselben, den Gesetzen der Natur zu Folge, der Hausvater herrschte, so vertheilte sich nach der Vereinigung mehrerer die Verwaltung des ganzen kleinen Staats natürlicher Weise unter die gesammten Hausväter, welche nun eine Art von Senat bildeten, den Einer zusammen zu berufen und zu dirigiren berechtiget wurde.

Diese Art von Verfassung, welche die Natur

selbst

selbst an die Hand giebt, erfordert ganz und gar keine Combination von Ideen, die zu machen der Unerfahrenheit des rohen Menschengeschlechts zu schwer fallen könnte; ja sie scheint sogar die erste zu seyn, auf welche ein Volk verfallen muß, wenn es zum erstenmal die Nothwendigkeit fühlt, eine Regierungsform unter sich einzuführen. Der Name eines Volks darf uns hier nicht irre leiten. Eine kleine Anzahl von Familien machte in diesem Weltalter ein Volk aus, und je kleiner es war, desto weniger konnte es die Rechte der Theilnahme an der Regierung aufgeben wollen. Ein jeder mußte sich um destomehr berechtigt glauben, in der Versammlung zu erscheinen und seine Meynung zu sagen, je größer der Antheil des Guten oder Bösen war, das aus jedem gefaßten Entschluß auf seine Person und seine Familie fallen mußte. Von einer genauen Abwägung der Rechte eines jeden Standes und eines jeden Bürgers, von einer sorgfältigen Vertheilung der verschiednen Zweige der höchsten Gewalt, konnte noch nicht die Rede seyn. Unvermerkt bildete sich die Verfassung durch die Umstände, nicht durch Raisonnement. Die Ideen waren noch dunkel und unentwickelt. Eine Art von Instinkt und das Interesse eines jeden Gliedes des Staats vertrat die Stelle aufgeklärter Vorstellungen. Man dachte nicht daran, daß man zu gleicher Zeit Souverain und Unterthan sey, aber man fühlte, daß man das Recht habe es zu seyn.

Es ist wahrscheinlich, daß diese Regierungsform in den meisten kleinen Staaten die erste und ursprüngliche gewesen sey. Aber das, was die

Natur

Natur den Menschen in dem Zustand der Kindheit lehr', wird gemeiniglich von ihm verlassen, wenn er auf eine höhere Stufe der Cultur empor steigt, oft nur um zu demselben zurückzukehren, wenn er sich am weitesten von dem ersten rohen Zustand entfernt hatte.

Aegyptische Verfassung wurde also in Griechenland gewiß durch Cadmus und Cecrops nicht eingeführt, da, wie wir gesehn haben, die Verfassung seiner Staaten in jenem Zeitalter von der ägyptisch-monarchischen ganz und gar verschieden war. Ueberhaupt scheint der Verf. diesen Fremdlingen einen weit größern Einfluß auf die Einrichtungen des Staats zuzuschreiben, als die Tradition uns erlaubt. Sie konnten die Cultur einiger griechischen Stämme beschleunigt haben, aber allein geschaffen haben sie dieselbe eben so wenig, als sie ihre Staaten gebildet haben. — Auch die Auflösung des Problems, warum Griechenland nicht so wie Aegypten und Persien Eine Monarchie geworden sey, scheint uns eben nicht sehr glücklich gefunden zu seyn. Nur die gleiche Vertheilung der aus dem Orient nach Griechenland wandernden Aufklärung soll die Wagschaalen der Macht unter den einzelnen Staaten dieses Landes im Gleichgewicht erhalten haben. Aber hängt denn dieses Gleichgewicht der Staaten nur von ihrer Aufklärung ab? War denn Ueberlegenheit in politischen und philosophischen Einsichten immer mit dem Bestreben verbunden sie zum Schaden des minder einsichtsvollen anzuwenden? und hat nicht auch oft die höchste politische Aufklä-

rung

rung dem rohen Ungestüm wilder und barbarischer Völker untergelegen? In dem Peloponnes erhub sich Sparta, der ungebildetste und unwissendeste von allen Staaten, zur despotischen Gebieterinn ihrer Nachbarn, und streckte ihr eisernes Zepter selbst über Attika aus. Das ganze aufgeklärte Griechenland aber unterlag dem kriegerischen und unaufgeklärten Muthe des rohen macedonischen Volks.

Es giebt in der Geschichte nur sehr wenig große Begebenheiten, von denen man alle Gründe und Ursachen genau und vollständig aufzuzählen im Stande ist. Aber wer mag die Ursachen angeben, warum eine Begebenheit nicht erfolgte, und warum bey einem Volke nicht geschah, was wir bey einem andern sich zutragen sehn? Wenn wir indeß auf die gegenwärtige Frage eine etwas befriedigendere Antwort geben sollten, so würden wir die Gründe derselben mehr in der geographischen als in der politischen Lage von Griechenland aufsuchen. In der That scheint dieser Strich der Erde nicht von der Natur bestimmt, ein Einziges und ungetrenntes Reich auszumachen. Aegypten wird in seiner ganzen Länge von Einem Flusse durchströmt. Dieser Strom, die Quelle aller Fruchtbarkeit und alles Reichthums, verbindet die nördlichsten Provinzen mit den südlichsten und macht die Einwohner der entlegensten Gegenden zu Bewohnern Eines Landes, und in der Folge zu Unterthanen eines Einzigen Herrn. In Griechenland aber fehlte ein solcher Vereinigungspunkt nicht nur ganz und gar, sondern es ist auch von einem Ende bis zu dem andern

durch

durch eine Menge Gebirge getrennt und von der Natur selbst in mehrere Provinzen eingetheilt. Diese Gebirgketten, welche fast jede Provinz umschliessen, erschwerten die Verbindung zu Einem großen Volk, und beschützten die Freyheit eines jeden Staats, der, zu klein die Begierde eines Eroberers zu reizen, mächtig genug war, sich hinter den Wällen, welche die Natur zu seiner Vertheidigung aufwarf, gegen seine eben nicht stärkern Nachbarn zu schützen. —

In dieser Schilderung des heroischen Säkulums finden wir noch einen Zug, der durchaus nicht auf dasselbe paßt, und den der Verf. vielleicht nur darum hinzufügte, weil er ihm Gelegenheit gab, die Fehler seines eignen Zeitalters zu rügen. Wer den Charakter jener Zeit aus dem Homer studiert hat, dürfte sich schwerlich überreden lassen, daß in derselben „nicht sowohl Barbarey, sondern eine gewisse Heftigkeit in den Charakteren geherrscht habe, die immer offen handelte und wenigstens den Vortheil darbot, daß man sich zum voraus gegen dieselbe schützen konnte. Aber wie, fährt er fort, kann man sich heut zu Tage gegen jene überlegte Grausamkeit und jenen kalten Haß sichern, der den Augenblick der Rache mit unglaublicher Gedult erwartet? Nicht die Zeiten, in denen sich jede Begierde mit Ungestüm äußert, sind die Zeiten der Barbarey, sondern die, wo Falschheit und Heucheley in den Empfindungen herrscht!“ Recht schön! aber mehr auch nicht, als schön. Wie, wenn jener Ungestüm der Heroen, jene Rohheit und Heftigkeit

tigkeit sich ebenfalls mit den Lastern verträgt, die dem verfeinerten Zeitalter zur Last gelegt werden? Wenn sich jene überlegte Grausamkeit nicht nur mit der Tapferkeit paart, sondern bey Feinden selbst erlaubt und recht ist? Wenn Falschheit, Verstellung und List für Tugend gilt, sobald sie nur zu ihrem Zwecke gelangt? wenn jener kalte rachsüchtige Haß sogar ein Theil der Volksreligion ist? Und wenn auf der andern Seite das cultivirtere Säculum zwar eine größere Menge von Lastern erzeugt, aber alle schwächer, unschädlicher, menschlicher, der Gesellschaft erträglicher macht? Welche von beyden Perioden verdient dann das Beywort des barbarischen, und in welchem dürfen wir am liebsten zu leben wünschen?

Bemerkungen über Homer, eine Schilderung seines poetischen Talents und eine Rechtfertigung desselben gegen die ihm gemachten Vorwürfe machen den Beschluß des ersten Abschnitts der Einleitung. Hier finden die Landsleute des Verfassers manche Bemerkung, die ihnen bisher noch nicht sehr geläufig war. Man kennt die Kritiken, welche selbst die besten Schriftsteller dieser Nation über den Maler der Natur so häufig gemacht haben, und daß man es ihm niemals hat vergeben können, daß er seine Krieger in ihren Schmerzen der Würde vergessen lasse, die einem Helden in jeder Lage seines Lebens gezieme. „Seltsame Würde, ruft unser Reisender aus, seltsame Würde, welche die Wahrheit der Empfindung erstickt! Ich lobe meinen Homer darum, daß er so, wie die Natur

die Schwäche der Stärke, die Tiefe der Höhe an die Seite gesetzt; ich lobe ihn, daß er mir den besten Vater in dem mächtigsten König, den zärtlichsten Freund in dem ungestümsten Krieger gezeigt hat.“ Eben so richtig beurtheilt er die ehrenrührigen Ausdrücke, deren sich die Könige im Zorn, oder die Streiter in der Hitze der Schlacht gegen einander bedienen. „Wenn ich den alten Dichter dieserwegen tadeln höre, sagt er, so werfe ich meine Augen auf die Kinder, welche der Natur näher sind als wir; oder auf ein wildes Volk, das ewig in dem Stande der Kindheit lebt; und ich bemerke, daß ehe der Zorn bey ihnen in Thaten übergeht, er sich durch Stolz und Verachtung des Feindes äußert.“ — „Wenn man, so schließt der Verf. diese Materie, wenn man die Gedichte Homers nicht durch den Verstand, sondern durch das Gefühl; nicht nach den oft willkührlichen Regeln der Kunst, sondern nach den unveränderlichen Gesetzen der Natur beurtheilt, so wird man überzeugt werden, daß er den Platz verdiene, den die Griechen ihm angewiesen haben, und daß er die vornehmste Zierde des Zeitalters ist, dessen Geschichte ich entworfen habe.“

Wir übergehn die philosophischen Betrachtungen, welche der Verf. über das Jahrhundert des Solon, des Themistokles und Aristides anstellt, und unterdrücken zu gleicher Zeit eine Reihe von Bemerkungen, zu denen uns dieser Abschnitt Veranlassung gab, um nicht über den politischen und historischen Untersuchungen den Zweck unserer Bibliothek

bliothek aus den Augen zu verlieren. Wir wenden uns sogleich zu dem, was der Verf. von dem Jahrhundert des Perikles, diesem ewig merkwürdigen Zeitalter der Künste, der Philosophie und des Luxus sagt:

„Das athenienſiſche Volk war durch die Ruhmsucht des Themiſtokles, deſſen ungemeßnem Ehrgeize es zum Werkzeug diente, auf einen falſchen Weg geleitet worden. Die Begierde nach Eroberungen verderbte den Charakter der Nation. Zum Sklavendienſt auf der Flotte gemißbraucht, zu vorſichtigen Landungen, zu ſchlauen Ueberfällen geübt, zur Plünderung wehrloſer Städte und verlaſſener Fluren angeführt, verlernte ſie den Muth, der ſich im offnen Felde zeigt, um ſich einer Art von Krieg zu ergeben, wo man ſeine Kräfte vorſichtig abwägen lernt, wo man den Feind zitternd angreift, und ohne zu erröthen flieht. Dieſe unbedeutenden Bürger, die man indeß doch zu ſchonen Urſache hatte, nahmen alle Laſter der Seeräuber an, und herrſchten auf den öffentlichen Plätzen. Daher kam alle Gewalt in die Hände des Volks; daher waren im Anfang des peloponneſiſchen Kriegs ſchon alle Geſetze und Anſtalten vernichtet, welche zu Erhaltung der Sitten gemacht worden waren. Die Macht Athens breitete ſich von allen Seiten aus. Die Reichthümer der beſiegten und verbündeten Völker ſtrömten in dieſer Hauptſtadt zuſammen. Ein verderblicher Luxus und ein unerſättlicher Durſt nach Schauſpielen nahm überhand. Die Particu-

liers folgten dem Beyspiele des Gouvernements und glaubten sich alles erlaubt.

„Persönlicher Eigennuß ward nun der Mittelpunkt aller Leidenschaften. Alle Quellen der Verderbniß ergoßen sich über den Staat. Die Liebe legte den Schleyer der Schaam ab; die Courtisannen vermehrten sich, und die Kunst der Verführung wanderte aus Jonien über das Meer nach Attika. Perikles selbst strenge in seinen Sitten, aber von einer unmäßigen Begierde gepeinigt, der erste Mann im Staate zu seyn, sah dem Verfall der Sitten seiner Mitbürger mit einer Art von Wohlgefallen zu. Er war es, unter dessen Begünstigung Aspasia gleichsam eine Schule von Buhlerinnen stiftete. Neben ihr stand Alcibiades, ein verführerisches Muster des Lasters für die männliche Jugend Athens. Um seiner Tugenden willen verzieh man ihm seine Fehler, und da man jene nicht nachahmen konnte, suchte man ihm wenigstens in diesen ähnlich zu seyn. Aber unabhängig von dieser Sittenverderbniß schadete auch der langwierige peloponnesische Krieg dem Charakter des Volks. Die Ideen und Grundsätze desselben änderten sich unvermerkt. Eine große Menge ansehnlicher Famillen erlosch und Fremdlinge nahmen die erledigten Stellen ein. Die Schaale der Macht sank immer mehr auf die Seite des Volks, dessen Stolz endlich bis zur Ausschweifung wuchs.

„Indeß vergißt man die Uebel, welche dieses Säculum gebar, wenn man die glänzende Reihe erhabener Geister und großer Köpfe durchläuft, wel-

che in diesem Zeitraum theils zu Athen selbst aufblühten, theils als Fremdlinge in dieser Stadt um den Beyfall der Kenner buhlten. Indem Athen auf der einen Seite die Herrschaft des Meers und des Lands zu verlieren fürchtete, arbeitete eine ruhige Classe von Bürgern daran, ihm auf ewig die Herrschaft des Geists zu erwerben. Das Theater ward auf einmal zu seiner Vollkommenheit gebracht. Die Geschichte unterwarf sich den Gesetzen der Kritik, und von ferne entdeckte man schon eine Menge Gegenden in dem Gebiete der Wissenschaften, welche man zu bearbeiten eilte. Auch die Künste nahmen einen schnellen und hohen Flug. Polygnotus veredelte die Gestalten; Apollodor und Zeuxis vervollkommeten das Colorit; Parrhasius gab seinen Figuren Leben und Reiz. Die Bildhauerkunst ging mit gleich starken Schritten neben ihrer Schwester einher.

„Welche mächtige Hand gab dem menschlichen Geiste diesen raschen Schwung, dieses thätige Leben? — Zum Theil der Zufall. Vielleicht ist immer ein gleiches Maaß von Talenten über die Erde verbreitet. Aber das Ohngefähr öffnet nur zu gewissen Zeiten neue Bahnen und weckt nur zuweilen die guten Köpfe aus ihrem Schlummer auf. Diese theilen dann zuerst das Gebiet des neuen Reichs unter sich; andere folgen ihnen nach und bauen sorgfältig die Fluren an, die jene nur flüchtig durchwandert hatten. Indeß bleibt doch nur den ersten Erfindern und Bearbeitern die Unsterblichkeit. Männer von gleichem Genie, die dieselbe

Bahn mit gleichem Glücke durchlaufen, treten in die Classe gewöhnlicher Menschen zurück. — Zum Theil gewisse besondere Umstände. In dem Anfang dieser großen Revolution wurde die Prose an die Stelle der Verse gesetzt. Es kamen mehrere Ideen in Umlauf, und diese Ideen wurden bestimmter ausgedrückt. Bald theilte sich Griechenland in mehrere Partheyen. Die Köpfe geriethen in Thätigkeit. Siegesfeste, öffentliche Schauspiele und Feyerlichkeiten aller Art wurden häufiger. Die Reichthümer strömten von allen Seiten zu. Religiosität und Ehrgeiz gaben dem Künstler Beschäftigung und Nahrung, und die Künstler selbst wurden durch Wetteifer belebt und angefeuert.

„Indessen wurden die Wissenschaften, welche früher aufgeblüht waren, langsamer befördert, und weniger begünstigt, als die Künste. Nur der Dichter, Redner und Geschichtschreiber wurden geschätzt. Die andern Zweige der Wissenschaften schossen, unbeschirmt und unbesorgt von dem Staat, von selbsten auf. Erst spät machte das Studium der Geometrie und Arithmetik einen Theil der Erziehung aus, und selbst noch zu Perikles Zeit verbannten die Athenienser die philosophischen Untersuchungen aus ihrem Staat.

„Man kann hieraus folgende Schlüsse ziehn. Einmal, daß die Griechen mehr diejenigen Talente schätzten, welche ihnen Vergnügen machten, als die, welche zu ihrem Unterrichte dienten. Zweytens, daß die Fortschritte der Wissenschaften mehr durch physische als durch moralische Ursachen, die

Fort.

Fortschritte der Künste hingegen mehr durch moralische als physische Ursachen befördert wurden. Endlich, daß die Athenienser Unrecht haben, sich den Ursprung und die Vervollkommung der Künste und Wissenschaften überhaupt beyzulegen. Das Theater ist ganz ihr Werk. Aber in allen andern Fächern haben die andern griechischen Staaten eben so viel große Namen aufzuweisen."

So weit unser Verfasser. Es sey uns erlaubt, hier einige Anmerkungen einzuschieben.

Die Athenienser maßten sich in der That viel zu viel an. Wenn man ihre Sophisten und Redner hört, so gab es keine Wissenschaft, welche nicht in Athen erfunden und vervollkommt, keine Kunst, welche nicht hier erzeugt und ausgebildet, ja selbst kein Bedürfniß, dessen Befriedigung nicht hier entdeckt und verfeinert worden. Die Natur der Sache selbst widerspricht diesen Anmaßungen. Die Entdeckung der Künste und Wissenschaften ist, wie jede Entdeckung, ein Werk des Zufalls, auf den in den allerwenigsten Fällen, weder das eigenthümliche Genie der Nation, noch die besondre Verfassung des Staats, noch das Clima und die natürliche Beschaffenheit des Landes einigen Einfluß hat. Die Wissenschaften und Künste werden daher in sehr verschiedenen Gegenden, zu sehr verschiedenen Zeiten entdeckt und getrieben, und gemeiniglich haben mehrere Völker ein gleich gegründetes Recht auf diese Ehre, wenn anders die Gaben des Zufalls eine Ehre genennt werden können.

Eine Zeitlang werden diese Kinder des Zufalls von einzelnen guten Köpfen gepflegt, deren Werke zerstreut, wie Goldkörner in dem Chaos einer ungleichartigen Materie funkeln, ohne doch ihren Glanz weiter, als auf die zunächst gelegnen Gegenstände auszubreiten. Oft verstreichen mehrere Jahrhunderte, ehe diese Masse sich scheidet und ordnet, ehe jeder Theil auf gleichartige Theile wirken und ihm sein Licht, seine Bewegung und Wärme auf eine leichtere Art mittheilen kann. Nur nach und nach und durch viele vorher gehende Veränderungen wird entweder der Geist der ganzen Nation, oder eines mächtigen Theils derselben so zubereitet, daß er die Vervollkommung und Veredelung der Künste und Wissenschaften erleichtert und befördert.

Hier, dünkt uns, hört die Wirkung des Zufalls auf. Was sich mehrmalen auf eine ähnliche Weise und unter ähnlichen Umständen zeigt, kann kein Werk des blinden Ohngefährs genannt werden. Und dieß scheint doch in der That der Fall mit den Epochen zu seyn, in denen die Künste in gewissen Ländern ihre höchste Blüthe erreichten. So verschieden auch die Gegenstände waren, welche in diesen reizenden Epochen der Geschichte der Menschheit veredelt wurden, und so verschieden auch die Arten dieser Veredlung waren, so scheint es doch, als wenn jederzeit gewisse Umstände derselben Art erforderlich gewesen wären, um diese Epochen selbsten hervorzubringen.

Unter jeder Nation, welche einmal aus den Schranken der Barbarey herausgetreten ist, wird sich

sich, wie unser Verf. sagt, wohl immer ein ohngefähr gleiches Maaß von Geist und Thätigkeit finden. Aber diese Thätigkeit wird nach Maaßgabe der Umstände, in welchen die Nation sich befindet, auf eine sehr verschiedene Weise angewendet. Befriedigung der nothwendigen Bedürfnisse, Befestigung der bürgerlichen Existenz, Erwerbung von Macht und Reichthümern scheinen die drey hauptsächlichsten Modificationen derselben in den verschiednen Perioden eines jeden Volks zu seyn, das nicht schon auf der zweyten Stufe seinem Schicksal unterlag. Aber wenn es hier obgesiegt, wenn es seine Gränzen gesichert, seine Nachbarn geschwächt und unterdrückt, seine Einkünfte berichtigt hat, so wird auf diesen Kampf ein Augenblick von Ruhe folgen, in welchem das Volk alle seine Wünsche befriedigt und sich selbst auf den Gipfel des Glücks erhoben glauben wird. Die Mühseligkeiten, welche es bis jetzt ertrug und bekämpfte, werden ihm ein Recht auf den Genuß des Wohlstands zu geben scheinen, den es mit so vieler Mühe errang. In diesem Zeitpunkt höchster Sinnlichkeit, in diesem Taumel, den das Gefühl des Wohlbefindens und des Ueberflusses einflößt, sieht es sich nach Vergnügungen um, die diesem Gefühl am analogesten sind. Bey den Atheniensern war dieser Zeitpunkt nach den persischen Kriegen, bey den Römern in der Periode von Ruhe, die ihnen die Regierung Augusts verschafte, in Frankreich nach Beendigung der bürgerlichen Kriege u. s. w. Bey diesen drey Nationen, bey denen die Künste eine wah-

re Periode hoher Blüthe gehabt haben, richtete sich der Geist des nach Genuß begierigen Volks zuerst auf die Poesie, und jede derselben veredelte diejenige Gattung derselben zuerst, die den Umständen, unter denen es sich befand, die analogeste war.

Es ist ungerecht hieraus mit unserm Verf. den Schluß zu ziehn, daß die Athenienser nichts zu den Fortschritten der nützlichen Wissenschaften beygetragen, sondern nur diejenigen Talente geschätzt hätten, die ihnen Vergnügen und Unterhaltung gewährten. Auch die nützlichen Talente wurden geschätzt und geehrt. Aber da sie sich erst dann äussern konnten, da die glänzende Periode der Dichtkunst vorüber war, also zu einer Zeit, da die angespannte Thätigkeit der Nation erschlafft und sein Enthusiasmus für das Talent überhaupt abgekühlt war, so mußten schon darum die Aeußerungen der Hochachtung schwächer seyn, wenn man auch nichts darauf rechnen wollte, daß die Wichtigkeit einer Wissenschaft nur von dem wahrhaft gefühlt und geschätzt werden kann, welcher Antheil an dem Nutzen nimmt, den sie verbreitet.

Auf der andern Seite ist aber auch soviel gewiß, daß sich die Athenienser mit Recht zwar nicht die Erfindung, aber doch die Veredlung und Vervollkommung der Wissenschaften zueignen konnten. Daß es vor der Periode ihrer höchsten Cultur auch in andern Theilen von Griechenland große Künstler und Dichter gegeben hatte, beweist nichts gegen sie. Die einzelnen guten Köpfe hatten auf ihr Zeitalter und ihre Mitbürger wenig gewirkt. Sie hatten

nichts

nichts beygetragen, den guten Geschmack gemein zu machen, so wie er es in Athen zu den Zeiten des Perikles ward. Eben so wenig beweisen die spätern Genies, welche nach dieser Zeit in andern Provinzen blühten. In Athen war der Funken angeschlagen worden, der seinen wohlthätigen Einfluß auf ganz Griechenland äußerte. Hier hatten die besten Köpfe zuerst die Fackel angezündet, bey deren Schein man Bahnen in noch unbekannten Gegenden aufsuchte. Nur diejenigen, welche diese Bahnen zuerst durchliefen, verdienen die Bewunderung der Nachwelt, und das ganze Heer auch der glücklichsten Nachahmer wird schon darum vergessen, weil es doch am Ende den Verfall des Geschmacks bewirkt und die Liebe zu den Künsten erstickt. —

In dem dritten Kapitel seiner Reise, bey Erzählung des Aufenthalts in Lesbos, nimmt der junge Scythe Gelegenheit von dem Alcäus und der Sappho zu reden, welche beyde aus dieser Insel gebürtig waren. Er entwirft den Charakter des ersten aus den wenigen Fragmenten, die uns von diesem Dichter noch übrig sind; eine Manier, welche in Frankreich nicht neu ist, und auch in Deutschland ihre Nachahmer gefunden hat. Aber so reizend sie durch die Lebhaftigkeit des dichterischen Ausdrucks wird, so unkritisch ist sie doch, da man durchaus nicht hoffen darf, sich auf diese Weise der Wahrheit auch nur auf das entfernteste zu nähern. Wenn der Begriff von Charakter immer zugleich den Begriff von Beständigkeit und Gleichförmigkeit in sich schließt, so sind wohl die Werke eines lyrischen Dichters ge-

rade diejenigen von allen Aeußerungen seines Charakters, aus denen er am wenigsten erkannt werden kann. Man verstehe uns recht. Es ist vom moralischen, nicht vom poetischen Charakter die Rede.

Den letzten entwirft der Verf. nach den Urtheilen des Dionyß von Halikarnaß und des Quintilian, aus welchem er auch das, für einen lyrischen Dichter sehr zweydeutige Lob entlehnt, daß sich Alcäus zuweilen bis zu der Höhe Homers erhebe. Zwar eigentlich sagt Quintilian nur so viel, Alcäus komme zuweilen dem Homer gleich. Ein Urtheil, welches verschiedne Auslegungen leidet, und welches wir gelten lassen müssen, da wir seine Kraft und Gründe nicht näher untersuchen können.

Den Charakter der Sappho sucht der Verf. zu entschuldigen und in einem mildern Lichte darzustellen, als in welchem man ihn zu sehen gewohnt ist. „Sie beschäftigte sich, (läßt er einen ihrer Landsleute sagen,) mit der Erziehung junger Frauenzimmer. Sie liebte einige von ihnen und diese Liebe drückte sie mit der Heftigkeit einer Leidenschaft aus. Vielleicht war ihre Zärtlichkeit eben so unschuldig und rein, als die Liebe des Sokrates, die sich so oft als wahre Leidenschaft äußerte. Sie hatte Feinde unter ihrem Geschlecht. Sie ward verfolgt und verließ ihr Vaterland, um eine Freystätte in Sicilien aufzusuchen. Eine unglückliche Liebe zu dem schönen Phaon brachte ihr den Tod in dem Meer.“ Den Geist ihrer Gedichte schildert

dert er wiederum mit den Worten eines Dionyß, Demetrius, Horaz und Longin. Eine Manier, die der Verf. selbst dann beobachtet, wenn er von Schriftstellern spricht, über deren Werke wir selbst noch urtheilen können. Sie hängt auch so ganz genau mit seinem Plan zusammen. Er wollte allenthalben nur mit den Augen der Griechen sehn. Die schöne Schilderung, welche er hier von dem poetischen Charakter der Sappho zusammensetzt, hat in unsrer Seele von neuen den lebhaftesten Schmerz über den Verlust der vortreflichsten Werke erweckt, die das Alterthum vielleicht jemals hervorgebracht hat. Sorgfältig hat die Zeit alle Fehler und vielleicht alle Verläumdungen aufbewahrt, welche der Neid auf das Andenken dieser Dichterinn gewälzt hatte; und das, wobey wir alle ihre Fehler vergessen hätten, die Werke ihres erhabnen und fruchtbaren Geistes, hat sie bis auf einige, größtentheils unbedeutende Zeilen zerstört!

Was wir schon beym Anfange dieser Beurtheilung bemerkten, daß der Verf. durch die Gesetze, die er sich bey Verfertigung seines Werkes machte, genöthigt ward, dem Enthusiasmus der Griechen nachzusprechen, und, weit entfernt das Urtheil derselben durch kaltblütige Kritik auf seinen wahren Werth zurückzuführen, noch selbst einen Zusatz eigner Begeisterung hinzubringt, dieses wird wiederum ganz vorzüglich in dem zwanzigsten Kapitel sichtbar, wo ihn der Aufenthalt zu Delphi auf die Beschreibung des bekannten Gemäldes von Polygnotus führt. Aus den Beschreibungen der Alten von den Gemäl-

den

den der berühmtesten Meister ist wohl soviel gewiß, daß kein Maler des Alterthums auf Vollkommenheit einen gegründeten Anspruch machen konnte. Richtigkeit der Zeichnung und Schönheit der Form waren vielleicht die einzigen Verdienste, deren sie sich mit einem vollkommnen Rechte anmaßen konnten, da sie hingegen weder von der Composition, noch irgend einer Art der Perspektiv, noch von der Wahrheit des Colorits, noch dem Helldunkel eine richtige Vorstellung gehabt haben mögen. Lessing hat dieses mit vielem Scharfsinn aus eben dem Gemälde des Polygnotus gezeigt, welches hier als ein Meisterstück der Kunst aufgeführt, und dessen Fehler selbst, der Mangel an Handlung, die Basreliefmäßige Composition, die Ueberladung an Figuren, zu Schönheiten erhoben werden. „Cassandra, heißt es unter andern, sitzt auf der Erde mitten zwischen Ulyß, Ajax, Agamemnon und Menelaus, welche unbeweglich an einem Altare stehn. Ueberhaupt herrschte in dem ganzen Gemälde jene dumpfe Stille, jene fürchterliche Ruhe, in welche Sieger und Besiegte fallen, wenn die einen des Mordens, die andern ihres Daseyns müde sind.“ Und weiter hin: „Rund um uns tadelte und erhob man wechselsweise die Fehler und Schönheiten dieses Gemäldes; aber jedermann stimmte darin überein, daß der Künstler bey der Behandlung dieses großen und weitläuftigen Süjets ungemein viel Verstand gezeigt habe, und daß er aus der großen Mannichfaltigkeit der einzelnen Theile ein reiches und prächtiges Ganze zusammen gesetzt habe.“ Wenn man hie-

hiemit die weitläuftige Beschreibung des Pausanias vergleicht, so findet man, daß er dem Maler manchen schönen Zug aus seiner Einbildungskraft geliehen habe. Vielleicht war es gerade die Trockenheit in der Schilderung des griechischen Reisebeschreibers, welche die Phantasie unsers Verfassers verführte, indem sie ihm nur einige Data und außerdem ein weites Feld gab, das sie mit ihren eignen Compositionen anfüllen konnte. Die Vorliebe des Verf. für die griechische Kunst that das ihrige hinzu, und er schilderte nun mit den lebhaftesten Farben seines blühenden Styls ein Werk, das größtentheils in seiner eignen Einbildungskraft existirt hatte, und wahrscheinlich eben so weit über das Werk des Polygnotus erhaben war, als die Beschreibung des Abts über die des Pausanias.

Ueber die Musik und ihre Wirkungen urtheilt der Verf. auf folgende Weise: „Die Musik war ehemals roh und sie machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf die Gemüther des rohen Menschen. Die hyperbolische Sprache der alten Welt erhub diesen Eindruck zum Wunder. Aber auch in den neuern Zeiten sehn wir die uneinigen Lacedämonier durch die Melodien Terpanders vereinigt. Die Athenienser stoßen dem Gesang des Solon zu gefallen einen allgemeinen Volksschluß um, und ihre Sitten bilden sich durch die Musik.“ Diese Beyspiele verlieren indeß einen großen Theil ihres Wunderbaren, wenn man sie genau untersucht. Terpander und Solon dankten wohl die Wirkung ihrer Lieder mehr den Umständen, als ihrem Gesange.

sang. Würden die Spartaner den erstern gehört haben, wären sie nicht schon vorher zum Frieden geneigt gewesen? Und hätten die Athenienser einen Volksschluß vernichtet, wenn sie nicht das leichtsinnigste Volk auf der Erde waren?

Zunächst (Kap. XXXIV.) stoßen wir auf die Beurtheilung einiger alten Dichter, mit der wir, die Wahrheit zu gestehn, sehr wenig zufrieden sind. Was vom Hesiodus gesagt wird, ist nur von der Oberfläche abgeschöpft. Der Verf. hält sich blos bey den Werken und Tagen dieses Dichters auf, und die weit wichtigere Theogonie wird dagegen ganz kurz abgefertigt: „Sie ist, heißt es, wie die Theogonien der ältesten griechischen Schriftsteller überhaupt, ein Gewebe von Absurditäten und undurchdringlichen Allegorien." Dieses hängt mit einem andern Urtheile zusammen, welches der Verf. weiter oben fällt: „Die Philosophie hebt erst mit dem Jahrhunderte Solons an. Vorher hatten die Griechen Theologen aber keine Philosophen. (nicht in unserm Sinn. Aber was waren denn die ältesten Theogonien anders, als das erste mühsame Bestreben, die erste rohe Aeußerung des philosophischen Geistes?) Unbekümmert um die Natur der Dinge, sammelten die Dichter die Lügen und den Aberglauben des Volks."

Weiter hin spricht der Verf. von Pindar mit pindarischer Begeisterung, eine Art zu charakterisiren, bey der es weit leichter ist zu glänzen, als zu nützen, und bey welcher man sich noch überdieses mit einer sehr oberflächlichen Kenntniß des Ge-

Gegenstandes, den man schildert, begnügen kann. „Pindar, sagt er, dankt seinen Ruhm vornämlich seinen Hymnen, die er zur Ehre der Götter an ihren Festen, oder der Sieger in den Kampfspielen verfertigte. Ein beschwerliches Geschäft. Das Lobgedicht muß zu einer bestimmten Zeit fertig seyn, man hat immer nur dieselben Gegenstände zu schildern; (so urtheilt man à priori. Aber der Sieg und die Art, ihn zu erringen, ist gar nicht Pindars Hauptgegenstand. Es ist der, durch den Sieg von neuem erweckte, belebte Ruhm des Siegers, seiner Ahnen, seines Vaterlands. Diesen Zirkel durchläuft Pindar fast in allen seinen Hymnen. Sein Stoff ist also so mannichfaltig als die Staaten- und Familiengeschichte Griechenlands.) und man läuft immer Gefahr, allzuweit über oder unter seinem Gegenstand zu bleiben. Pindars Geist ward durch diese Schwierigkeiten nicht eingeschränkt. Sein lebhaftes und ungezügeltes Genie kündigt sich durch unregelmäßige, kühne und ungestüme Bewegungen an. Bald sind die Götter der Gegenstand seines Gesangs: Er schwingt sich wie ein Adler zu dem Fuß ihres Throns. Bald die Sieger: Er stürzt wie ein brausendes Roß in die Rennbahn. (Was sich doch für ein Bild von Pindar hiebey der machen muß, der ihn nicht aus seinen Werken kennt. Wenn er nun bey dem Griechen selbst dieses Ungestüm aufsucht und ihn so ernsthaft, so feyerlich, so majestätisch einher schreiten sieht? In der That, wenn man Urtheile von dieser Art so häufig und selbst bey den besten Schriftstellern

finder,

findet, so wird man immer mehr geneigt zu glauben, daß die tiefe Verehrung, welche ein großer Theil von Menschen gegen die Alten hegt; weit seltener eine wirklich empfundne, sondern nur eine Ehrfurcht auf Anderer Treu und Glauben ist. Daher kömmt es denn auch, daß die Urheile, welche einmal von Männern von Gewicht und Ansehn bey einer Nation gefällt worden sind, Jahrhunderte hindurch fortgepflanzt werden. Unser Verfasser fährt fort:) „In dem Himmel und auf der Erde rollt er gleichsam einen Strom von erhabnen Bildern, kühnen Metaphern, starken Gedanken und funkelnden Denksprüchen. Einem Löwen gleich, der sich zu wiederholtenmalen auf unwegsame Pfade stürzt, und nicht eher ruht, bis er seine Beute ereilt hat, verfolgt Pindar mit einer Art von Wuth (acharnement) seinen Gegenstand, der sich wechselsweise seinen Blicken entzieht, und dann wieder von neuen erscheint. Er fliegt auf dem Pfade des Ruhms fort, und sein Geist arbeitet, um ihn auch seiner Nation sichtbar zu machen."

Die Fortsetzung im nächsten Stück.

IV. Lucians

IV.

Lucians von Samosata sämmtliche Werke. Aus dem griechischen übersetzt und mit Anmerkungen und Erläuterungen versehn von C. M. Wieland. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. Erster Theil. 1788. 450 Seiten und XLVI S. Vorrede. Zweyter Theil 464 S. Dritter Theil 456 S. Vierter Theil 472 S. in gr. 8.

Unter allen Arten von witzigen Schriftstellern können diejenigen, welche die Sitten, Thorheiten und Laster ihrer Zeit zu dem Gegenstand ihrer Satyre machen, immer am wenigsten auf den Beyfall und die Bewunderung der Nachwelt rechnen. Auf eine empfundene Bewunderung nämlich, die sich nicht langsam nach mannichfaltigen Operationen des Verstandes zu entwickeln braucht, sondern sich durch das Gefühl schnell und unmittelbar entzündet. Dieser letztern, sagen wir, müssen fast immer die Schriftsteller entbehren, die sich zu Richtern ihrer Zeitgenossen aufwarfen, und oft in

der Sittengeschichte ihres Jahrhunderts Epoche machten. Wenn sie sich genau an das halten, was sie vor sich sehn, wenn sie nur ihre Zeiten und ihre Nation vor Augen haben, nur die herrschenden Thorheiten verlachen und züchtigen, so ist dieser ihr Gegenstand seiner Natur nach allzu veränderlich, um auch noch den folgenden Jahrhunderten interessant zu seyn. Ihre Schilderungen können daher sehr richtig, und ihr Bestreben zur Vertilgung mancher Thorheit sehr wirksam gewesen seyn, und wir werden dennoch vielleicht eben da gähnen, wo ihre Zeitgenossen bewunderten, wenn das Zeitalter in dem sie lebten, allzu entfernt, und die Nation, für die sie schrieben, nicht durch besondere Bande mit uns verbunden ist.

Dieser Satz bedarf nicht sowohl eines Beweises, als einer Erläuterung; und diese mag das Beyspiel des Aristophanes geben, ein Beyspiel, das um desto passender scheint, da wohl die meisten unserer Leser mit diesem Namen den Begriff des witzigsten und launigsten Schriftstellers zu verbinden gewohnt sind. Aber man frage nur, worauf sich dieses Urtheil gründet, und wir müßten uns sehr irren, oder die meisten werden freymüthig gestehn, daß sie bey der Lektüre dieses berühmten Dichters noch weit mehr Langeweile und Verdruß als Vergnügen empfunden haben; daß ein guter Theil des letztern noch überdieses ein bloßes Vergnügen der Eitelkeit gewesen; daß sie von seinen gepriesenen Verdiensten nur sehr wenig wirklich gefühlt, und

nach

nach langer Mühe und anhaltendem Studium nicht weiter gekommen wären, als einzusehn, wie Aristophanes einen großen Eindruck auf seine Landsleute und Zeitgenossen habe machen, und wie er vielleicht sogar einigen Einfluß auf die Sitten habe erlangen können; daß die Bezeichnung der angesehensten Männer, die Nachäffung ihres Betragens und ihrer Reden, die Anspielung auf ehrwürdige Gebräuche, die Parodie der bekanntesten und schönsten Stellen aus den tragischen und andern Dichtern bey einem reizbaren Volke höchst wirksam und komisch gewesen seyn müsse.

Der größte Theil der satyrischen Schriftsteller ist mehr oder weniger in dem Falle des berufnen athenienfischen Spötters. Das, wodurch sie am meisten auf ihr Zeitalter wirkten, verschwindet für das Unsrige entweder ganz, oder es scheint wenigstens auf dem langen Wege durch mehrere Zeiträume seine Wirksamkeit und Kraft, wo nicht ganz, doch zum Theil verloren zu haben. Ein Einfall, welcher eines Commentars bedarf, wird durch die Erklärung selbst schon abgestumpft. Unsere Empfänglichkeit für denselben wird durch die Anstrengung vermindert, deren es bedarf, um dasjenige zu fassen, ohne welches wir ihn nicht verstehen können; und die kalte Einsicht, daß er unter den angezeigten Umständen glücklich und sinnreich sey, ist am Ende die ganze Frucht, die wir aus diesen Bemühungen ärnten können.

Nur dasjenige, was nicht temporell und lokal ist, nur dasjenige, was den guten Schriftsteller im Allgemeinen charakterisirt, bringt ihm die Bewunderung der Nachwelt zuwege und dient dem lokalen Witz zum Vehikel. Das Nützliche wird nur da bewundert, wo es nützlich ist, das Schöne allenthalben, wo es denkende und fühlende Wesen giebt.

Wenn also ein Schriftsteller, wie Lucian, nach einem Zeitraume von sechzehn hundert Jahren, noch immer so viele Leser und Bewunderer findet, wenn man zu seiner Gunst eine Ausnahme von der Regel zu machen scheint, über die wir eben sprachen, so kann die Ursache einmal diese seyn, daß des Schönen bey ihm weit mehr ist, als des Nützlichen, oder es können sich in ihm vielleicht mehrere Umstände vereinigen, die ihn unserm Zeitalter beynahe eben so werth machen, als er es dem seinigen war. Wir wollen sehn, ob wir einige von diesen entdecken können.

Alle Leser und Kenner dieses mit dem Namen des Spötters der Götter und Menschen, ich weiß nicht ob mehr geehrten oder verunglimpften Schriftstellers, werden leicht darinne mit uns übereinstimmen, daß er seinen Ruhm nicht blos der Materie, die er sich wählte, oder den temporellen Umständen verdankt, sondern daß er, unabhängig von seinem Stoff, eine Menge Reize und Vollkommenheiten besitze, welche ihn der Bewunderung der Nachwelt und des Studiums der Leute von Geschmack

schmack würdig machen. Eine reiche und blühende Sprache; die Kunst der Darstellung im höchsten Grad, und das Talent auch bekannten Dingen einen Anstrich der Neuheit zu geben; das feine Gefühl, das ihn lehrte, sich immer auf dem schmalen Wege zu halten, der sich durch das Allzuviel und das Allzuwenig hindurch schlingt; die Kenntniß der Mängel und Schwächen des menschlichen Herzens; der Anstrich der Bonhommie selbst bey der bittersten Satyre; — alles dieses sind Eigenschaften, welche einen Schriftsteller über das Zeitalter, in welchem er schreibt, erheben, und ihn zum Gesellschafter der Leute von Geschmack in allen Ländern und Jahrhunderten machen.

Aber auch dasjenige, was ganz besonders auf sein Zeitalter berechnet war, die Zeichnung und Züchtigung der Sitten der Römer und Griechen in dieser Epoche, hat ein weit größeres Interesse für uns, als die Aristophanischen Schilderungen des athenienſischen Volks; und die Geißel Lucians trift unser Jahrhundert mehr, als die Geißel irgend eines satyrischen Schriftstellers aus irgend einem nur etwas entferntern Jahrhunderte. In den Zeitaltern hoher Cultur sind sich die Menschen in Staaten von einerley Verfassung ziemlich gleich. Die Quellen ihrer Thorheiten und Laster sind dieselben, und nur die Art ihrer Aeußerung pflegt mehr oder weniger verschieden zu seyn. Aber keine Periode der alten Welt glich unserm Jahrhunderte mehr, als das Seculum Hadrians, und der Antoninen; und alle Thorhei-

ten desselben — und es hatte deren viel aufzuweisen. — finden sich in dem Unsrigen unter veränderten Namen und in einem modernen Aufzuge wieder. Wir können uns nicht enthalten, unsern Lesern das schöne Gemälde hier mitzutheilen, welches Hr. Wieland in der Einleitung zu der gegenwärtigen Uebersetzung Lucians von diesem Zeitraum entwirft. „Niemals (heißt es dort unter andern,) war der Hang zu übernatürlichen Wunderdingen, und die Begierde sie sich wahr zu machen, stärker gewesen, als in diesem gleichwohl sehr aufgeklärten Jahrhundert. Die alten ägyptischen Priesterkünste, die verschiedenen Zweige der Magie, alle Arten von Divinationen und Orakeln, die vorgeblichen geheimen Wissenschaften, die den Menschen mit einer fabelhaften Geisterwelt in Verbindung setzen und zum Gewalthaber über die Kräfte der Natur machen sollen, hatten sich wieder in fast allgemeine Achtung gesetzt; Personen von allen Ständen und Geschlechtern, große Herren und Frauen, Staatsmänner, Gelehrte, öffentlich angestellte und besoldete Philosophen von der Pythagorischen, Platonischen, Stoischen, ja sogar von der Aristotelischen Sekte dachten über diese Dinge nicht besser, als der einfältigste Pöbel; neue Orakel kamen zum Nachtheil der alten in Credit und erhielten den größten Zulauf; man glaubte an wunderthätige Statuen und Gnadenbilder. Der Geist der Zeiten vereinigte, gleich dem Kaiser Hadrian, alle nur ersinnliche Widersprüche in sich; man glaubte alles und

glaubte

glaubte nichts; man scherzte in Gesellschaft über Dinge, wovor man allein oder im Dunkeln zitterte; und die Eitelkeit für aufgeklärt zu passiren, konnte bey einer Classe von Menschen, die sich vor der geringsten Anstrengung des Verstandes scheut, und weder Geduld noch Zeit zum Untersuchen hat, nicht besser befriedigt werden, als durch den bequemen Mittelstand zwischen Skeptizismus und Leichtgläubigkeit, wo man alles bezweifelt, was man glauben, und alles glaubt was man bezweifeln sollte; eine Gemüthsverfassung, worin man blind und taub gegen die wichtigsten Wahrheiten ist, so bald sie nur durch anhaltendes scharfes Nachdenken erkannt werden können: hingegen sich von den ungereimtesten Hirngespenstern täuschen läßt, sobald sie sich in einer geheimnißvollen Hülle darstellen, und kurze Nord-West-Passagen zu erhabenen, alles umfassenden Wissenschaften und übermenschlichen Künsten versprechen."

Diese Aehnlichkeit der Sitten so verschiedner Zeitalter, welche uns schon ein flüchtiger Blick auf die Dinge um uns her bey der Lektüre Lucians bemerken läßt, giebt einen ziemlich befriedigenden Aufschluß über das Wohlgefallen, das wir noch itzt an seinen Werken finden. Die Afterphilosophen, welche niemals leben, wie sie lehren; die Fanatiker, welche dem Verstand Erleuchtung zu verschaffen versprechen und ihn verdunkeln, und eine Menge andre Originale, welche der Satyr des Samosatensers verfolgt, sind nur durch ihren Man-

tel, ihren Bart und ihren Jargon von den Afterphilosophen und Fanatikern unsers Jahrhunderts verschieden; und seine Geißelhiebe treffen sie, ohne es zu beabsichtigen, nur um desto gewisser und heftiger.

Dieß paßt indeß nicht auf einen Theil der Lucianischen Werke, welche ihm fast in allen Zeitaltern Leser und Freunde gewonnen haben; ich meyne auf seine kleinen Göttergespräche und einen großen Theil seiner Dialogen in der Unterwelt. Uns dünkt — und hierauf scheint Hr. W. in seiner sonst vortreflichen Einleitung nicht genug Rücksicht genommen zu haben — uns dünkt, man müsse in diesen und einigen andern Werken den Samosatenser weit mehr als Sophisten behandeln, als man gemeiniglich thut. Wir wenigstens sehen in diesen Gesprächen weder den großen und wichtigen Zweck, die Menschen vom Aberglauben zu heilen, den Hr. W. in ihnen findet, noch auch die verabscheuungswürdige Absicht alle Religionen zu untergraben, die Bayle in ihnen entdeckt, sondern wir betrachten sie als Uebungen des Witzes, dergleichen die Rhetoren zu Lucians Zeiten über allgemein bekannte oft schon längst erschöpfte Gegenstände anstellten. Diejenige Classe von Lesern, für welche Lucian schrieb, war ganz gewiß über die alte Mythologie vollkommen einverstanden. Kein Mensch von Erziehung und hellem Kopf, sagt Hr. W. glaubte mehr an diese Possen, und er zieht hieraus die sehr richtige Folge, daß man es Lucian nicht zum Verbrechen

an-

anrechnen dürfe, sich über einen Gegenstand lustig gemacht zu haben, den jedermann lächerlich fand. Mit eben dieser Gewißheit glauben wir aber auch daraus folgern zu können, daß Lucians Spöttereyen über einen so wenig bestrittenen Gegenstand in seinem Zeitalter unmöglich von großem Nutzen seyn konnte, und er sie folglich mehr in der Absicht durch seinen Witz zu belustigen, als zu irgend einem andern ernsthaften Zwecke niedergeschrieben habe. Die alte Mythologie war damals gerade noch interessant genug um sie zu belachen, aber viel zu verachtet, um jemand davon belehren zu wollen.

Bayle betrachtete diese Spiele des Witzes nicht aus dem rechten Gesichtspunkte und sein hartes Urtheil über dieselben verräth, ich weiß nicht ob, mehr falschen Eifer oder mehr Unkenntniß der alten Welt. In einem Zeitalter, in welchem die berühmtesten Tempel leer standen, und das Fleisch der Opferthiere keinen Abgang mehr fand, konnte es wohl niemanden einfallen, weder, sich aus Uebermuth an der Legende der Götter zu vergreifen, noch denen, die die Fabeln der Dichter verlachten, den Namen von Religionsspöttern und Ketzern aufzuheften. Ja es hat wohl niemals eine Zeit in Griechenland gegeben, wo diese Legende in einem so hohen Ansehn stand, daß sie einen wesentlichen Theil der Religion ausmachte, und es ist wohl ziemlich ausgemacht, daß die erste niemals mit der letztern verwechselt, sondern immer als etwas

ganz verschiednes von der Religion betrachtet wurde. Die Fabeln der Dichter waren nicht die Dogmatik der Griechen, und ihre Religion bestand nicht sowohl in dem Glauben an gewisse Wahrheiten, als vielmehr in der Ausübung gewisser Ceremonien, welche theils durch den Gebrauch, theils durch die Gesetze geheiligt waren. Wer überhaupt die Gottheit nicht läugnete, wer ihre Feste als ein guter Bürger feyerte, und ihnen zu gewissen Zeiten opferte, der mochte von den Göttern und ihren Thaten halten, was er wollte, man frug nicht darnach, man machte ihm kein Verbrechen daraus, und man gab die Fabeln der Dichter den Comikern und den Scurris Preiß.

Wir kehren auf unsern Weg zurück. Derjenige Theil der lucianischen Schriften, deren Gegenstand die Mythologie ist, hat für uns beynahe dasselbe Interesse, das er für die Zeitgenossen ihres Verfassers hatte. Wir kennen die Fabeln, auf denen alles beruht, aus denselben Quellen, aus denen die Alten und Lucian schöpften, wir lernen sie in unserer zarten Jugend, und die meisten von ihnen sind uns eben so bekannt, als die Begebenheiten der Patriarchen und die jüdischen Mythen der Urwelt; wir verstehen die meisten, selbst die entferntern Anspielungen; keine Parodie geht für uns verloren, und wir haben endlich eben das Recht über den lucianischen Jupiter zu lachen, als die aufgeklärten Unterthanen Hadrians, die ohne die Knie zu beugen vor dem Tempel des obersten der Götter vorübergingen.

Es

Es findet sich indeß unter den Werken Lucians keine geringe Anzahl von solchen, die nur dem Gelehrten als Gemälde eines Zeitalters gefallen, für das er sich interessirt, einige auch nur blos wegen ihrer Gelehrsamkeit. Einige andere gefallen niemand als dem enthusiastischen Bewunderer alles dessen, was alt ist, und dieß sind vornämlich diejenigen Schriften, welche nur in einer rhetorischen Absicht geschrieben sind. Diese stehen in gleichem Range mit den Declamationen eines Maximus Tyrius, eines Dio Chrysostomus, Aristides, und der größte Theil ihres Werthes besteht in ihrer Sprache und darin, daß sie Bruchstücke der Litteratur eines Volkes sind, von dem uns alles werth und schätzbar seyn muß.

Indem wir auf diese Art die Ursachen entwickelt haben, warum uns die Schriften dieses witzigen Sophisten auch noch heut zu Tage eine angenehme und unterhaltende Lektüre gewähren können, so haben wir damit zu gleicher Zeit so viel gezeigt, daß eine gute Uebersetzung desselben nicht nur ein sehr angenehmes Geschenk für unsre Zeitgenossen ist, sondern daß dieses Unternehmen auch weniger Schwierigkeiten auf sich habe, als die Uebersetzung eines jeden andern witzigen Schriftstellers haben würde, dessen Zeitalter und Denkungsart mehr von dem unsrigen verschieden wäre, und der sich mit Gegenständen beschäftigt hätte, die entweder gar nicht mehr, oder doch in ganz verschiedner Gestalt unter uns zu finden sind. Hiezu kömmt selbst noch Lucians rhetorischer

Styl,

Styl, welcher ohne Zweifel weit leichter nachzubilden ist, als der ungeschmückte Vortrag eines Xenophon oder Herodot.

Herrn Wielands Wahl konnte also kaum glücklicher fallen, als auf diesen Schriftsteller, den er nicht erst seit heut und gestern kannte, sondern den er seit langer Zeit geliebt, studiert und nachgeahmt hatte. Seine Kenntniß der griechischen Sprache, seine Gewandheit im Styl, sein Lucianischer Geist — alles dieses berechtigte ihn zu einer Arbeit, von der er in der Vorrede vielleicht mit allzu großer Bescheidenheit spricht. Wir setzen seine eignen Worte hieher: „Ich bin mir dessen bewußt, was ich leisten wollte; aber wie dürfte ich hoffen, es immer und überall wirklich geleistet zu haben? Die Gelehrten, die ihn mit Geschmack in ihrer eignen Sprache lesen, können allein von den Schwierigkeiten einer Arbeit urtheilen, die oft da am schwersten ist, wo sie am leichtesten scheint; und sie sind es, von denen ich mir die meiste Billigkeit und Nachsicht verspreche — wie sehr ich auch gewünscht hätte, der letztern nicht nöthig zu haben. Sie werden es vielleicht am ersten gut heißen, daß ich hier und da, aus einerley Grunde, bald kürzer bald weitläuftiger im Ausdruck bin, als Lucian; daß ich seine eleganten Tautologien (eine Art von damaliger Modeschönheit, an die unser Geschmack sich nicht wohl gewöhnen kann) überall, wo sie ihm nur Schaden gethan, zu vermeiden gesucht, dagegen aber auch ihm zuweilen Worte geliehen habe,

um

um seine Gedanken desto sichtbarer zu machen. Vielleicht hat er gleichwohl durch eine zu sorgsame Bemühung, mich nicht zu weit von seiner Manier zu entfernen, nur zu oft etwas von seiner Eleganz verloren: und ich wünschte daher, daß Leser, denen seine Sprache fremd ist, um sich nicht an den lucianischen Grazien zu versündigen, sich lieber einbilden möchten, daß er von dieser Seite viel verloren habe." —

Allerdings verloren — aber nur soviel, als ungefähr jeder Schriftsteller unter den Händen auch des geschicktesten Uebersetzers verlieren muß. Denn auch der geschickteste Uebersetzer ist doch nicht der Schriftsteller selbst, und nie ist eine treue Uebersetzung wie ein Originalwerk geschrieben. Wir haben einen großen Theil dieser Arbeit mit dem größten Vergnügen gelesen, und in ihr die meisten Foderungen erfüllt gefunden, welche Hr. W. nur immer selbst an sich machen konnte. Sie ist getreu, sie schmiegt sich genau an das Original an, und liest sich gleichwohl in den meisten Stellen, wie ein Original. In den meisten Stellen — aber doch nicht in allen. Oft dünkt uns die Uebersetzung allzu getreu; oft ist der Sprache Gewalt angethan, um sie ganz der Form des griechischen Textes anzupassen. Auf der andern Seite entfernt sie sich wiederum von dem Original und paraphrasirt, wo unserm Gefühl nach die wörtliche Uebersetzung deutlicher, runder und kräftiger gewesen wäre. Wir sind weit entfernt, hierdurch Hrn. W. Verdienste um Lucian schmäh-

lern

lern zu wollen. Wir kennen die Schwierigkeiten, welche jeder Uebersetzer aus einer der Deutschen so wenig analogen Sprache, als die griechische ist, zu überwinden hat, und wir fühlen, daß die Eigenthümlichkeiten des Lucianischen Dialogs diese Schwierigkeiten hin und wieder vermehren mußten. Und sollte es endlich nicht auch verzeihlich seyn, wenn sich bey einer so langen Arbeit die Lust zum Feilen und Bessern nicht immer gleich stark erhalten hätte?

Die unzähligen Schwierigkeiten, welche die so oft undankbare Arbeit des Verdeutschens hat, sind den wenigsten Uebersetzern bekannt. Sie glauben, es sey nichts leichter als das, was Andere gedacht, nachzusagen, und ihr einziges Bestreben geht dahin, deutsche Worte an die Stelle der griechischen oder lateinischen des Originals zu setzen. Ihre Arbeiten sind daher Zwitter, welche keinem Zeitalter, keiner Nation und Sprache eigentlich angehören, die niemand versteht, ohne das Original zur Seite zu haben, und die kaum für den Anfänger als fortlaufende Commentare zu brauchen sind. Für diese Uebersetzer ist es vielleicht nützlich, wenn man ihnen zeigt, daß die aufmerksame Kritik selbst an den Arbeiten eines Wieland Flecken entdeckt, die, ohne zwar den Geist des Schriftstellers zu tödten, dennoch den ruhigen Genuß der Lektüre zu stören im Stande sind. Wir wählen zu dieser Absicht den Charon, oder die Weltbeschauer, eines der vortreflichsten Gespräche und der sinnreich-

reichsten Ausarbeitungen Lucians, welches wir sorgfältig mit dem Original verglichen haben.

Gleich im Anfang dieses Gesprächs (S. 163. 2. Th.) scheint uns in der Anrede Merkurs die Wendung mehr griechisch als deutsch zu seyn. „Und was bedeutet es, daß du deinen Kahn im Stich gelassen hast und heraufgekommen bist, du, der bis auf diesen Tag so wenig gewohnt war, sich in die Angelegenheiten der Oberwelt einzumengen. Dieß klingt in der That etwas steif. Wer in einem so vertrauten Tone spricht, daß er sich die Ausdrücke, was bedeutet es und im Stich lassen erlaubt, sagt gewiß nicht du der u. s. w. Ueberhaupt scheint es, als wenn sich Hr. W. aus allzugroßer Gewissenhaftigkeit in dem Periodenbau zu enge Grenzen gesetzt habe. Er will immer dem Griechen seinen Perioden nachbilden, und er fällt darüber oft in eine Weitschweifigkeit, von der das Original nichts weiß. Die Ursache liegt ganz natürlich in der zu großen Verschiedenheit der deutschen und griechischen Wortfügung. Verbindungen durch Partizipien sind dem Griechen geläufig und machen den Dialog gedrängt und leicht. Wir brauchen die Partizipien selten, und die Auflösungen derselben durch, da, der u. s. w. sind meistens schwerfällig, oft undeutsch. Wie unangenehm ist es zum Beyspiel hier, daß durch diese Auflösung das, was der natürlichen Art zu reden gemäß in der zweyten Person stehen sollte, in die dritte zu stehen kömmt; gewohnt war, sich u. s. w.

u. s. w. Wir würden übersetzt haben: „Du warst ja sonst eben nicht gewohnt, dich um die Angelegenheiten der Oberwelt zu bekümmern." Denn auch das Wort einzumengen dünkt uns für den gegenwärtigen Fall viel zu stark. Charon kömmt auf die Oberwelt; irgend ein Geschäfte muß ihn hierher treiben: aber mengt er sich deshalb in die Geschäfte? Wir bemerken noch, daß es wenigstens zu mengen, aber nicht einzumengen heißen müßte. — Eben so wenig gefällt uns die Antwort des Fährmanns: Es ist mich eine Lust angekommen, Merkur, zu sehn ꝛc. wo die Regeln der Sprache erfordern: Es kam mich eine Lust an, wie aus dem folgenden Satz zur Genüge erhellt: Ich bat mir also auf einen einzigen Tag Urlaub vom Pluto aus, meine Fähre zu verlassen. Hier scheint uns Urlaub gegen den Sprachgebrauch zu seyn. Urlaub heißt schon die Erlaubniß sich zu entfernen, und wird daher immer absolute gesetzt. Man sagt: Er hat Urlaub genommen, man hat ihm Urlaub gegeben aber nicht, man hat ihm Urlaub gegeben wegzugehn. In diesem Fall sagt man immer Erlaubniß. — Charon bittet den Merkur ihn herumzuführen. Merkur antwortet: Ich habe nur keine Zeit dazu, lieber Fährmann. Hr. W. wollte durch dieses nur die innre Bereitwilligkeit Merkurs anzeigen, die er aber durch die Umstände zu beweisen verhindert wird. Aber man sagt nicht: ich habe

nur

nur keine Zeit dazu, sondern: Wenn ich nur Zeit dazu hätte. Der griechische Text macht auch dieses nicht nöthig; sondern es könnte heißen: Ja dazu hab' ich keine Zeit. — Denn ich bin im Begriff, für den Jupiter da oben ein gewisses Geschäftchen, menschliche Angelegenheiten betreffend, auszurichten. Ein Geschäft, welches Angelegenheiten betrift, will uns nicht recht gefallen. Aber warum ein Geschäftchen? Und warum ein gewisses Geschäftchen? Wird man hier nicht veranlaßt mehr zu vermuthen, als Lucian vielleicht sagen will? — Durch das Einschiebsel: auf den Einfall kommen, wird der ganze Periode äußerst schleppend, weil nun ein vierfaches Gerundium folgt. — Und über die heilige Himmelsschwelle hinaus zu werfen — von der Himmelsschwelle hinab sagt Lucian, und so muß es auch der Natur der Sache nach heißen, wenn sogleich der Fall von einer unermeßlichen Höhe herab, und also die Ursache des Schadens, den Vulkan nahm, angezeigt werden soll. — Der Schluß dieses Perioden ist nicht sehr glücklich gefunden: damit der Hinkenden zwey wären, die den Göttern was zu lachen gäben, wenn sie, bey Gelegenheit, der schönen Hebe in das Mundschenkenamt pfuschen. Die dritte Person der Zeitwörter, gäben, pfuschen, thut eine üble Wirkung und macht den Satz schleppend: der Hinkenden zwey ist außer dem Ton, und der letzte Zug ist nicht vom Lucian. Dieser sagt blos: damit ich auch mit meinem lahmen Fuß

etwas zu lachen gäbe, wenn ich den Göttern Wein einschenkte. — Es würde dir gleichwohl nicht übel anstehn ist hier wohl schwerlich der richtige Ausdruck: Es wäre doch wohl billig, sagt Lucian. — S. 165. Die Worte mit deinen breiten Schultern sind nicht so gestellt, daß man gleich den Gegensatz fühlte, den sie mit den Worten: während ich alter Mann — machen. Deutlicher vielleicht würde es heißen: Deiner breiten Schultern ohngeachtet liegst du auf dem Verdeck und schnarchst, während ich alter Mann mit zwey Rudern allein arbeiten muß. — Daß ich dir aber alles der Ordnung nach zeige, das ist schlechterdings keine Möglichkeit, dürfte schwerlich eine deutsche Wortfügung seyn. — Wenn, während wir über den Styx fahren, bey stürmischen Wetter — ist hart und steif. Dießmal machte nicht einmal die strengste Treue das Einschiebsel nothwendig. Lucian hat keinen Perioden. Du weißt ja, Merkur, heißt es bey ihm, was ich immer sage, wenn wir über den Styx fahren. Wenn da etwa der Wind u. s. w. — Da wollt ihr andern, die von diesen Dingen nichts verstehn. Wiederum die dritte Person, ganz gegen den Gebrauch! Warum nicht: die ihr die Sache nicht versteht? — S. 167. Hr. W. nimmt an, daß Merkur, um einen hohen Standpunkt zu finden, sich ein wenig in die Luft erhebe, und umherschaue. Sollte dieß wohl Lucians Idee gewesen seyn, oder sollte er nicht zum voraus gesetzt haben,

daß,

daß, da Merkur so gut auf der Erde bekannt war, er sich nur ein wenig zu besinnen brauche, um sich zu erinnern, welcher Berg wohl der höchste seyn dürfte. Dazu unterscheidet man ja die Höhe der Berge von oben herab weit weniger als von der Erde aus. Wir stellen uns den Merkur blos nachdenkend vor. — Nur müßtest du mir freylich Hand anlegen helfen. Man kann mit jemand Hand an etwas legen, man kann in der Ausführung einer Sache helfen. Aber Hand an etwas legen kann man niemanden helfen. Es sollte heißen: Nur müßtest du auch mit Hand anlegen. — Die beyden Söhne des Riesen Aloeus. Beyden drückt die Nüance nicht ganz aus. Lucian sagt: deren auch nur zwey waren. S. 168. in der Meynung, daß es ihnen dann etwas leichtes seyn würde, vollends in den Himmel hinaufzukommen. Vollends findet hier schwerlich statt. Auch sagt dieß Lucian nicht, sondern: daß es ihnen dann etwas leichtes seyn würde in den Himmel hinanzusteigen. — Das nicht; aber die Unternehmung scheint mir so ungeheuer groß zu seyn, daß ich mir nicht vorstellen kann, wie wir damit zu Stande kommen werden. Dem Original getreuer: Aber die ganze Sache scheint mir ungeheuer und übertrieben zu seyn. — Dem grosherzigen Homer. Warum nicht, dem erhabnen Homer? — Ich begreife gar nicht, wie Dir das so außerordentlich vorkommt, da dir doch nicht unbekannt seyn kann — wie dir das vorkommt,

würde heißen: in welcher Gestalt dir diese Sache erscheint; von welcher Seite du es nimmst. Z. B. Wie kömmt Ihnen das vor: ich weiß selbst nicht, wie mir es vorkam. Aber dieses ist hier gar nicht der Sinn. Merkur sucht dem Charon die Fabel von den Aloiden durch eine Induction begreiflich zu machen. Er erinnert ihn an eine andre ähnliche Sage, die ihm nicht unbekannt seyn konnte, und begreift also nicht: wie ihm das so außerordentlich vorkommen kann, da er doch wissen muß. — Und also uns alle mit dazu. Und und uns, also und alle klingt eben nicht gut; mit dazu schleppt. S. 120. Und unversehns mit uns zusammenstürze. Lucian ist hier etwas weitläuftiger, ohne doch weitschweifig zu seyn: daß wir nicht mit sammt der Maschine herunterfallen und uns über die homerische Baukunst die Schädel einschlagen. — Halte mich nur fest bey der Hand. Uns dünkt der Sprachgebrauch erfodre: — Halte dich nur fest an meine Hand. Merkur ist's, der die Hand hinreicht. Charon ergreift sie und hält sich an dieselbe an. S. 171. Einer wurde, denke ich, von einem andern auf den folgenden Tag zu Gaste gebeten. Der Ort, welchen die Worte denke ich hier einnehmen, giebt einen andern Sinn, als derjenige ist, welchen Lucian beabsichtigt. Es scheint hier, als wenn Charon bey dem ganzen Vorfall seiner Sache nicht recht gewiß wäre, da es doch nur ein einziger Umstand ist, den er nicht gewiß weiß, nämlich ob jener zum Gastmahl oder zu etwas anderm gebeten

wor-

worden ist. Beym Lucian heißt es: ἐπὶ δεῖπνον, οἶμαι, κλῆσις. Es lud einer einen andern, ich denke zu einem Gastmahl ein. — Setze dir, so wie ich die Verse ausspreche, den Glauben recht fest in den Kopf. Für die Sprache des Dialogs ist dieß sehr gezwungen; und für den Ausdruck Lucians sind diese Worte zu stark. Wenn Lucian sagt μέμνησο μηκέτι ἀμβλυώττειν, so spielt er damit wohl seiner Gewohnheit nach auf den homerischen Sprachgebrauch an, wo es zuweilen heißt: seyd eurer Stärke eingedenk, seyd des Treffens eingedenk; statt: braucht eure Stärke, fechtet. Diese Anspielung war freylich in unsrer Sprache nicht auszudrücken. Aber besser wäre es doch wohl gewesen zu sagen: Wenn ich die Verse ausspreche, so glaube nur nicht mehr blind zu seyn. — S. 172. Charon fragt: Apropos: soll ich dich auch in homerischen Versen anreden? und Merkur antwortet hierauf: Aber wie wärest du zu dieser Bekanntschaft gekommen? Aber ist hier nicht glücklich gewählt. Merkur drückt sich beym Lucian verächtlicher aus: wo wärest du denn zu homerischen Versen gekommen? warst du doch Zeitlebens nichts als ein Schiffsmann. Charon antwortet hierauf bey Hr. W.: Siehe, wie verächtlich du von der Kunst sprichst. Von meiner Kunst vermuthlich. Die Kunst absolute wird unsers Wissens nur von den bildenden Künsten gesagt. S. 173. Charon erzählt, Homer habe bey der Ueberfahrt die Seekrankheit bekommen und eine Menge Verse von sich

gegeben: und endlich sogar die Scylla und Charybdis und den großen Cyklopen, mit der Fichte statt eines Spazierstocks in der Hand, herauswürgen mußte. Man weiß nicht recht, ob es Homer ist, der während dieser Operation die Fichte in der Hand hält, oder der Cyklope. Lucian hat diesen Zug nicht. Und war es nicht schon so seltsam genug den Homer den Cyklopen von sich geben zu lassen? Mußte diese Idee noch mehr in das Abentheuerliche gearbeitet werden? — Von dem unbezwingbarsten aller Gegenkämpfer. Dieses Wort hat im Deutschen keinen Cours, wahrscheinlich weil es keinen andern Begriff ausdrückt, als das einfache Kämpfer, wobey man immer auch einen Gegner zu denken gezwungen ist. Von dem unbezwingbarsten aller Kämpfer hätte, dünkt uns, eben das gesagt. S. 124. Das große Reich, das die Meder schon so lang inne hatten. Inne bezeichnet immer einen begränzten Raum. Man sagt daher wohl ein Reich inne haben, wenn Reich so viel, als das Land ist, in dem man wohnt. Hier ist es die Herrschaft (ἀρχη). — Um durch Ueberwindung des Krösus der größte Herr in Asien zu seyn. Da die Sache noch zukünftig und die Ueberwindung des Krösus vorher gehn muß, ehe Cyrus der größte Herr von Asien ist, oder seyn kann, so muß es nothwendig heißen: zu werden. S. 176. Goldne Ziegeln, die er dem Apoll zur Dankbarkeit verehrt. Die Dankbarkeit ist der Zustand der Seele, welcher uns antreibt,

dank-

dankbar zu seyn. Man kann also etwas aus Dankbarkeit geben; man kann zur Dankbarkeit auffordern u. s. w. aber zur Dankbarkeit verehren kann man doch wohl schwerlich etwas. — Seines Unterschiedes vom Kupfer wegen ist das doch wohl nicht der Mühe werth. Dieses ist nur durch Vergleichung des Textes verständlich. Dort heißt es ganz natürlich: Ist es möglich? um dieses Metalls willen, das so wenig von Kupfer verschieden ist? — S. 177. Du glaubst also den Gott glücklich zu machen, wenn er zu allem übrigen auch noch goldne Ziegeln besäße? Uns dünkt der deutsche Sprachgebrauch erfordre: wenn du ihn nun auch noch in den Besitz von goldnen Ziegeln setzest. — 180. Oder wer könnte glauben, daß in kurzer Zeit dieser in Ketten seyn, jener seinen Kopf in einem Schlauche mit Blut stecken haben werde. Sollte dieß wohl etwas anders, als ein Gräcismus seyn? und müßte man nicht sagen: und der Kopf von jenem in einen Schlauch mit Blut werde gesteckt werden. — Den er in einem eben aufgeschnittenen Fisch gefunden hat; statt: den er eben in einem aufgeschn. u. s. w. — Du bringst ja schon wieder homerische Halbverse an. Halbverse? Diese genaue Bestimmung ist wohl schwerlich in dem Ton des Dialogs. Merkur wundert sich über Charons Gelehrsamkeit. Was liegt also daran, ob es ganze oder halbe Verse sind? Lucian ist nicht so genau: Du parodirst treflich, Charon, sagt er (εὖγε παρῳδεῖς). S.

 182.

182. Indessen einige wie die Wespen herumfahren, und die Schwächern vor sich her treiben. ἄγουσι μὴ φέρουσι sagt Lucian. Eine Art zu reden, die beym Homer, und nach ihm bey den Historikern immer so viel bedeutet als rauben und plündern. S. 183. Und er greift in die Luft, ungefähr wie du in der Hölle den Tantalus mit ewig trocknen Lippen nach dem Wasser schnappen siehst, das so nahe an seinem Munde hinfließt. Lucian ist hier kürzer und nüchterner, und, wie uns dünkt, mit großem Recht. Bey einem Gegenstande, der dem Charon so bekannt seyn mußte, bedurfte es nicht mehr als eines Worts. Sie lassen ihn stehn, heißt es, und schnappen, und fliegen immer davon, wie es unten bey euch dem Tantalus mit dem Wasser geht. — Siehst du nicht, als ob eine Menge Spinnefaden auf die einzelnen Menschen herunterliefen. Als ob soll καθάπερ ausdrücken; aber dieses gehört nicht zu ὁρᾷς sondern zu ἀράχνια, Faden, die den Spinnefaden ähnlich sind. Aber dem möchte seyn, wie ihm wollte, siehst du nicht, als ob ist eine undeutsche Wortfügung. — Aber wenn der Faden die Last nicht mehr tragen kann, bricht er ab, und der Fall verursacht einen desto größern Klopf. Man sagt zwar von einem Zeuge, daß er bricht, wenn er in den Brüchen oder Falten zerreißt, aber von einem einzelnen Faden sagt man, daß er zerreißt. Das Wort Klopf erinnern wir uns auch weder gelesen, noch da gehört zu haben, woher man die Bücher-

spra-

sprache bereichern kann. Kurz vorher heißt es: diese Verschlingungen bedeuten entweder, daß einer vom Schicksal bestimmt sey von des andern Hand zu sterben, wo es unserm Gefühl nach heißen muß: daß einem vom Schicksal bestimmt sey. Man sagt: Er ist vom Schicksal bestimmt, seinen Freund zu tödten; und: Es ist ihm von Schicksal bestimmt von seines Freundes Hand zu sterben. — Charon fällt dem Merkur bey seiner Erklärung ein: Das ist lächerliches Zeug, Merkur! was beynahe wie ein Tadel dessen klingt, was Merkur hier vorgebracht hat. Das ist lustig genug sagt Charon beym Lucian. Merkur antwortet hierauf: In der That es ist nicht mit Worten auszusagen. Mit Worten scheint uns überflüßig. Man sagt blos: Es ist nicht auszusagen, was so viel bedeutet, als, es ist nicht mit Worten (sagend) auszudrücken. S. 185. ich sinne in mir selbst nach: ist ein Gräcismus. Ich denke bey mir nach, sagt man. Auch die folgenden Worte sind mehr griechisch als deutsch. Ich sinne nach, wo doch wohl das Angenehme, das sie vom Leben haben, sitze, und was das seyn könne, dessen Verlust sie so traurig macht. Wir würden übersetzt haben: ich sinne nach, was denn nur das Leben eigentlich für Freuden für sie habe, und was das für Güter seyn mögen, deren Verlust sie so traurig macht. S. 187. Kann wohl etwas ungereimteres seyn, als die armen Leute so hitzig um Herrschaften — mit einander ringen zu sehn. Dieß kann Lu-

 cian

cian unmöglich gesagt haben. Darinne, daß man den Thorheiten der Menschen zusieht, kann nichts ungereimtes seyn. Die Handlungen der Menschen selbst sind ungereimt, nicht ihr Anblick. Vermuthlich hat Hr. W. schreiben wollen: Kann man wohl etwas ungereimteres sehn. — Meynst du also nicht, ich soll zu ihnen herabschreyen dürfte wohl schwerlich grammatisch richtig seyn. Was meynst du? würden wir gesetzt haben, wenn ich zu ihnen hinabschrie? — Das folgende: O ihr Thoren, wie mögt ihr euch doch so emsig nach solchen Dingen beeifern, dünkt uns sehr undeutlich gesagt. Dem Original getreuer würde es heißen: O! ihr Thoren, warum bemüht ihr euch so ängstlich um diese Dinge? — Höret auf euch abzueschern. Dieses Wort ist ein purer Provinzialismus, den der griechische Ausdruck (κάμνοντες) eben nicht nöthig machte. All das muß immer von einem zum andern fallen. Man sagt richtiger: von einem auf oder an den andern fallen. Noch einige Stellen fallen uns in die Augen, in denen die allzugroße Treue den Ausdruck steif und undeutsch gemacht hat. Doch es ist Zeit, diese Anzeige zu beschließen, und wir eilen um desto mehr es zu thun, je unangenehmer uns das Geschäfte ist, Fehler in den Werken vortreflicher Schriftsteller aufzusuchen. Aber vielleicht ist es nirgends nöthiger, als gerade hier. Nachlässigkeiten eines Mannes von großen Namen und Verdiensten, werden nur gar zu leicht Autoritäten für den mittelmäßigen Schriftsteller, der das Vortref-

trefliche nicht zu erreichen im Stande ist. Es konnte uns wohl nicht in den Sinn kommen, Hrn. W. belehren, oder ihm durch den Tadel einzelner Flecken, die oft große Kleinigkeiten sind, einen Theil seines Verdienstes schmählern zu wollen. Diese Kleinigkeiten sind ihm wahrscheinlich bekannt genug, und — wenn sie ihm auch nicht bekannt wären — so werden dennoch Agathon und Oberon Meisterstücke der deutschen Sprache bleiben. Nur an einem Werke von Wieland lohnt es sich der Mühe, Fehler des Styls und der Sprache anzumerken. In den Werken der Schriftsteller von niedrigem Range schlüpft das Auge der Kritik über sie hin.

V.

Leipzig. Im Schwickertschen Verlage ist erschienen: Stephan Arteaga's Geschichte der italienischen Oper von ihrem ersten Ursprung an bis auf gegenwärtige Zeiten: Aus dem Italienischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Joh. Nic. Forkel. Zwey Bände in 8vo. Der Titel des Originals ist: le rivoluzioni del Teatro musicale italiano, dalla sua origine fino al presente, welches uns ungleich passender scheint, da das Werk eine kritische Untersuchung der Veränderungen des italienischen musikalischen Dramas enthält. Es hat zwey Ausgaben in Italien erlebt; ein Glück, das es schwerlich in Deutschland machen dürfte: theils, weil die Materie für uns kein na-

tio-

tionelles Interesse hat, und das Herz nur durch Lob und Tadel über Personen gereizt wird, mit denen man in Verbindung steht oder gestanden hat; theils weil wir nicht so, wie die Italiener, an Weitschweifigkeit bey philosophischen Untersuchungen schon gewöhnt sind. Musiker und Sänger werden darin jedoch eine nützliche Unterhaltung finden, und wer die undankbare Mühe nicht scheut, Opern und Cantaten zu schreiben, sollte es zu seiner Belehrung studieren. — Die Uebersetzung hätte unmöglich in bessere Hände fallen können, und die beygefügten Anmerkungen zeigen, daß Hr. Forkel über dieselbe Materie leicht etwas besseres hätte schreiben können, als der Spanier Arteaga. Vorzüglich wichtig scheint uns, was er im zweyten Theil S. 235—240 zur Vertheidigung der Ritornelle bey den Arien, und gegen diejenigen sagt, die jetzt verlangen, daß der Componist in seinen Schilderungen der Leidenschaften so geschwind fortgehen soll, als es in der Poesie geschieht.

»Die Bedeutung der Worte, (heißt es) oder der »Mittel des Ausdrucks, deren sich die Poesie bedient, »ist festgesetzt und allgemein angenommen; sie bedarf »folglich nur weniger Worte, um die Hauptzüge einer »Leidenschaft so anzugeben, daß das Herz oder die Ein»bildungskraft auf den Weg gebracht wird, sich die »Modificationen derselben selbst hinzu zu denken. Hin»gegen die Mittel des musikalischen Ausdrucks, die Tö»ne, haben keine bestimmte Bedeutung, sondern müssen »sie erst durch mancherley Neben- und Umwege, das »heißt: durch mancherley Combinationen erhalten, die »das Herz gleichsam erst nach und nach auf den Punkt »führen, wohin die Kunst die Absicht hatte, es zu füh»ren. Wer daher der Musik ihre Ausführlichkeit neh»men will, nimmt ihr zugleich ihre Kraft, und beweist

»noch

»noch außerdem, daß er über ihre innere Natur nie
»reiflich nachgedacht hat. Auch die Wege sind verschie-
»den, auf welchen beide Künste ihre Wirkungen thun.
»Die Poesie wirkt zunächst auf den Verstand, weil ih-
»re Zeichen oder Mittel des Ausdrucks nicht natürlich,
»sondern künstlich und conventionell sind. Der Ver-
»stand allein kennt ihre Bedeutung, und benachrichti-
»get das Herz gleichsam erst davon. Die Wirkungen
»der Poesie auf Herz und Empfindungen sind also mit-
»telbar. Die Musik hingegen geht gerade zu oder un-
»mittelbar ans Herz selbst. Ihre Eindrücke sind daher
»auf alle Fälle nicht nur stärker, sondern auch wenig-
»stens eben so bestimmt und sicher, als die der Poesie,
»wenn ihr, so wie es ihre Natur, und der Weg, des-
»sen sie sich bedient, erfordert, Zeit gelassen wird,
»durch gehörige Umwege das Herz und die Einbildungs-
»kraft auf den gewünschten Punkt zu bringen. Sol-
»len wir ihr dieses Vermögen schmälern? Sollen wir
»ihr durch die Beraubung ihrer Ausführlichkeit auch
»sogar ihren physischen Einfluß auf den menschlichen
»Körper nehmen, wodurch der Umlauf des Blutes ei-
»nen Gang nimmt, der der vorgesetzten Empfindung
»angemeßen ist, sie folglich nothwendig befördern und
»ansehnlich verstärken muß? Dieß alles wollen wir
»thun, und sodann doch noch von ihr Ausdruck und
»Schönheit fordern?«

Der Gesang ist die Hauptsache im musikalischen Drama. Ein Dichter also, der für dasselbe arbeitet, muß alle Wörter und Constructionen vermeiden, die nicht gesangsmäßig sind, und den Plan des Gedichts so anlegen, daß der Gesang in mannichfaltigen Abwechselungen erscheint, und stets der Ausdruck leidenschaftlicher Empfindungen ist: so wie der Componist, der die Ideen des Dichters ausbildet, die Instrumentalmusik nicht auf Kosten des Gesanges darf glänzen lassen. Man sagt mit Unrecht: der Dichter sey bey diesem Drama der Diener des Tonkünstlers. Er ist dessen Wegweiser: von seiner Geschicklichkeit hängt es ab, ob der Ge-

sangs-Componist zum Tempel des Ruhms und der Unsterblichkeit gelangen soll. Würde wohl Lulli ohne Quinault, und Hasse ohne Metastasio so berühmt geworden seyn? Erhielt Gluck nicht erst dann ausgebreiteten Ruf, als er interessante französische Opern in Musik setzte? Wie wenig ist Martinis Diana bekannt, gegen una cosa rara? Die Musik in jener Oper ist eben so vortreflich; aber der Text trocken, hier reizend. Warum anders ist Hillers Musik zur Jagd so viel beliebter, als die zum Lisuart, als weil der Text zu jenem Stücke ungleich besser ist? Und wer, außer den Musikern von Profession, kannte Georg Benda, bevor er Gotters Opern componirte? Wenn wir daher die Mühe des Dichters für Musik zu schreiben undankbar nannten, so meynten wir blos die Mühe des deutschen Dichters, die weder gehörig erkannt noch belohnt wird. Sollte einmal, durch eine Umwandlung der Dinge, deutscher Gesang in den Hofkirchen zu Wien, München, Dresden, Berlin und den deutschen Bißthümern eingeführt werden; sollten unsere Fürsten dem Beyspiele des regierenden Königs von Schweden folgen, und die Summen, die sie für den italienischen Gesang weggeben, für den Nazional-Gesang bestimmen; so würden wir gewiß auch einen Quinault und Metastasio erhalten. Für Schulknaben-Gesang, und für die stümperhaften Sänger auf unsern Bühnen Verse für nichts und wieder nichts zu machen, kann unmöglich anlockend seyn. Zur Zeit kann bey uns ein guter Kopf nur aus Freundschaft für einen Tonkünstler den Einfall haben, musikalische Poesie zu verfertigen.

tigen. Was man aber nur für die liebe Langeweile, oder irgend jemand einmal zu Gefallen thut, woraus man nicht sein eigentliches Studium macht, das geräth auch nur so so.

Die große Unterstützung, welche die italienische Oper in Deutschland gefunden hat, ist zwar für die Künstler, aber nicht für die Kunst vortheilhaft gewesen. Da die Sänger bald merkten, daß ein Publikum, welches die italienische Sprache theils gar nicht verstand, theils die Feinheiten derselben doch nicht fühlen konnte, durch Schimmer unterhalten und bestochen werden müsse; so fielen sie auf zu gehäufte Verzierung des Gesangs, ließen sich mit den Instrumenten in Wettstreit ein, und vernachläßigten den leidenschaftlichen Ausdruck. Bey concertirenden Arien kommt es nicht auf die Worte an. Die musikalische Poesie gerieth in Verfall, und Decoration und Tanz wurden an ihrer Statt desto wichtiger. Zwar schmeichelt ein solches Schauspiel den Sinnen; aber da es den Verstand nicht unterhält, wird es gar bald langweilig. Natürlich, daß deutsche Gelehrte, besonders wenn sie nicht musikalisch waren, es abgeschmackt fanden: aber sie irrten, wenn sie es als unwahrscheinlich verwarfen. Die Erinnerung an das griechische Schauspiel hätte sie schon eines bessern belehren können, worin ja auch die auftretenden Personen sangen. Dieß ist eben so wenig ungereimt, als daß man durch Marmor Fleischpartien nachahmt, oder mit schwarzer Kreide buntfarbige Sachen darstellt. Jede Kunst beruht auf einer Supposition, wie wir schon anderwärts erinnert haben, (B. 36. S. 193.) und besteht

darin,

darin, mit den gegebenen Mitteln ein ergötzendes Werk hervorzubringen.

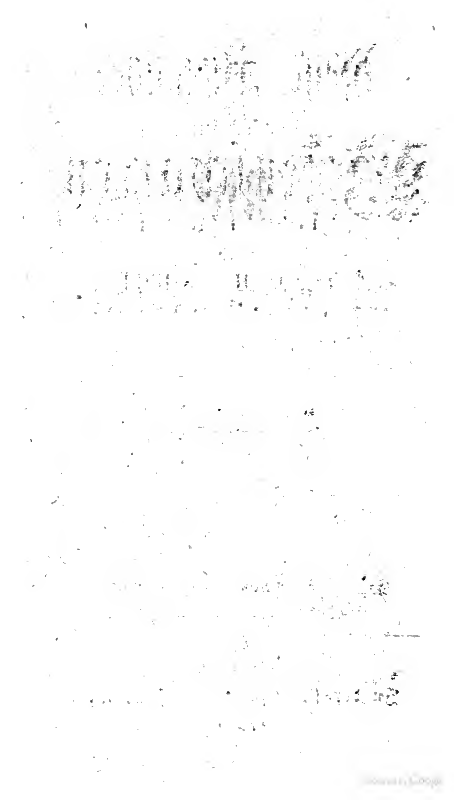
In Frankreich ward bey diesem Schauspiel, über Musik, Decoration und Tanz, nie die Poesie vergessen. Da aber die französische Sprache nicht bequem zur Musik ist; so blieb der Gesang trocken, wurde mehr singende Declamation, als wahrer musikalischer Ausdruck: näherte sich vielleicht aber um so mehr dadurch dem Vortrage im griechischen Drama. (S. Beaumarchais Vorrede zum Tarare, und diese Bibl. B. 35. S. 291.) Wenn man Glucks Verdienste richtig bestimmen will, so darf man nicht vergessen, daß er für Paris Opern componirte. Aber die Meynung: die Singart, welche für Frankreich die beste ist, sey es überhaupt, kann wohl noch bestritten werden. Jede Sprache erfodert eine eigne musikalische Behandlung: die unsrige ist noch von wenig Tonkünstlern gehörig studiert und gebraucht worden. Meistens, vorzüglich seit einiger Zeit, zwängt man ihr den italienischen Leisten an, worin sie aber einen zu unruhigen Gang, ein wundes, zerrißnes Ansehn bekommt, indem die schnellen Taktbewegungen ihr Gewalt anthun.

Wir dürfen hoffen, über die hier nur flüchtig angegebenen und alle damit verwandte Gegenstände bald ein sehr belehrendes Werk zu erhalten, da Hr. Forkel eine Geschichte des musikalischen Drama's in Deutschland, und des Einflusses, welchen es sowohl auf Bildung als nachherigen Verfall des deutschen musikalischen Geschmacks gehabt hat, als einen dritten Band zu der Schrift des Arteaga herauszugeben verspricht.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Vierzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung.
1790.



VI.

Lettres sur les Ouvrages et le Caractère de *J. J. Rousseau.* Dernière édition. Augmentée d'une Lettre de Madame la Comtesse Alexandre de Vassy et d'une réponse de Madame la Baronne de Stael. 1789. 8. 148 Seiten.

Die großen Männer, welche der Natur so selten gelingen, finden nur selten Menschen, die sie aus dem richtigen Gesichtspunkt beurtheilen, loben oder tadeln. Der Grund davon liegt in der Natur der Sache. Das außerordentliche Genie bricht sich in den meisten Fällen einen eignen Weg, und so wie es über die es umgebenden kleineren Geister empor ragt, so tritt es ihre Systeme, ihre Vorurtheile und nicht selten auch ihre Wahrheiten nieder, wenn sie ihm seine Bahn versperren. Es macht sich gleichsam ein neues Gebiet und unterjocht gewaltsam alles, was ihm zunächst liegt, und was es ergreifen kann. Es beginnt eine neue Schöpfung aus den mannichfaltigen Materialien, die es zwar von andern bekommen hat, die es aber bis zur Unkenntlichkeit umbildet, indem es sich dieselben

selben zu eigen macht. Neue Ideen und neue Verbindungen derselben entstehen in so großer Menge, und sie sind den bisher angenommenen gemeiniglich so wenig analog, oder vielleicht so gerade entgegengesetzt, daß sie bey den ersten, welche diese Schöpfung mit ansehn, nothwendig eine verkehrte Wirkung hervorbringen müssen, weil sie ihren Platz nur selten erst nach einem sauern Kampf und also fast niemals rein und unvermischt einnehmen können. Diese Wirkung ist hauptsächlich von doppelter Art. Diejenigen Zeitgenossen, welche in den einmal hergebrachten Meynungen und Systemen gealtert sind, und dieselben als eine Art von Eigenthum ansehn, welches man ihnen zu entreißen komme, werden sich zur Vertheidigung desselben, viele gegen einen, vereinigen. Sie werden laut und warm von Paradoxen, Neuerungssucht, Schwärmerey und Unsinn sprechen, und diesem die ewige Wahrheit ihrer Meynungen, und das durch den Glauben von Jahrhunderten bekräftigte Ansehn derselben entgegenstellen. Ohne Prüfung werden sie verwerfen, was sie nöthigen würde, sich selbst und die ihnen eigen gewordnen Ideen zu prüfen. — Auf der andern Seite wird eine wo möglich noch lautere und noch wärmere Parthey aufstehn, welche im Grunde gar keine Meynungen und eignen Ideen hegt, nichts zu prüfen hat, und nichts zu prüfen versteht, und sich daher zum Vertheidiger und Lobredner alles dessen aufwirft, was dem Gemeinen und Gewöhnlichen, sey es auch noch so wahr und ausgemacht, die Stirne bietet. Der Streit, den diese beyden

Theile mit einander führen, die weder sich unter einander selbst, noch das verstehn, worüber sie streiten, wird anfänglich blos lärmend und ungestüm, aber ohne Nutzen seyn. Indeß werden nach und nach die neuen Ideen geläufig. Sie verlieren auf der einen Seite ihre furchtbare Gestalt, auf der andern den Reiz der Neuheit. Der wahre Untersuchungsgeist erwacht. Man prüft das Neue von allen Seiten, man stellt es mit dem Aeltern zusammen, man vergleicht und verbindet. Man fängt an es im Ganzen, auf einmal und ohne Vorurtheil anzusehn. Nun ist man im Stande darüber zu entscheiden, und den Geist zu beurtheilen, aus dem es hervor ging.

Dieses ist die allgemeine Geschichte der Meynungen eines jeden Mannes von außerordentlichem Genie; es muß also auch die Geschichte der Meynungen des unglücklichen Rousseau seyn, der an Außerordentlichkeit jeden seiner Zeitgenossen, und vielleicht auch die meisten Menschen übertraf, welche vor ihm gelebt hatten. Keine seiner Schriften erschien, die man nicht mit dem Ekelnamen von Paradoxien stempelte, und man tadelte den Mann öffentlich, der anders schreibe, als er denke; denn daß er anders denken müsse, nahm man für ausgemacht an. „Wie oft hat man nicht wiederholt," sagt ein Schriftsteller, der mit Unpartheylichkeit und Wahrheit über Rousseau geschrieben hat, *)

 „Rous=

*) Mr. Romilly dans les Oeuvres de Palissot. Tom. III. p. 412.

„Rousseau habe seine Leser zum Besten haben wollen. So wie gewisse Sophisten des Alterthums habe er ein Vergnügen darin gefunden, alle angenommene Meynungen zu bestreiten und sich zum Vertheidiger der seltsamsten Paradoxen aufzuwerfen. Wir sind indeß der Meynung, daß man seine Gedanken oft unrichtig gefaßt, und daß er oft selbst in der Hitze des Streits weiter ging, als er sich anfänglich vorgesetzt hatte.“ Dieß wird ohne Zweifel jeder aufmerksame und uneingenommene Leser seiner Schriften glauben. Er wird fühlen, daß es unmöglich sey, mit dieser Wärme für Sätze zu streiten, welche man nicht für wahr hält, und hinwiederum die anerkannte Wahrheit mit diesem Eifer zu bekämpfen. Und welchen Beweis führt man denn für jenen ungerechten, entehrenden Verdacht? Daß es in dem Alterthum Männer gegeben hat, die ihren Scharfsinn auf diese Art mißbrauchten. Ihr Beyspiel beweist weit weniger, als man glaubt, oder es beweist vielmehr gerade das Gegentheil. Die kalten, aus rhetorischen Bluhmen und erborgten Reizen zusammengestoppelten Declamationen der alten Sophisten bezauberten die Vernunft ihrer Zuhörer nicht so sehr, daß sie sich nicht jeden Augenblick sagen konnten: Was dieser Mensch hier sagt, ist nicht seine Meynung, so wenig die Empfindungen, welche der Schauspieler auf der Bühne äussert, seine Empfindungen sind. Dieses sagt man sich bey keiner von Rousseaus Schriften, wenn man nicht schon zum voraus entschloßen ist, nichts von allem zu glauben, was er sagt, und seiner

Wärme

Wärme einen noch höhern Grad von Kälte entgegenzusetzen. —. Oder war Rousseau vielleicht so unbeständig und wankelmüthig in seinen Behauptungen, daß man hieraus zu schließen berechtigt ward, es sey nicht der Enthusiasmus für die Wahrheit, der ihn sporne, sondern der Entschluß in jeder Rücksicht einzig und sonderbar und der Kitzel in jedem einzelnen Falle der Gegner aller übrigen zu seyn? Aber Widersprüche von dieser Art finden sich nirgend in den Schriften dieses außerordentlichen Philosophen, und die wesentlichen Sätze seines Systems sind unveränderlich dieselben bey ihm. Vielleicht haben sich wenig Philosophen mehr vor Widersprüchen dieser Art gehütet, und vielleicht hatten auch nur auf wenige die Sätze, welche sie vertheidigten, einen lebhaftern Eindruck gemacht, und vielleicht waren eigne Ideen Keinem so sehr eigen als ihm.

Doch wir dürfen diese Betrachtungen nicht weiter fortsetzen, ohne selbst ein Buch über Rousseaus Charakter zu schreiben. Schwerlich dürfte dieß jemand mit mehrerer Unpartheylichkeit, mit einem richtigern Gefühl und einem feinern Geschmacke thun, als die Verfasserinn der Briefe gethan hat, von denen wir unsern Lesern Rechenschaft geben wollen. Die Tochter eines der größten und beredtesten Männer von Frankreich schreibt mit Beredtsamkeit, Scharfsinn und männlichem Urtheil über einen der größten und ausgezeichnetesten Schriftsteller unsers Jahrhunderts. Große Seelen haben in ihrer Größe selbst ein Band, das sie mit einander vereinigt. Sie fühlen einen Drang sich zu lieben

 und

und sich wechselseitig gegen die Verläumdung, das Vorurtheil und den Neid zu schützen. Und in der That können nur ähnliche Seelen sich richtig und unpartheyisch beurtheilen. Es giebt so wenig unzweydeutige Handlungen, es giebt so viele Tugenden, welche dem gemeinen Auge versteckt bleiben, und so viele andre, die sich von den, nahe an sie gränzenden Fehlern, nur durch den feinen Takt sympathetischer Empfindungen unterscheiden lassen. Um über sinnliche Gefühle richtig zu urtheilen, muß man sie selbst gehabt haben, und die geistigen Empfindungen anderer so wie die Handlungen, die aus ihnen hervorgehn, werden nur dem in ihrem wahren Lichte erscheinen, der sie selbst erfuhr. Der durchdringendeste Verstand kann hier bey jedem Schritte irren, wenn ihn nicht ein inneres Gefühl erleuchtet und führt. Die Verfasserinn dieser Briefe vereinigt beydes, Stärke des Verstandes und Feinheit der Empfindung in einem vorzüglichen Grad. Sie wollte seinem Schatten ein Opfer bringen, das ihre Dankbarkeit heischte, und dieses Opfer ist das würdigste Denkmahl geworden, das einem Manne gesetzt werden konnte, der alle die Riesenkräfte seines Genies und seiner Beredsamkeit aufbot, die Herrschaft der Tugend zu sichern und auszubreiten; ein Denkmahl, in welchem selbst der reinste Enthusiasmus der Tugend, begleitet von einem durchdringenden Verstande, strahlt.

Diese Schrift besteht aus sechs Briefen, oder eigentlicher Abhandlungen. Die Beurtheilung seiner hauptsächlichsten Werke macht den Anfang. Der

sechste

sechste Brief ist der Untersuchung seines Charakters gewidmet. — Die wenigsten Schriften des Genfer Bürgers gehören für unsre Bibliothek und wir werden also das übrige ganz kurz anzeigen, um uns, mit der Erlaubniß unserer Leser — denn dieser bedarf es allerdings bey einem Roman, der vor beynahe dreyßig Jahren erschien — bey der neuen Heloise etwas länger aufzuhalten.

Erster Brief. Ueber Rousseaus Styl und seinen ersten Discours sur les Sciences, sur les causes de l'inégalité et sur les Dangers des Spectacles. Rousseau fing erst in seinem vierzigsten Jahre zu schreiben an. Er mußte das Erlöschen der ersten Flamme seiner Jugend erwarten, um sich dem Nachdenken überlassen zu können; denn vorher gehörte er allzusehr den äußern Gegenständen an, um auf sich selbsten zurück zu gehn; er fühlte zu lebhaft um zu denken, und er vermochte leben und reflectiren nicht zu vereinigen. Sein erster Discours über die Wissenschaften ist gleichsam der Keim aller seiner übrigen Werke; dieselben Ideen, dieselbe Leidenschaft für die Natur, derselbe Haß gegen alles, was die Menschen an derselben geändert haben. — Ueber Rousseaus Styl heißt es: „Man hat oft die Vollkommenheit seines Styls gelobt, aber ich weiß nicht, ob dieses Lob ihm wirklich zukömmt. Vollkommenheit giebt mehr die Idee vom richtigen Verhältniß der einzelnen Theile als von Größe.“ (Vollkommenheit des Styls im höchsten Sinne, heißt wohl nichts weiter, als genaue Uebereinstimmung zwischen dem

Vortrag und dem, was vorgetragen wird. Der wird also am vollkommensten schreiben, der in seinem Leser gerade dieselben Empfindungen und Ideen erweckt, die er erwecken will.) „Rousseau erhebt sich und sinkt wechselsweise. Er ist, so zu sagen, bald über bald unter der Vollkommenheit, und er vereinigt gemeiniglich alle Strahlen seines Genies in einen Punkt, um die höchst möglichste Wirkung hervor zu bringen. Zerstreut hätten sie blos geleuchtet, vereinigt brennen sie." — „Mit seinem Feuer und seinem Genie vereinigte Rousseau das, was man esprit nennt, jene Gabe feine und entfernte Verhältnisse zu entdecken, und in dem Lande der Ideen neue Wege zu zeichnen, ohne gerade die Gränzen dieses Landes weiter auszudehnen. Die Zwischenräume, die seine Beredsamkeit läßt, füllt Rousseau mit sinnreichen Ideen an, und erhält so das Interesse und die Aufmerksamkeit des Lesers gespannt. Die große Proprietät der Worte und Ausdrücke, die große Simplicität in der Wortfügung geben seinem Styl eine vollkommene Klarheit; sein Ausdruck stellt seinen Gedanken vollkommen dar, aber den Reiz des Ausdrucks dankt er seiner Seele. Büffon colorirt seinen Styl durch seine Einbildungskraft, Rousseau durch seinen Charakter; der eine wählt seine Ausdrücke, dem andern entwischen sie. Sein Styl ist nicht immer harmonisch, aber in den Stellen, die seine Seele ihm eingab, findet man eine Art von natürlicher Harmonie, die der Accent der Leidenschaft ist, und bey der man nicht an jene künstliche Harmonie denkt, welche in ei-

ner

ner Folge wohlklingender Worte besteht. Er hat den Fehler, zuweilen Ausdrücke zu brauchen, die der gute Geschmack verwirft; aber aus der Affektation, mit der er sie braucht, sieht man wohl, daß er die Kritiken wohl kannte, die man darüber machen konnte. Aus einer Art von republikanischem Geist scheint er selbst unter den Worten keine Rangordnung erkennen zu wollen. Und wie sehr hat er nicht den guten Geschmack, der ihm einzelne Ausdrücke vorrücken könnte, durch ganze Stellen auszusöhnen gewußt, die in jeder Rücksicht vollkommen sind!"

Zweyter Brief. Ueber die neue Heloise.

„Ein Roman ist entweder ein Gemälde der Sitten und Thorheiten des Augenblicks, oder ein Spiel der Einbildungskraft, welche außerordentliche Begebenheiten verbindet, um die Neugierde zu reizen, oder eine große moralische Wahrheit in Handlung anschaulich gemacht, und zu dieser letzten Classe muß man die neue Heloise rechnen. Der Zweck des Verf. scheint gewesen zu seyn durch Juliens Beyspiel die Reue der Weiber rege zu machen, die desselben Fehlers schuldig geworden. Man tadelt diesen Zweck; man sagt, daß es schädlich sey, für Julien zu interessiren; daß auf diese Weise das Laster einen gewissen Reiz bekomme, und daß das Böse, welches dieser Roman unschuldigen Mädchen zufügen kann, weit gewisser ist, als das Gute, das er in denen hervorbringt, die es nicht mehr sind. Dieser Tadel ist gerecht, und man dürfte wünschen, Rousseau hätte Julien nur durch die Leidenschaft ihres Her-

zens schuldig werden lassen. Indessen so wahr es ist, daß man die Moral nur reinen Herzen predigen sollte, da sie geschickter ist, zu vervollkommnen als zu ändern, so kann sie dennoch auch denen dienen, die einmal gefallen sind. Wer das Unglück und die Gewissensbisse malt, in welche selbst leichte Fehler fallen lassen, der macht nothwendigerweise diejenigen erröthen, die sich größerer Fehler schuldig gemacht haben. Nachsicht ist vielleicht die einzige Tugend, die man nicht predigen darf, so nützlich es auch ist, sie auszuüben. Wenn der Gegenstand der Clarisse und des Grandison moralischer ist, so muß man wissen, daß der wahre Nutzen mehr aus den Wirkungen als aus der Absicht erhellt. Man wird also Rousseau leicht verzeihen, wenn man am Ende seiner Heloise mehr Wärme für die Tugend und mehr Liebe zu seinen Pflichten fühlt." — Die Classification der Romane, welche die Verfasserinn nach den verschiedenen Absichten des Romanschreibers macht, scheint mangelhaft, und wenigstens diejenige Art von Romanen übergangen zu seyn, welche die Neugierde auf eine edlere Art als durch sonderbare und unerwartete Begebenheiten zu beschäftigen sucht. Der Dichter, welcher statt die verschlungenen Wege des eigensinnigen Schicksals zu schildern, die dunkeln Gänge der menschlichen Empfindungen erspäht, und dem neugierigen Auge vorlegt, hätte doch am allerwenigsten vergessen werden sollen. Und vielleicht ist es gerade diese Classe von Romanschreibern, unter welche der Verfasser der neuen Heloise gehört. Vielleicht war es weit

mehr

mehr der Zweck des tiefsinnigen, tiefblickenden Philosophen die Geschichte eines zärtlichen, tugendhaften, aber einige Zeit durch den Anschein der Weisheit und Tugend getäuschten Herzens zu schreiben, als irgend eine einzelne Moral, irgend einen philosophischen Satz anschaulich darzustellen. Rousseau sagt, so viel wir uns erinnern, nirgends, einen solchen Zweck gehabt zu haben, und die Verfasserinn nennt uns auch nicht sowohl eine Moral, welche Rousseau habe lehren, als vielmehr eine gewisse Absicht, welche er habe befördern wollen. Und was soll denn diese Absicht gewesen seyn? „Die Reue der Weiber rege zu machen, welche denselben Fehltritt, wie Julie, begangen haben.“ In der That, ein sehr eingeschränkter Zweck! Ein Zweck, der noch überdieses nur auf einen Theil dieses Romans paßt, den Rousseau fürwahr nicht zu der Länge von sechs Büchern auszudehnen gebraucht hätte, wenn er nur dieses zu erreichen gesucht hätte. Julie konnte ihren Irrthum einsehn, nachdem sie ihren Fehltritt begangen hatte; der Tod ihrer Mutter konnte ihre Reue rege machen und sie konnte derselben unterliegen; und wir müßten uns sehr irren, oder die erwähnte Absicht würde noch weit sicherer erreicht, aber auch der Roman um ein gutes Theil unnützer geworden seyn. Schwerlich hätte Rousseau blos für Weiber schreiben wollen, die eben so wie Julie gefallen sind. Wie viele können deren seyn? Wie viele vereinigen dieselben Eigenschaften des Geistes und Herzens in sich? Wie viele befinden sich in denselben Umständen, in denselben Verhältnissen?

wie

wie viel giebt es Weiber und Mädchen, die so fallen können, wie Julie fiel? — Wem soll denn also dieser Roman nützlich seyn? Nicht blos den Julien ihres Geschlechts; nein, allen Mädchen, die so wie sie in der gefährlichen Epoche des Aufblühens ihrer Empfindungen stehn; in welcher sie oft den ersten Schritt ohne Ahndung des folgenden thun; in welcher sie furchtlos den Eingebungen ihres Herzens folgen, weil sie ohne Erfahrung, ihrer Tugend, das heißt in diesem Alter, gelernten, ungeprüften und durch keine Erfahrung bewährten Formeln, mit einer stolzen Zuversicht alles zutrauen, und mit dem Namen der Tugend im Munde sich dem unbekannten süßen Laster in die Arme werfen. Aber hierbey stand Rousseau noch nicht still. Er hatte die Gefahren gezeigt, in welche die blos gelehrte, blos räsonnirende Philosophie ein empfindendes Herz führen kann. Wir sehen Julien fallen. Ist es möglich, rufen wir aus, daß diese Reinheit der Seele, diese Weisheit, diese erhabne Tugend nur ein leerer Name sey? So giebt es denn keine Tugend und keine Weisheit mehr, die gegen das Laster und seine Verirrungen sichert? Muß sie sogar selbst das Leitband werden, an dem jenes uns in den Abgrund hinab zieht? — Wie vortreflich antwortet Rousseau durch die zweyte Hälfte seines Werks auf diese Fragen des empörten, gegen die Tugend selbst gereizten Herzens! Ja es giebt eine Tugend, scheint er zu antworten, welche kein leerer Name ist; es giebt eine Weisheit, welche gegen die Anmaßungen der feinsten und gefährlichsten

Sinn-

Sinnlichkeit kämpfen und diese Kämpfe bestehn kann. Aber glaube nicht jene zu besitzen, wenn du sie nennen, und jene errungen zu haben, wenn du mit ihren Formeln spielen kannst. Das höchste Maas irdischer Güter kann durch den Zufall eines Augenblicks gewonnen werden, und doch ist dieser Zufall selten, ob er schon nichts gewährt, was er nicht eben so schnell wieder nehmen könnte. Aber das einzige unverwüstbare Gut des Menschen, die Tugend und Weisheit hoffe nicht erlangt zu haben, wenn du nicht das Bewußtseyn vieler aufgewandter Mühe und unzähliger Kämpfe mit dir herum trägst. Ich will sie dir zeigen, diese stille, sanfte und ruhige Tugend; ich will sie dich finden lehren, diese hohe, einfache und prunklose Weisheit. Du sollst sie kämpfen und siegen sehn.

Wenn wir den Inhalt der Heloise mit wenigen Worten ausdrücken sollten, so würden es diese seyn: Der Triumph der wahren Weisheit über die falsche; derjenigen Weisheit, welche sich in Handlungen bewährt über diejenige, welche räsonnirt. St. Preux und Julie, Wolmar und Julie. Diese Verbindung desselben Weibes mit zwey so verschiednen Männern, welche beyde gut, tugendhaft und edel, aber in Rücksicht der Philosophie, welche beyde bekennen, gerade entgegengesetzt sind; die Wirkungen, welche auf beyden Seiten aus dieser Verbindung entspringen, Schwachheit, Ohnmacht und Reue auf der einen, Kraft, Stärke und Zufriedenheit auf der andern — dieses dünkt uns, ist alleine schon genug, auf den wahren Zweck dieses

Romans

Romans unzweydeutig hinzuweisen; und er erscheint aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, als ein herrliches und abgerundetes Ganze, als ein eben so glücklich gedachtes als glücklich vollendetes Werk.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet ist es eben so gewiß, daß der Verf. durch einen zusammengesetztern und verwickeltern Plan, zwar den neugierigen, aber gewiß nicht den philosophischen Leser mehr würde gefesselt haben. Der Freund, mit welchem sich Rousseau über seinen Roman unterredet zu haben vorgiebt, sagt unter andern: „Was das Interesse ihres Romans betrift, so hat er gar keines. Keine einzige schlimme Handlung, kein einziger Bösewicht, der für die Guten fürchten ließe. Lauter natürliche Begebenheiten; lauter einfache Vorfälle; nichts unerwartetes, kein Theaterstreich. Lange Zeit sieht man alles voraus, und alles trift ein, wie man es voraus sah. Verlohnt es sich wohl der Mühe etwas aufzuzeichnen, was jedermann alle Tage in seinem und seines Nachbars Hause sehn kann?“ — Fürwahr, wenn der Mangel an allen diesen Ingredienzien ein wesentlicher Mangel eines Romans ist, so ist die neue Heloise einer der untauglichsten und unschmackhaftesten Romane, der jemals aus der Feder des elendesten Schmierers geflossen ist. Denn in der That, seine Dichtungskraft hat Rousseau in diesem Werk in keine Unkosten gesetzt; wenn sich nämlich Dichtungskraft nur in der Erfindung neuer, ungewöhnlicher und unerwarteter Begebenheiten äußern soll. Dann ist es wahr, was ein französischer Kunstrichter sagt:

„Die

„Die neue Heloise enthält wenig Facta, wenig Situationen, wenig Interesse. Die Neugierde wird niemals lebhaft erregt; die Erwartung wird wenig gespannt und das Verlangen zu wissen, was kommen wird, wenig gereizt.“ Als wenn das armselige Verdienst der Ueberraschung das einzige Verdienst eines guten Romans und Erregung der Neugierde ein so großes Kunststück wäre! Aber wie leicht wiegt das Verdienst, dessen Mangel man dem Verf. der Heloise so hoch anrechnet, wenn es gegen jenes andre abgewogen wird, nach welchem er strebte und das er sich so glücklich erworben hat. Wie leicht hätte er den Ruhm eines sinnreichen und unterhaltenden Romanenschreibers erkaufen können, hätte er nicht den Ruhm des philosophischen, des bessernden und nützlichen Dichters vorgezogen! Diese Tadler wußten nicht, daß es weit leichter sey, Abentheuer und Wunder zu dichten, als jene natürlichen Begebenheiten, jene gemeinen Vorfälle, die man täglich in seinem und seines Nachbars Hause sehn kann, als die treusten Bilder und Spiegel des Herzens, zu schildern und darzustellen.

Noch eine Anmerkung, ehe wir weiter gehn. Unsre Briefstellerinn wünscht, Julie möchte nur durch die Leidenschaft ihres Herzens schuldig werden. So wie sie den Plan des Romans gefaßt hat, mit Recht: mit Unrecht, wenn er so gefaßt werden muß, wie wir eben zeigten. Freylich ist es nur die Leidenschaft, die Julien zu dem letzten entscheidenden Schritte führt; aber sie betrügt sich selbst, und sie muß sich betrügen, wenn sie ihrem Cha-

rakter getreu seyn und den Zweck des Dichters ganz erfüllen soll. Sie muß immer tugendhaft zu handeln glauben, selbst in dem Augenblick, in welchem sie fällt; sie muß auch noch dann philosophiren wollen, wenn das Gift der Leidenschaft alle ihre Ideen in eine Gährung gesetzt hat, welche dieselben dem Wahnsinne nahe bringt. Die Philosophie, auf die sie so stolz ist; in Zuversicht auf welche sie alles wagt; muß nicht nur, wie ein schwaches Rohr in ihren Händen zerknicken, wenn sie am nöthigsten hat sich auf dasselbe zu stützen; sie muß sogar, gleich einem Irrlicht, sie auf dieselben Abwege führen, vor denen sie zu bewahren bestimmt war. — Unsere Verfasserinn fährt fort:

„Ein moralisches Werk in Gestalt eines Romans, in welchem die Wahrheit durch das Vehikel der Leidenschaften eingeprägt, in welchem der Enthusiasmus für die Tugend durch dieselben Mittel entzündet werden soll, verdient keinen Tadel an sich; am wenigsten aber deswegen, weil die Leidenschaft, deren Beredsamkeit sich Rousseau bedient, die Liebe ist. Keine andre ist der Tugend so nahe verwandt; keine nimmt allgemeiner ein, keine ist zu gleicher Zeit ein so nützliches und mächtiges Werkzeug.“

„Ein andrer Vorwurf, den man der Heloise von Seiten der Moralität macht, ist dieser, daß ein Lehrer seine Schülerinn verführt. Aber kaum macht man diese Bemerkung, wenn man den Roman selbst liest. Rousseau selbst scheint wenig Nachdruck auf diesen Umstand gelegt zu haben. Die ganze Moral ist in Juliens Geschichte, und St.

Preux

Preux ist ihm nichts als der verliebteste Sterbliche. Für die Weiber ist dieses Buch geschrieben; denn ihr ganzes Schicksal hängt von der Liebe ab. Ferner: Ein Buch wird gefährlich durch den Ausdruck von Empfindungen, welche allen Menschen zukommen, nicht durch die Erzählung zusammentreffender Begebenheiten, welche sich vielleicht niemals wieder auf dieselbe Weise zutragen, und also niemand autorisiren. St. Preux ist weit weniger tadelhaft als Julie, und die Schilderung ihrer Fehltritte könnte gefährlich werden, wenn nicht ihre Reue und die Folge ihres Lebens die Eindrücke derselben zerstörten, und wenn in diesem Roman die Tugend nicht mit eben so unauslöschlichen Zügen geschildert wäre, als die Liebe." — (Jene erste Bemerkung ist vollkommen gegründet. Die Tadler der Heloise, welche auf jeder Seite die gröbsten Verstöße gegen die ersten Grundsätze der Moral zu finden glaubten, und als einen Hauptbeweis ihres Satzes die Handlungen des jungen Menschen anführten, der seine Schülerinn verführt, urtheilten gewiß nicht aus ihrer Empfindung und nach den Eindrücken, welche die Lektüre dieses Romans auf sie gemacht hatte, sondern nach gewissen allgemeinen Formeln, die sie Kritik und Moral nannten. Sie fanden einen Lehrer, der in seine Schülerinn verliebt ist; und sogleich muß dieser Lehrer ein schändlicher Verführer seyn, und Rousseau muß diese Kunst der Verführung haben lehren, oder doch wenigstens nicht mißbilligen wollen. So wendet der unwissende Arzt auswendig gelernte Rezepte auf Krank-

 heiten

heiten an, von denen er nichts als den Namen kennt. — Aber St. Preux ist nicht der Erzieher Juliens, ihr Herz und ihr Charakter sind schon gebildet, da er sie zum erstenmal sieht. Es ist also ein großer Unterschied zwischen ihm und einem Lehrer, welcher die Grundsätze, die er dem Herzen eines Kindes, das seiner Erziehung anvertraut ward, eingeprägt hatte, zu zerstöhren und durch seine eignen Forderungen zu widerlegen sucht; einem Lehrer, der die Reize seiner Schülerinn sich nur allmählig entfalten und ihre Talente sich nur nach und nach entwickeln sah; den dieses sowohl, als der Unterschied des Alters, vor einer unsinnigen und verderblichen Leidenschaft bewahren kann. Aber doch hat Rousseau den jungen Menschen gewiß nicht blos darum zu Juliens Lehrer gemacht, damit uns seine Liebe zu ihr desto natürlicher und erklärbarer scheinen soll: St. Preux ist Juliens Lehrer in der Philosophie. — Schöne Philosophie! ruft man aus, welche die Leidenschaften pflegt und den Verirrungen des Herzens das Wort redet! — Ja wohl, schöne Philosophie, rufen auch wir aus, und glauben eben dadurch Rousseau gerechtfertigt. Man lasse St. Preux seyn, wer er ist. Er sey in Julien verliebt; sie sey es in ihn. Der Unterschied des Standes und Vermögens zwischen beyden, die dringenden Forderungen des Vaters und alle die übrigen in dem Roman zusammentreffenden Umstände mögen beyde zu dem Schritte führen, der sie unglücklich macht. Man setze dieß alles so; aber St. Preux sey nicht Juliens Lehrer in der Philo-

sophie

sophie und die neue Heloise wird nur ein gemeiner Roman; sie verliert das Band, das ihre einzelnen Theile zusammen hält; diese Theile zerfallen, und es entsteht ein unordentliches Chaos, in welchem einzelne Goldkörner funkeln, aber aus dem kein Schöpfer ein geordnetes Ganze zu bilden im Stande ist. Auch in diesem Punkte tadelte man das, was man vielleicht am meisten hätte bewundern sollen. Oder ist der Contrast nicht bewundernswürdig erhaben, welcher aus dem Kampfe der Leidenschaft mit den Gesinnungen entsteht? ist der Fortgang nicht bewundernswürdig wahr, den diese Leidenschaft der Tugend zum Trotze macht; der Tugend, welche Beyde lieben, und die sie schon zu besitzen glauben, weil sie über dieselbe zu sophistisiren verstehn? Und ist es nicht endlich dem Plan des Ganzen bewundernswürdig angemessen, daß dieser junge Philosoph, der auf seine feinen Grundsätze von Ehre und Tugend so stolz und zuversichtlich ist, diese Grundsätze unwissend mit Füßen tritt, und daß diese ganze studierte Philosophie sich darum so tief erniedrigt, um in der Folge der einfachen, natürlichen und ungelehrten Weisheit des Lebens einen desto glänzendern Triumph zu bereiten? Es ist freylich ein häßlicher Widerspruch in den Gesinnungen und Handlungen des jungen Philosophen, der keine Geschenke von seiner Geliebten und keine Belohnungen von ihrem Vater annehmen will, und sich doch, wie Rousseau sagt, durch die Gefälligkeit der Tochter mehr als bezahlt macht; ohne wahrzunehmen, daß er eben dadurch die heiligen Rechte

zu Boden tritt, die er sich so sehr zu überschreiten fürchtet. *) Aber eben dieser Widerspruch war Rousseaus Zweck. Er ist das Band, welches die verschiednen Theile seines Werkes zusammen hält; und es ist kein geringes Verdienst, diesen Widerspruch den Augen der Leser eben so wahrscheinlich und klar gemacht zu haben, als er denen, die ihn in sich hegten, unglaublich und verborgen war.)

„Vielleicht folgte Rousseau auch in diesem Werke den Antrieben seines Geistes. Er wollte die Vorurtheile in den bürgerlichen Einrichtungen angreifen; aber er ehrt die Bande, zu denen die Natur uns bestimmt; er zeigt, daß sie selbst ein Herz glücklich machen können, das die Süßigkeit andrer Freuden gekostet hat. Und wer wagt es hier zu widersprechen, wenn Rousseau uns zeigt, wie das verliebteste Mädchen, wie eine Julie ihr Glück in der Erfüllung ihrer Pflichten finden konnte? Man glaubt keine Pflicht auf sich zu haben, einer vollkommenen Heldinn zu gleichen; aber man würde sich schämen, nicht einmal die Tugenden einer strafbaren Frau zu besitzen." (Hier scheint uns die Verfasserinn zu sehr als Frauenzimmer und zu sehr in Rücksicht auf ihr Geschlecht zu sprechen. Die bürgerlichen Einrichtungen anzugreifen, war wohl am wenigsten Rousseaus Zweck. Es ist wahr, das Unglück Juliens und ihres Geliebten entspringt aus diesen Einrichtungen, deren Beyde so lange spotten, als

*) Nouv. Hél. Part. I. p. 115. ed. Genev.

als die Umstände es erlauben. Wir wissen auch sehr wohl, daß die Gesinnungen, welche Rousseau seinem Helden unterlegt, gar oft die seinigen sind. Aber auch hier? Ist nicht Julie so lange unglücklich, als sie, durch die Sophismen ihres Geliebten und ihre leidenschaftliche Philosophie verführt, sich über Anordnungen erhebt, die zu dem Wohl und der Ruhe der Gesellschaft unverrückt bleiben müssen? Wird sie nicht glücklich, indem sie sich streng nach diesen Gesetzen fügt? Dieß, dünkt uns, heißt gerade das Gegentheil von dem thun, was Rousseau gethan haben soll. Weit entfernt jene Einrichtungen anzugreifen, redet ihnen die neue Heloïse das Wort. Die ganze Begebenheit, das Resultat aller Handlungen zeigt uns anschauend die Wichtigkeit der Ordnung in der bürgerlichen Gesellschaft, während die interessirten Personen durch Gründe das Gegentheil dieses Satzes zu beweisen suchen. Wie hätte es auch wohl dem Verf. des Emil einfallen können, dem weiblichen Geschlecht, von dem er Sanftmuth, Weiblichkeit und Ergebung im höchsten Grade fordert, eine Lehre zu predigen, welche alle jene Tugenden aufhebt?

Die folgende Bemerkung ist richtig und wahr. Aber sie rechtfertigt nur den moralischen nicht auch zugleich den poetischen Theil des Romans. Beydes ist indeß in diesem Fall unzertrennlich an einander geknüpft. Rousseau hat seine moralische Absicht gänzlich verfehlt, wenn er, wie man ihm vorwirft, nicht auf das klärste hat zeigen können,

wie das strafbare Mädchen die tugendhafteste und vollkommenste Frau geworden ist. Hat uns der Dichter die Möglichkeit dieser Veränderung nicht gezeigt, so werden wir seine Julie für das Geschöpf einer romantischen Einbildungskraft, für ein Wesen ohne Wahrheit und selbst ohne Interesse zu halten berechtigt seyn. Rousseau ahndete, daß man ihm diesen Einwurf machen würde. Die Verschiedenheit in der Handlungsart ein und derselben Person war zu auffallend, um nicht jedem, selbst dem gemeinsten Leser sichtbar zu seyn, da hingegen die Motive und Ursachen dieser Verschiedenheit leicht dem großen Haufen derselben verborgen bleiben konnten. „Die Details des häuslichen Lebens ihrer Julie, läßt er seinem kritischen Freund sagen, machen die Fehltritte ihrer Jugend vergessen. Die keusche Gattinn, die verständige Frau, die würdige Hausmutter macht, daß man nicht mehr an die strafbare Geliebte denkt. Aber gerade dieß kann ein Gegenstand des Tadels seyn. Man wird sagen, daß es zwey verschiedne Bücher sind, welche dieselben Personen nicht lesen dürfen." Rousseau irrte sich nicht, und der Einwurf, den er fürchtete, ist nicht ausgeblieben. Man hat die Veränderungen in den Gesinnungen seiner Julie zu rasch und unvorbereitet gefunden. Die tugendhafte, die in der Ausübung ihrer Pflichten glückliche Julie hat den mehresten noch unnatürlicher geschienen, als die fehlende, als die ihre Pflicht vergessende Tochter. Wir wollen sehn, was Rousseau auf diesen Einwurf hätte antworten können: Wehe dem, konnte er sagen,

gen, der in seinem Herzen nicht die Möglichkeit fühlt, die Verirrungen und Fehler seines frühern Alters durch eine strenge und erhabne Tugend abzubüßen! Es ist zwar wahr, und ich habe diesen Grundsatz selbst mit feurigen Zügen in jedes Herz zu schreiben gesucht, es ist zwar wahr, daß jede Kränkung der Tugend, jede lasterhafte Handlung einem Gift gleicht, das, wenn es nur einen Tropfen unsers Blutes berührt, sich schnell durch alle Adern verbreitet und alle Säfte des ganzen Körpers verderbt. Aber ist denn jedes Gift tödtlich? und hat nicht die Weisheit eurer Aerzte Mittel gefunden, die mit Hülfe der eignen Kräfte eures Körpers auch das gefährlichste Gift vertreiben, und seine verderblichen Wirkungen aufhalten können? Wie wenig giebt es der Kranken am Körper, die nicht mehr hoffen dürften, von ihrem Lager wieder aufzustehn, den Gebrauch ihrer Glieder und den Genuß ihrer ehemaligen Gesundheit wieder zu erlangen? und der Kranke am Geist sollte, nachdem die gefährliche Krise überstanden ist, nicht oft noch stärker, noch gesünder und vollkommener werden können? Die ihr an der Möglichkeit dieser Veränderung in meiner Julie zweifelt, ihr habt sie noch nicht ganz kennen lernen, so sorgfältig ich auch immer bemüht gewesen bin, die geheimsten Falten ihres Herzens aufzudecken. Ihr kennt nur den Namen ihres Fehlers, und ihr beurtheilt sie nach dem, was sie selbst davon sagt. So habt ihr nicht gefühlt, daß sie bey den Beschuldigungen, die sie selbst auf sich häuft, nichts als ihren Fehler vor

Augen hat, und darüber aller ihrer Tugenden vergißt, und sich von allen entblößt glaubt? So habt ihr nicht wahrgenommen, daß in diesem tiefen Gefühl ihrer Schuld die wirkenden Kräfte liegen, welche die erhabnen und stillen Tugenden ihres zweyten Lebens hervor treiben? Es dünkt euch übereilt und rasch, daß sie, nicht sowohl ihrer Liebe, sondern nur dem strafbaren Theil derselben, nur den lasterhaften Vorsätzen, die aus derselben entsprangen, in dem Augenblick entsagt, da sie noch ungern und sträubend die Hand ihrem künftigen Gatten reicht? Aber diejenige, welche dieser Aufopferung fähig ist, ist es nicht eben dieselbe, welche dem längst erseufzten und vorbereiteten Genuß der feurigsten Liebe freywillig entsagte, weil eine Unglückliche sie um ihren Beystand anrief, und weil sie die Stimme der Menschheit noch lauter hörte, als die Stimme der Leidenschaft? Ist es nicht dieselbe, die den Vorschlag ihres Geliebten, mit ihm zu entfliehen, verwarf; dieselbe, die den Empfindungen der kindlichen Liebe und den Forderungen einer erhabnen Pflicht das Glück aufopfert, das ihr Lord Eduard anbietet? Dieses edle und gefühlvolle Herz konnte, durch seine Güte, durch die Hofnung einer dauernden Glückseligkeit und durch die Trugschlüsse eines durch die Leidenschaft geblendeten Verstandes getäuscht, die Tugend einen Augenblick vergessen, um sich einer unregelmäßigen Liebe in die Arme zu werfen, die sie irrig für Tugend hält. Aber wird es auch ewig in diesem Irrthum beharren können? Wird es den Thränen eines stolzen Vaters, wird

es

es den Eindrücken widerstehen können, welche der Tod, ach! vielleicht durch seine Verirrungen beschleunigte Tod einer zärtlichen Mutter hervorbringen muß? Wird es nicht vielmehr gleichsam den Augenblick erwarten, wo es zu seiner Pflicht und zu der Tugend zurückkehren kann? Und dennoch scheint es euch eine unerwartete, einem Wunder ähnliche Verändrung; wenn die fromme Julie vor dem Gedanken eines Meineids erzittert, und indem sie bebend ihrem künftigen Gemal die Hand reicht, dem entworfnen Plan einer verbotnen Liebe entsagt, und sich der strengsten Tugend und der gewissenhaftesten Erfüllung ihrer Pflichten widmet? So ist jeder, selbst der gemeinste Vorfall des Lebens ein Wunder, wenn man ihn aus der Verbindung der Ursachen heraus reißt, die ihn hervorbrachten. Es ist nicht die ehrwürdige Dunkelheit der Kirche, nicht das tiefe Stillschweigen der Zuschauer, nicht der Anblick ihres Vaters allein, der in diesem Augenblick diesen Entschluß in ihr hervorbringt; es ist die ganze Reihe ihrer vorher gegangenen Zustände, deren einzelne Wirkungen, wie einzelne Strahlen, sich auf einmal in Einem Punkte zusammen finden. Ach! wenn sie auch in diesem Augenblicke noch die Stimme der Tugend nicht vernommen, wenn ihr Mund, ohne die Beystimmung ihres Herzens, den Schwur der Treue ausgesprochen hätte, so wäre Julie eine gemeine Heuchlerinn, welche die Tugend heimlich verflucht, indem sie auf ihrem Altar zu opfern scheint. Die Julie, welche ich geschildert habe, muß ihr Herz in demselben Augenblick zu einem ewigen Tempel

pel der Tugend weihen, da die äußern, mit Gewalt auf ihre Sinne treffenden, Umstände, alle Empfindungen auf einmal in ihrem Herzen erwecken, die seit dem Tage, an dem sie der Liebe ihre Unschuld aufopferte, einzeln in demselben aufgestiegen waren. Und in diesem Augenblick, der den längst vorbereiteten Triumph ihres wahren Charakters vollendet, kehrt eine stille und erhabne Ruhe in ihre Seele zurück. Je schwerer der Kampf war, desto lebhafter fühlt sie den Werth ihres Siegs. Die Achtung gegen sich selbst kehrt zurück. Und diese Achtung gegen sich selbst, und die Weisheit, die sie in dem Umgang ihres tugendhaften Mannes lernt, schützen sie vor den Gefahren einer Leidenschaft, deren Andenken sich ewig in ihrem Herzen erhalten muß. Aber es erhalte sich nur; es bleibe ihr diese Liebe, und der sie ihr einflößte, ewig theuer; er nähere sich ihr wiederum, er lebe mit ihr; ihre Tugend wird nicht mehr an dieser Klippe scheitern können. So wie der Muth durch den häufigen Anblick der Gefahr geübt wird, und mit jeder überstandenen Gefahr höher wächst, so gewinnt die Tugend eine unerschütterliche Festigkeit, wenn sie einmal, nach einem langen Kampf der heftigsten Leidenschaften den Sieg errungen und dem Herzen die Ruhe wieder gegeben hat.)

„Hätte Rousseau, fährt unsre Briefstellerinn fort, das Schicksal zweyer glücklich Liebenden schildern wollen, deren ganzes Leben eine Kette froher Tage, und deren Glück ein immerwährender Genuß alles dessen gewesen wäre, was die Liebe reizendes dar-

darbietet, so würde er ohne Zweifel ein weit leichteres Geschäfte gehabt haben. Aber hätte er dann die Tugend gelehrt? hätte er eine nützliche Lehre gegeben? Nein! Er würde die Unglücklichen nur noch unglücklicher gemacht, und die Glücklichen nichts gelehrt haben, als was sie schon wußten. Der Plan, welchen er verfolgte, ist bey weitem moralischer." (Mehr als ein Kritiker der Heloise hat den Vorschlag gethan, welcher hier verworfen wird. „Warum," sagt einer von ihnen, *) „konnte Rousseau nicht beydes in seiner Julie vereinigen, die gehorsame Tochter und die treue Geliebte? Er hätte uns lehren können, daß eine tugendhafte Liebe am Ende jede Schwierigkeit und hauptsächlich ein barbarisches Vorurtheil besiegen kann. Es wäre zur Erreichung dieser Absicht hinlänglich gewesen, die Sanftmuth, Geduld und Unterwürfigkeit Juliens der blinden Hartnäckigkeit ihres Vaters entgegenzusetzen. Die Tugend der beyden Liebenden hätte ihn am Ende entwafnet, er hätte sein Unrecht eingesehn, und selbst eine so geprüfte Liebe gekrönt." Man muß es selbst lesen, wie zufrieden dieser Mann mit seinem Vorschlage ist, wie sehr er wünscht, daß Rousseau diesen Plan gewählt, daß er mit einem Worte ihn um Rath gefragt hätte, ehe er seine Heloise schrieb. Schade, in der That, daß wir diese schaale Begebenheit nicht noch einmal mehr aufgetischt bekommen haben, daß wir nicht einen Ro-

*) Ein Mr. L... dans une Lettre sur la nouvelle Héloise.

Romanen-Vater mehr aufzählen können, der seiner verliebten Tochter zu gefallen, die sich für ein Muster von Tugend und für eine vollendete Philosophinn hält, weil sie der Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft spotten kann — der, dieser zu gefallen, in seinem sechzigsten Jahr, die ihm angebornen Grundsätze vergißt, seine Versprechungen bricht und seine Ehre aufopfert. Fürwahr, es bedurfte weniger Erfindungskraft, um einen Plan zu ersinnen, der schon so oft da gewesen, und der weit unnatürlicher ist, als der Plan der neuen Heloise mit allen seinen anscheinenden Paradoxien. Da zeigt sich das wahre Genie und die tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, wenn Pflicht gegen Pflicht, Leidenschaft gegen Leidenschaft kämpft; denn in Juliens Herzen ist die Tugend selbst eine Leidenschaft. Aber jener Plan soll noch über dieses moralischer seyn. Moralischer? Mir ist derjenige Roman der moralischste, in welchem sich das Herz am meisten enthüllt, in welchem ich mich selbst wieder finde und besser als vormals kennen lerne. Aber das Wort gelte hier in seinem gewöhnlichen Sinn. Ist denn lieben die höchste Pflicht des Lebens? und welche Tochter handelt moralischer, diejenige, welche ihrem Vater ungehorsam ist, um ihren Geliebten zu erhalten, oder diejenige, welche den Liebhaber aufopfert, weil sie ihren Vater nicht zu ihren Füssen weinen sehn kann? — Derselbe Schriftsteller — und er ist einer von denen, dessen Kritiken in Frankreich mit dem meisten Beyfall aufgenommen worden sind — thut noch einen andern Vorschlag, in welchem er sich

nicht

nicht weniger irrt. „Wenn," sagt er, „Rousseau junge Leute lehren wollte, wie gefährlich die Schlingen der Liebe sind, und in wie vieles Unglück selbst die edelste Liebe stürzen kann; so konnte seine Julie ein auffallendes Beyspiel von diesem Satze werden. Er brauchte sie nur dem brutalen Hochmuth ihres Vaters aufzuopfern; er brauchte nur den Fall tödtlich zu machen, den die Heftigkeit ihres unmenschlichen Vaters verursachte. Julie bis auf den letzten Augenblick unerschütterlich; Julie mit dem Namen ihres Geliebten auf den Lippen sterbend! Welch' ein rührendes Bild!" — Und dieses Bild hätte lehren sollen, die Schlingen der Liebe zu fürchten? Dieser einzelne, unwahrscheinliche Zufall sollte ein Mädchen bey den ersten Schritten zurück halten, die es gegen den Abgrund thut? Und sicherer erhalten, als das weit rührendere Bild der Reue, des Kampfs der tugendhaften Julie? Wo ist der nothwendige Zusammenhang zwischen ihrer Liebe und jenem Fall, den Rousseau größtentheils nur darum braucht, um einen innern Zustand in der Seele seiner Heldinn zu bewirken, den ich nicht genugsam bewundern kann. Dieser Vorfall, und die darauf folgende Scene erweckt Juliens ganze Zärtlichkeit gegen ihren Vater, und bereitet die Ergebenheit vor, die sie ihm in der Folge beweist. Es ist einer der schönsten Züge in der neuen Heloise, daß die Härte, mit welcher Julie von ihrem Vater behandelt wird, eine Wirkung hervorbringen muß, die der erwarteten so geradezu entgegen steht.)

„Rousseau schildert uns eine Frau, welche wider ihren Willen verheirathet, blos durch die Bande der Achtung an ihren Gatten gefesselt ist, und in ihrem Herzen die Erinnerung eines andern Glücks und die Liebe eines andern Gegenstands trägt; eine Frau, die nicht etwa in dem Wirbel der Welt ihre Empfindungen erstickt und vergißt, sondern in einer vollkommenen Entfernung von derselben, mit ihrem Gemahl allein, in dem Schoos der Natur und durch sie beständig an ihre Leidenschaft erinnert, ihre blühendsten Jahre zubringt. Hier wird sie durch die Tugend, durch die Erfüllung ihrer Pflichten, durch die Religion glücklich und die Beschreibung dieses Glücks (die Versinnlichung desselben und der Mittel zu demselben zu gelangen) ist es, welche diesen Roman moralisch macht.“

„Man macht Julien zum Vorwurf, daß sie in ihre Verheirathung willige. Aber wehe der Tochter, die Muth genug haben könnte, ihr nicht nachzuahmen! Man kann den Willen eines Vaters vergessen, wenn er fern von uns ist, die Gegenwart der Leidenschaft löscht jede andre Erinnerung aus; aber ein Vater, der sein Recht auf den Knien fordert; der die Macht, welche die Natur ihm gab, durch eine freywillige Aufopferung derselben vermehrt; welcher bittet, wo er befehlen könnte; wer könnte den Eindrücken eines solchen Schauspiels widerstehn? Es hemmt die Gewalt der Liebe selbst. Der Vater, der wie ein Freund spricht, der zugleich das Herz und die Natur in Bewegung setzt, ist unumschränkter Beherrscher unsrer Seele. —

Aber

Aber warum gestand Julie dem Herrn von Wolmar ihren Fehltritt nicht? Sie hätte ihren Vater betrogen, wenn sie ihn vor ihrer Verheirathung gestand; und nachher setzte sie das Glück ihres Gemahls auf das Spiel, wenn er die Achtung verloren hätte, die er gegen sie hegte. Ich weiß nicht, ob dieses Opfer ihrer Delikatesse nicht unsere ganze Bewundrung verdient. Diejenigen Tugenden sind am schwersten auszuüben, welche in den Augen der Welt nicht von dem Laster unterschieden sind. Und doch freut man sich Julien zum Geständnisse geneigt zu sehn; man freut sich, daß Rousseau dieser Neigung nicht blos die Gewalt ihrer eignen Reflexionen, sondern die dringenden Vorstellungen einer Freundinn entgegen stellt."

„Dieses Werk enthält übrigens einen bewundernswürdigen Reichthum von Ideen über eine große Menge von Gegenständen. Rousseau hatte nicht die Art von Imagination, welche eine Reihe neuer Begebenheiten zu erfinden vermag, aber die Fülle von Empfindungen und Gedanken hält für den Mangel an Situationen schadlos. Wenn Heloise kein Roman ist, so ist sie eine Sammlung von Briefen über verschiedene Gegenstände, in denen sich der künftige Verfasser des Emil und des Contrat social ankündigt."

(Bey allen Vollkommenheiten, die wir in diesem Roman finden, so möchten wir doch nicht die Vertheidigung aller der Fehler auf uns nehmen, die man ihm vorgerückt hat. Hierunter gehören die langen philosophischen Abhandlungen über so man-

cherley Gegenstände, die sich oft nicht auf die natürlichste Weise darbieten, und ohne Nachtheil des Ganzen als so viel eigne Stücke herausgehoben werden könnten. So schön diese Abhandlungen an sich sind, so gehören sie doch nicht hieher — non erat his locus. Aber Rousseau unterlag der Menge von Ideen, die er gesammelt hatte. Er brannte vor Begierde, seine Wahrheiten zu predigen, und so macht er die meisten seiner Personen zu dem, was St. Preux Julien vorzugsweise Schuld giebt, zu passionirten Predigern. Indessen waren es gerade diese hors d'oeuvres des Romans, die ihm bey seiner Erscheinung die meisten Leser gewannen, und selbst diejenigen aussöhnten, welche ihm die häufigen Ketzereyen gegen die bis dahin geltende Theorie des Romans nicht verzeihen konnten.)

„Indeß muß man gestehn, daß man es nicht immer mit Vergnügen sieht, wenn Rousseau Julien immer so sprechen läßt, wie er selbst gesprochen haben würde. In mehrern ihrer Briefe vermißt man den Charakter einer Frau, und noch dazu einer strafbaren Frau. Auch die ewigen Predigten an St. Preux stehen nicht an ihrer Stelle. Eine schuldige Frau kann die Tugend noch lieben, aber predigen darf sie dieselbe nicht mehr, und dieses Wort darf ihrem Munde nicht anders als mit einem Gefühl von Traurigkeit und Kummer entschlüpfen. Den Ton der Superiorität endlich, den sie gegen St. Preux beybehält, mag ich nicht leiden. Eine Frau verliert dieselbe in dem Augenblicke, da sie ihrem Geliebten unterliegt. Sie

kann

kann die Reize ihres Geschlechts beybehalten, aber ihre Rechte sind verloren. Sie kann noch interessiren, aber nicht mehr befehlen." (Diese Kritik ist nur zur Hälfte gegründet. Wenn Julie nach ihrem Fehltritte noch die Lehren der Tugend predigt, so geschieht es fast immer nur durch einen gewissen Zwang der Umstände, die sie ihre eigne Strafbarkeit einen Augenblick vergessen lassen. Aber in der That auch nur einen Augenblick. Wenn erinnert sie sich nicht ihrer verlornen Tugend? Wenn ruft sie nicht das Andenken ihrer Fehler zurück? Und diese letztern um desto öfterer, da sie in dem demüthigenden Gefühl, das sie bey der Erinnerung an dieselben befällt, eine Art von Büßung derselben zu sehen glaubt. Fast niemals braucht sie den Namen der Tugend, ohne die schmerzliche Empfindung, daß es eine Zeit gab, wo sie ihn nennen konnte ohne zu erröthen.)

„Man findet hin und wieder in diesem Werke sonderbare Züge von Empfindsamkeit, die aus dem Kopf und nicht aus dem Herzen zu kommen scheinen. Das Herz kann nichts neues empfinden. Seine Ausdrücke können neu, aber seine Bewegungen müssen bekannt seyn, wenn sie wahr seyn sollen. Denn von dieser Seite gleichen sich alle Menschen. So ist zum Beyspiel die Methode unerträglich, nach welcher Julie zuweilen ihre Leidenschaft ordnet, und alles, was in ihren Briefen zeigt, daß sie noch Gewalt über sich hat, und daß sie zum Voraus den Entschluß zu fehlen faßt. Wahrscheinlich glaubte Rousseau seine Julie sittsamer zu

machen, wenn er ihre Leidenschaft mäßigte; aber er bedachte nicht, daß nur das Uebermaaß der Leidenschaft sie entschuldige, und daß nur die Heftigkeit ihrer Liebe die Immoralität ihres Fehlers schwächen könne."

(Und sollte Rousseau dieß in der That nicht bedacht haben? sollte dem tiefsten Kenner des menschlichen Herzens eine so gewöhnliche Bemerkung entgangen seyn? Wir können uns davon nicht überreden, und wir finden in dem Betragen seiner Julie keine Gründe für diese Behauptung. Wir sehen Julien zweymal schwach. Das erstemal unterliegt sie offenbar der Heftigkeit ihrer Leidenschaft, und diese Begebenheit ist für die Absicht des Romans genug motivirt. Die Liebe hatte sich unvermerkt ihres Herzens bemächtigt, und sie hatte sich ihr mit desto größrer Zuversicht überlassen, da die Zurückhaltung ihres Geliebten auf der einen Seite, und das eigne Gefühl ihrer Unschuld und Tugend, ihr hinlängliche Sicherheit gegen jede Gefahr zu gewähren schien. Die Nachsicht ihrer Mutter, die Scene in dem Bosquet zu Clarens, die Stürme, die unmittelbar auf den ruhigen Genuß unschuldiger Liebe folgten, der Widerstand, den sie auf einmal in ihren Wünschen fand, St. Preurs Verzweiflung, seine lange Anwesenheit und ihre Krankheit, alle diese Umstände zusammen genommen, gaben ihrer Leidenschaft das Uebergewicht. Diesen Theil der Geschichte kann also der Tadel unsrer Verfasserin nicht treffen; da das Uebermaas der Leidenschaft und Juliens Schwäche die Veranlassung und also

auch

auch die Entschuldigung ihres Fehlers ist. Es ist also von jener vorbereiteten Zusammenkunft, von welcher sie spricht. Hier erscheint Julie am strafbarsten; hier scheint sie ihre Grundsätze, ihre weibliche Würde und Tugend am meisten zu vergessen, und ihre planmäßige Art zu verfahren scheint das höchste Verbrechen der beleidigten Sittsamkeit. Wir bitten unsre Leser sich dessen zu erinnern, was wir oben schon von der Anlage der Charaktere und dem Zweck dieses Romans gesagt haben, daß Juliens Tugend und ihre Philosophie noch nicht in einander verschmolzen, sondern daß jene nur erst eine Tugend der Anlage und des Willens, diese aus noch unausgeübten und ungeprüften Grundsätzen bestand; daß eine solche Tugend und Philosophie, sobald sich die Leidenschaft einmal des Kopfes und Herzens bemächtigt hat, nichts weniger als vor Fehltritten sichert, und daß die letztern, indem sie sich mit der Leidenschaft zu vereinigen und dieselbe zu rechtfertigen sucht, nur noch tiefer in den Irrthum führt. Dieses ist Juliens Fall, und dieses sind die Veranlassungen zu ihrem zweyten Vergehn, in das sie eben darum so viel Methode bringt, weil sie ihre Leidenschaft mit ihrer Vernunft vereinigen und ihren vorigen Fehler durch einen neuen Fehler aussöhnen zu können glaubt. Sie mag selbst sprechen. „Der Zustand, in dem ich mich befand, und die Erinnerung meiner Schande ward mir verhaßt. Ich wollte den Vorwürfen meines Gewissens entgehn, ohne dem Laster zu entsagen, und so begegnete mir, was jedem edeln Herzen begegnet, das sich verirrt

hat und sich in seinem Irrthum gefällt. Eine neue Täuschung linderte die Bitterkeit meiner Reue; ich hoffte in meinem Vergehn selbst ein Mittel zu finden es zu verbessern, und ich wagte es, den Entschluß zu fassen, meinem Vater seine Einwilligung abzuzwingen. Die erste Frucht unserer Liebe sollte diesen süßen Bund stiften, und ich bat den Himmel darum, als um ein Unterpfand meiner Rückkehr zur Tugend und unsres gemeinschaftlichen Glücks. Ich wünschte dieses Eräugniß eben so lebhaft, als eine andre an meiner Stelle es gefürchtet hätte. Der Zauber der Liebe brachte das Murren meines Gewissens zum Schweigen und tröstete mich über meine Schwachheit durch die Wirkung, die ich davon erwartete.")

Noch eine Kritik! „Clairens Scherzen fehlt es gemeiniglich an Geschmack und Salz. Es ist vielleicht nothwendig in Paris gewesen zu seyn, um mit Zuverläßigkeit die Wirkungen eines Scherzes zum voraus berechnen zu können. Rousseau war zu nichts weniger gemacht, als zur Fröhlichkeit. Die Gegenstände machten einen zu tiefen Eindruck auf ihn, und er verband große Ideen mit den geringfügigsten Gegenständen. Um glücklich zu scherzen, bedarf es gerade eines entgegengesetzten Charakters."

„Die Scene des Romans ist höchst glücklich gewählt. Die Natur in der Schweiz ist den großen Leidenschaften analog, und sie trägt sehr viel zu der Wirkung der herrlichsten Situationen in der Heloise bey. Wie neu ist Rousseau in den Schilderungen,

rungen, die er von ihnen macht, und wie weit läßt er Geßners bluhmenreiche Wiesen und schattige Lauben hinter sich. Man fühlt, daß sich das Herz in der Nähe der ungeheuern Felsen der Liebe leichter öfnet, als auf jenen bezauberten Matten, die eben so fade sind, wie die Schäfer, die sie bewohnen." (Wir glauben uns nicht verbunden, die Verfasserinn hier zu widerlegen, und die Vertheidigung unsers Geßners gegen sie auf uns zu nehmen, da ihr Tadel nicht sowohl seine Gedichte insbesondere, als vielmehr die ganze Gattung trift. Das Schäfergedicht ist nicht für jedes Alter unsers Lebens, also auch eben so wenig für jedes Zeitalter und für jede Nation. In Frankreich scheint es jetzt der Zeitpunkt zu seyn, wo diese Art der Poesie nur noch von einigen wenigen geachtet wird. Die Franzosen nennen sie fade, ohne eine andre Ursache angeben zu können, als die, welche eine Dame angab, die man nach dem Grund ihres Mißfallens an dem Landleben frug: Que voulez-vous que je dise? Je n'aime pas les plaisirs innocens.)

Dritter Brief. Ueber Emil. Wir zeichnen hier nur eine einzige Stelle aus. „Ich weiß, sagt die Verfasserinn, daß man es vielleicht sonderbar finden wird, daß ich Rousseaus System der Erziehung billige. Jedermann ist einstimmig seine Beredsamkeit zu bewundern, aber man glaubt, daß die lebhafteste und fruchtbarste Einbildungskraft, und eine Seele voll Leidenschaft und Eifer das ganze Geschenk gewesen, das die Natur ihm zugedacht habe; und daß dieses seltne Talent der Darstellung

nicht auch zugleich mit der Richtigkeit des Verstandes verbunden seyn könne, die zu Entwerfung eines nützlichen Plans erfoderlich ist. Man hat seine Grundsätze als falsch und unausführbar verschrieen, um ihn in eine Classe von Menschen zu setzen, die selbst die mittelmäßigsten Köpfe über die Achsel ansehn, weil sie ihre wenigen, allgemein angenommenen und unbestrittenen Ideen den Irrthümern entgegen setzen können, die sich vielleicht unter die große Menge neuer Ideen eines vortreflichen Kopfs eingeschlichen haben. Ich kann mich nicht überreden, daß ein Werk über die Erziehung, in welchem alles von der ersten Zeile bis zu der letzten auf das genaueste zusammen hängen, welches jeden Augenblick alle unsere gewohnten Ideen erwecken muß, interessiren könnte, wenn es den Verstand durch seine Irrthümer ermüdete. Ich bemerke noch über dieses, daß man im Einzelnen einen Plan annimmt, den man im Ganzen verwirft.“

Vierter Brief. Ueber Rousseaus politische Schriften. Die Verfasserinn stellt Rousseau neben Montesquieu und vergleicht die Verdienste, welche sich beyde um die Politik erworben haben. „Der Plan des letztern ist ausgedehnter als der, welchen Rousseau in seinem Contrât social ausgeführt hat. Dort werden alle Gesetze, welche jemals gemacht worden, untersucht; hier wird blos die politische Constitution und die gesetzgebende Gewalt, nicht die Gesetze selbst beleuchtet. Montesquieu ist nützlicher für schon gebildete Staaten, Rousseau würde nützlicher seyn für ein

Land,

Land, welches seine Constitution erst gründen wollte."

Der Raum und die Bestimmung unsrer Bibliothek verbietet uns, den vortreflichen Schluß dieses Briefs ganz hierher zu setzen.

Fünfter Brief. Ueber Rousseaus Geschmack an der Musik und Botanik. Mit diesem Briefe macht die Verf. den Uebergang zu den Bemerkungen über Rousseaus Charakter, denn jene Neigungen hingen genau mit seiner ganzen Art zu empfinden zusammen. Wahr und vortreflich sagt die Verfasserinn: „Rousseau liebte die melancholischen Melodien, und auf dem Lande ist diese Art von Musik diejenige, nach der man sich am meisten sehnt. Die ganze Natur scheint die klagenden Töne einer rührenden Stimme begleiten zu wollen. Aber man muß eine sanfte und reine Seele haben für diesen Genuß. Einem Menschen, den das Andenken seiner Fehler beunruhigt, muß die Schwermuth unerträglich seyn, in die eine rührende Melodie ihn stürzt. Ein Mensch, den sein Gewissen foltert, wird mit Widerwillen jede seiner Empfindungen vor seiner Seele gleichsam vorüber ziehn sehn und sie langsam, Schritt vor Schritt, prüfen wollen. Aber jedem würde ich mich leicht anvertrauen, den die Musik, die Bluhmen, die Natur ergötzt. Ach! die Neigung zum Laster entspringt ganz gewiß in dem Herzen des Menschen; denn alle Eindrücke, welche die äußern Gegenstände auf ihn machen, entfernen ihn von demselben, und führen ihn der Tugend zu. Ich weiß nicht,

aber an dem Ende eines schönen Tages, in der Stille ländlicher Einsamkeit, bey dem Anblick eines gestirnten Himmels hat es mir oft geschienen, als wenn die Natur der Seele Tugend, Güte und Hoffnung predige."

Sechster Brief. Ueber Rousseaus Charakter. Sollte es wohl möglich seyn, daß nur die Schriften dieses außerordentlichen Mannes Bewunderung, sein Charakter aber Verachtung verdiene? Könnten wohl Witz und Verstand hinreichend seyn, den Stempel der Wahrheit bis zu dieser Täuschung nachzuahmen? und sollte es für reine und empfindsame Herzen gar kein sicheres Zeichen geben, an welchem sie sich wieder erkennen könnten? Oder ist es vielleicht möglich den Contrast zwischen Rousseau, dem Menschen, und Rousseau, dem Schriftsteller, verschwinden zu lassen?

Rousseaus Geist war langsam, aber sein Empfindungsvermögen schnell und heftig. Nachdenken und Reflexion verstärkte bey ihm die Empfindungen zu einem solchen Grad, daß ein Wort, eine Bewegung, die ihm mißfiel, nachdem er sie zu dem achttägigen Gegenstand seiner Untersuchungen gemacht hatte, oft die Veranlassung zu einem Zwiste gab. Daher war es so schwer, ihn aus dem Irrthum zu reißen; denn was er so tief und langsam in sein Herz eingegraben hatte, war ein plötzlicher Lichtstrahl nicht so leicht zu zerstreuen fähig. Seine außerordentliche Imagination und sein Scharfsinn in Gegenständen des Nachdenkens mußten ihn oft schwindelnd machen, und er wäre vielleicht glück-

glücklich geworden, wenn er immer auf dem Lande in dem Umgang einiger eingeschränkten Köpfe zugebracht hätte. Er war für den Umgang der Natur geboren; jeder andre ward ihm bald zur Last: Denken und Träumen war sein höchstes Glück, und weiter hätte man nichts von ihm verlangen sollen. Wenn man Rousseaus Grundsätze mit seinen Handlungen vergleicht, so findet man in der That, daß sie sich zuweilen widersprechen; aber es scheint, daß er mehr durch eine falsche Anwendung als durch die gänzliche Aufopferung derselben gefehlt habe. Bisweilen scheint es, daß seine Seele, vom Nachdenken erschöpft, nicht mehr Kraft genug gehabt habe zu handeln. Ein Mann, welcher häufig mit Rousseau umgegangen war, erzählte der Verf. mehrmals, mit welcher Wollust er sich der vollkommensten Ruhe überlassen habe. Eines Tages gingen sie zusammen auf den Schweizergebirgen spazieren. Sie kamen an eine reizende Gegend, wo sich eine unermeßliche Ferne ihren Blicken eröfnete, und wo sie die reine Luft athmeten, mit welcher sich der Athem der Menschen noch nicht gemischt hat. Hier höfte Rousseaus Begleiter, daß der Einfluß des Orts sein Genie erwecken würde; er glaubte ihn schon sprechen zu hören, als er auf einmal, wie ein Kind, auf dem Grase zu spielen anfing. Vielleicht war dieß einer seiner glücklichsten Augenblicke, wo er, frey von dem Druck seiner Empfindungen und Gedanken, von keiner seiner Fähigkeiten gepeinigt ward.

Rousseau

Rousseau würde nicht Fehler jeder Art ohne Rückhalt von sich erzählt haben, wenn er sich nicht gut und tugendhaft gefühlt hätte. Oft sind diese Erzählungen nicht so wohl eine Wirkung seiner Aufrichtigkeit, als eine gewaltsame Anstrengung, und er gleicht dann einem guten Schriftsteller, der ein unedles Wort in die Sprache zu bringen versucht. In allen seinen Werken findet man Züge und Empfindungen, welche nur aus einer reinen und tugendhaften Seele hervorkeimen können. Er entzückt uns, wenn wir ihn in dem Schooße der Natur sehn, und nur in dem Umgang mit Menschen gefällt er uns weniger. Er war von Natur gut, fühlend, und zutraulich, aber er ward der unglücklichste von allen Menschen, als ihn der thörichte Wahn von der Ungerechtigkeit und dem Undank des Menschengeschlechts gegen ihn ergriffen hatte. Nichts war deshalb wohlthätiger für ihn, als sein Aufenthalt auf der Insel St. Pierre, wo ihm die Einfalt des Landlebens, und die Liebe der Landleute gegen ihn, wiederum einige Achtung und Neigung gegen die Menschen einflößte.

Die Verfasserinn dieser Briefe hält es für gewiß, daß Rousseau freywillig sein Leben verkürzt habe. Einige Briefe, die er vor seinem Tode schrieb, kündigten diesen Vorsatz an. Den Tag, an welchem er starb, stand er vollkommen gesund auf und sagte, er wolle die Sonne zum letztenmale sehn. Er nahm, ehe er ausging, Kaffe, den er selbst bereitet hatte. Er kam einige Stunden darauf zurück und empfand die heftigsten Schmerzen, ver-

bot

bot aber nach Hülfe zu rufen. Man glaubt, daß die Untreue seiner nichtswürdigen Frau, welche er einige Tage vorher bemerkt hatte, die letzte Veranlassung zu diesem Schritte gewesen sey.

Wir schließen diese Anzeige mit einer Stelle aus diesem Briefe, welche der Verfasserinn und ihrem Gegenstand Ehre macht: „Ich habe,“ sagt sie, „keine Bluhmen auf sein Grab gestreut; ich habe es lange Zeit mit Thränenfeuchten Augen betrachtet; ich bin schweigend und in tiefes Nachdenken versunken davon gegangen. Ihr Glücklichen dieser Erde, nähert euch seinem Grabhügel nicht; spottet seinem traurigen Schatten nicht! laßt dem Unglück eine Freystatt, wohin es der Anblick des Glücks nicht verfolge! Jedermann an diesem Orte bemüht sich den Fremden die Gegenden zu zeigen, welche Rousseau am meisten liebte, die Stellen, wo er ausruhte, die Innschriften, die er in die Rinde der Bäume und in die Felsen gegraben hatte. Die Bewohner des Dorfs stimmen in den Enthusiasmus der Reisenden ein. Sie rühmen seine Sanftmuth, seine Wohlthätigkeit. „Er war sehr „traurig,“ sagen sie, „aber er war sehr gut.“ An diesem Orte, den er bewohnt hat; an diesem Orte, der ihm geheiligt ist, hat man dem Tode alles zu entreißen gesucht, was ihm das Andenken entreißen kann; aber der Schmerz über seinen Verlust wird dadurch nur größer und lebhafter. Man glaubt ihn zu sehn, man ruft ihn, und die Klüfte antworten: Ach Rousseau! Vertheidiger der Schwachen, Freund der Unglücklichen, Eiferer für die Tugend,

gend, Maler der Seele! du, gefühlvoll für jede Art von Unglück, du, selbst des Mitleids so werth, das dein Herz so vollkommen zu fühlen und auszudrücken verstand, möchte sich doch zu deiner Vertheidigung eine Stimme erheben, die deiner würdig wäre! und da deine Werke dich nicht vor den Pfeilen der Verläumdung sichern, da es noch Seelen giebt, welche den Empfindungen widerstehn, die sie einhauchen, möchte doch der Eifer dich zu loben wenigstens diejenigen entzünden, die dich bewundern.“

VII.

Elogio di Gessner. Pavia. 1789. 90 Seiten in 8.

Der Verfasser dieser Lobschrift auf unsern vortreflichen Geßner ist der, auch unter uns bekannte Abbe' Bertola, dem das Verdienst gehört, seinen Landsleuten zuerst einige richtigere Begriffe von unserer schönen Litteratur beygebracht, oder doch den Versuch gemacht zu haben, sie ihnen beyzubringen. Denn, soviel sich aus mehrern Anzeigen, und einigen Winken, die der Verf. selbst hier im Vorbeygehn giebt, schließen läßt, hat er seine Absicht nur wenig erreicht. Seine Idea della bella Letteratura

ratura allemanna ist in Italien kaum genannt, und noch weniger gelesen worden, und der deutsche Parnaß ist den Italienern noch eben so, wie vorher, ein unbekanntes Land.

Gegenwärtige Lobschrift hat, ohne eben ein Muster in ihrer Art zu seyn, doch manche wesentliche Vorzüge vor den gewöhnlichen italienischen und französischen Elogen. Die Nachrichten von den Lebensumständen des Dichters sind zwar etwas dürftig, die Charakteristik seiner dichterischen und künstlerischen Werke ist zwar weder ganz genau, noch ganz vollständig — dem ungeachtet aber ist das Büchelchen der Aufmerksamkeit nicht unwerth. Es enthält einige brauchbare und angenehme Nachrichten, einige feine und scharfsinnige Beobachtungen, die selbst für Deutschland noch das Verdienst der Neuheit haben.

Geßner — sagt der Verf. — gehört unter die wenigen großen Männer, deren persönlicher Charakter mit dem Charakter ihrer Schriften auf das genaueste übereinstimmte. Man muß ihn persönlich gekannt haben, wenn man einen vollständigen Begriff haben will, in welchem Grad er die Liebenswürdigkeit, die Offenheit, und alle die Tugenden als Mensch besaß, die er als Schriftsteller schildert. Ob ich gleich, fährt er fort, einer der ersten und eifrigsten war, die in Italien seine Werke studierten, ob ich gleich durch einen langen Briefwechsel und eine Menge Gefälligkeiten Beweise seiner Freundschaft und seines Wohlwollens erhalten habe, so würde ich doch nicht gewagt haben, über

diesen

diesen Punkt etwas zu sagen, wenn mir nicht überdieß noch das Glück zu Theil worden wäre, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen und zu sprechen.

Geßner ward im Jahr 1730 in Zürich geboren, (wo er auch den 2ten März 1788 starb.) Den ersten Unterricht erhielt er in seiner Vaterstadt, doch war er mehr ein Zögling der Natur, als der Schule. Er war für die schönen Künste geboren, und brachte es folglich sehr bald zu der Fähigkeit, in dem anhaltenden und leidenschaftlichen Studium der vortreflichsten Werke der Natur sowohl, als der Kunst, sein eigner Lehrmeister und Wegweiser zu seyn. Er selbst giebt in seinem Briefe über die Landschaftsmalerey mit einer Freymüthigkeit hierüber Nachricht, die großen Männern so eigen zu seyn pflegt, wie gemeinen Köpfen Vermessenheit und Hochmuth. So fruchtete ihm eignes Nachdenken und Uebung in Tagen mehr, als ihm der Unterricht eines Lehrers in Jahren genußt haben würde, und er hatte schon beträchtliche Fortschritte gemacht, als er sein Vaterland auf einige Jahre verlassen mußte. Der Grund, den der Verf. nicht angiebt, war, den Buchhandel zu erlernen, wozu er aber wenig Neigung besaß. In dieser Absicht brachte er einige Jahre in Leipzig, Berlin und Hamburg zu. Am letztern Orte genoß er den vertrauten Umgang des liebenswürdigen Hagedorn — den die Ausländer jetzt rühmen und schätzen, und die schaalen Köpfe Deutschlands für unlesbar ausschreyen. Diese Reisen, dieser Aufenthalt in großen Städten hatte indeß nicht den mindesten nachtheiligen Ein-

fluß

fluß auf die Simplicität und Reinheit der Seele, welche die Hauptzüge seines Charakters ausmachten. Er kehrte in den Schoos seines Vaterlandes zurück, ohne etwas von dem glänzenden Firniß, den man in der so genannten großen Welt erhält, angenommen zu haben.

So sehr die Künste und Wissenschaften seine Lieblingsbeschäftigung ausmachten, so wenig opferte er ihnen doch die Pflichten des Bürgers auf. Er hatte nicht viel Zeit auf das Studium der Geschichte und der politischen Verhältnisse der Schweiz gewendet, allein Nachdenken und Scharfsinn machten, daß er aus einer kleinen Anzahl historischer Grundkenntnisse ungleich mehr Nutzen zu ziehen wußte, als andere aus einer weit größern. Er war ein ächter Patriot, allein er wirkte in der Stille und suchte nicht Aufsehn zu machen, so daß seine edlen Gesinnungen hinter dem Schleyer der Bescheidenheit oft verkannt wurden. Seine Sanftheit galt für Schwäche oder Gleichgültigkeit. Uebrigens war sein ganzes Leben von einer beneidenswerthen Gleichförmigkeit; ähnlich dem Lauf eines stillen durchsichtigen Bachs, beseligt von tugendhafter Freundschaft, und ungestörter Ruhe und Heiterkeit. Als Republikaner, als Gelehrter, als Künstler war Geßner ohne Ehrgeiz, ohne Neid und Selbstsucht. Der Beyfall, den seine Werke allenthalben erhielten, die Achtung, mit der man in ganz Europa seinen Namen nannte, schien ihm auf einem Mißverständnisse zu beruhen, und mehr als einmal fragte er, wenn er seinen Namen in öffentlichen Blättern oder Büchern auf das

ehrenvollste erwähnt fand, mit unerkünstelter Treuherzigkeit, ob es nicht noch einen andern Schriftsteller in Deutschland gebe, der Geßner heiße?

Der Brief über die Landschaftsmalerey scheint in Italien unter allen Schriften Geßners den meisten Beyfall gefunden zu haben, auch der Verfasser überhäuft ihn mit Lobsprüchen. Die besten Kenner, sagt er, halten ihn für eines der besten und lehrreichsten Werke, die je über die Malerey geschrieben worden. Was die Poesie anbetrift, so sey G. nach den Italienern, derjenige, der unter den Neuern der göttlichen Simplicität der Alten am nächsten gekommen. Es bedarf wohl unserer Erinnerung kaum, daß diese Einschränkung nach den Italienern, nicht nur überflüßig, sondern auch falsch ist. Allein dem Verf. muß man es verzeihen, daß er sie aus Schonung gegen seine in diesem Punkte höchst eifersüchtigen Landsleute, wahrscheinlich wider seine eigne Ueberzeugung, hinzufügte. Bey keiner fremden Nation hat Geßner mehr Tadler gefunden, als bey den Italienern, worunter sich viele ihrer angesehensten Schriftsteller befinden. Wenn man auch diesen Männern überhaupt die Fähigkeit, richtig zu urtheilen, nicht absprechen kann, so liegt es doch am Tage, daß sie gar nichts von dem thaten, was man schlechterdings thun muß, einen Dichter in einer fremden Sprache richtig und unpartheyisch zu beurtheilen. Statt kaltblütige Untersuchungen anzustellen, folgten sie dem Ausspruch eines blinden, übertriebenen Nationalstolzes. Eine Uebersetzung in der Hand, eine

fluch-

flüchtige, unterbrochene Lectüre — wie konnte ihr Urtheil anders, als einseitig und superficiell ausfallen?

Die, übrigens ziemlich treffende Charakteristik der Geßnerischen Muse übergehen wir, da sie einen Dichter betrift, der von unsern neuesten hochtrabenden Hexametristen und geschmacklosen Witzlingen noch nicht aus den Händen des Publikums verdrängt worden ist, und, wenn Apoll sein Gedeihen giebt, auch so bald noch nicht verdrängt werden wird. Wir gehen zu dem fort, was B. über Geßner den Künstler sagt.

Geßner malte und zeichnete, aber nicht ganz mit dem außerordentlichen Glück, mit dem er dichtete. Erst in seinem dreyßigsten Jahre fing er eigentlich und mit Fleiß an, sich aufs Zeichnen zu legen. Dieß hinderte ihn an der Erwerbung gewisser unentbehrlicher Fertigkeiten, die ein methodisches Fortschreiten, das man Jünglingen vorschreibt, erfodert, wozu aber in spätern Jahren die Geduld des Mannes gewöhnlich nicht zureicht. Dem ungeachtet herrscht in seinen Landschaften eine Wahrheit und Natur, und in seinen Kupfern ein Geschmack des Alterthums und eine Miene der Simplicität, die so reizend sind, daß sie auch den strengsten Kunstrichter bestechen, und zur Nachsicht gegen den Mangel der Mürbigkeit und Vollendung (morbidezza e finitezza) bewegen müssen. In seinen Kunstwerken, wie in seinen Gedichten, war G. der genaueste Beobachter, aber nie ein affektirter und kleinlicher Nachäffer der Natur. Daher

seine unerschöpfliche Mannichfaltigkeit; seine große Kunst in dem Ausdruck der verschiedenen Wirkungen, die verschiedene Tageszeiten auf eine und dieselbe Gegend hervorbringen; die sonderbare und doch immer natürliche Gruppirung der Bäume, u. s. w. Das fehlerhafteste in seinen Gemälden sind die Figuren, die ihm niemals ganz gelingen wollten. Seine Freunde sagten ihm hierüber ihre Meynung offenherzig; er sah selbst ein, daß sie Recht hatten, konnte sich aber dennoch nicht entschließen, sie ganz hinweg zu lassen. Es war ihm unmöglich, die physische Natur zu schildern, ohne sie durch ein paar Züge aus der moralischen Welt zu beleben. Allein, so sehr auch diese Figuren von Seiten der Zeichnung fehlerhaft sind, so glücklich sind sie gewöhnlich erfunden, so schicklich mit der leblosen Natur verbunden, daß sie nur selten, und auch dann nur denjenigen mißfallen, die in den Produkten der schönen Künste mehr Nahrung für ihre Tadelsucht, als für die Empfindung suchen. So viel bleibt auf alle Fälle gewiß, daß Geßner die größten Vortheile von der Verbindung beyder Talente und ihrer gleichmäßigen Ausbildung gehabt hat. Mit viel Einsicht und Geschmack zeigt der Verf. wie Geßner auf diesem Wege seinen Gemälden Vorzüge zu verschaffen im Stande gewesen sey, die sonst nur der Poesie eigen zu seyn scheinen, und so umgekehrt. Beweise hievon liefern seine meisten Gemälde, und unter seinen Gedichten vorzüglich diejenigen, die er nach seinem dreyßigsten Jahre verfertigt hat. Diese sowohl, als jene, bringen vermöge der Harmonie,

mit

mit der beyde Künste immer zusammen wirken, doppelt tiefen Eindruck hervor. Seine Gemälde erwecken bisweilen eine Reihe von Ideen, wie sie sonst nur die Poesie zu erregen vermag, und verschiedene von seinen Idyllen machen auf die Phantasie jenen schnellen und reizenden Eindruck des Helldunkels, der sonst nur durch die Malerey hervorgebracht werden kann. Mehrere von seinen Gedichten und Gemälden sind in einem hohen Grade, so zu sagen, Zusammenklang zweyer vollommen harmonischen Stimmen, und erzeugen die lebhafteste und entzückendste Täuschung. Ein vortreflicher Kenner (der Engländer Dyrmond) hatte sich oft an der reizenden Schilderung der häuslichen Glückseligkeit in der Idylle der Herbstmorgen ergözt. In der Folge bekam er auch das Kunstwerk zu sehen, in welchem Geßner denselben Gegenstand malerisch behandelt hat, und dieses brachte, wie er versichert, eine Täuschung von einer solchen Lebhaftigkeit in ihm hervor, wovon er bis jetzt noch gar keine Idee gehabt hatte. „Ich glaubte," sagte er, „in der That die süßen Worte jener glücklichen Frau, und die stammelnden Töne der Freude jener holden Kleinen zu hören — zu sehen, wie ihre zarten Händchen sich bewegten, und die Wangen ihres Vaters streichelten." — Auch zum poetischen Ausdruck und Schilderung der Affekten half ihm die Cultur beyder verschwisterten Künste ungemein viel. Seine Worte wußte er, sogar in Rücksicht auf den Klang, so glücklich zu wählen und zu stellen, daß sie mit der Schnelligkeit des Blitzes nicht nur die innere

Empfindung ausdrücken, sondern auch die äußere Geberde und die eigenthümliche Farbe jeder Leidenschaft malen, und immer mehr zu verstehen geben, als man liest. Die feinsten Züge des Ausdrucks der Leidenschaften sind durch fast unmerkliche Abstufungen angegeben, so daß man ihre ganze Kraft empfindet, ohne die Kunst zu bemerken.

Es folgt nunmehr die ausführliche Beschreibung eines Besuchs, den der Verf. im Jahr 1787 auf einer Schweizerreise, die er aus mehrern Gründen, vorzüglich aber um seinen Freund Geßner zu sehen, unternommen hatte, bey ihm abstattete. So anziehend diese Beschreibung des häuslichen Lebens, des ländlichen Aufenthalts, der ehelichen Glückseligkeit, der Freunde Geßners u. s. w. auch da, wo sie sich auf Kleinigkeiten erstreckt, ist, so können wir doch nur desjenigen in der Kürze erwähnen, was in genauerer Verbindung mit Geßner, dem Schriftsteller, und Künstler steht. Das merkwürdigste darunter ist das Gespräch, das der Verf. mit dem Dichter über seine Werke führte, und die Urtheile, die er von ihm selbst darüber fällen hörte. Man weiß, daß die Dichter, und überhaupt die Schriftsteller, auch die besten und größten, nicht immer die untrüglichsten Richter ihrer eignen Werke sind, daß der Geschmack- und einsichtsvolle Theil des Publikums nicht immer diejenigen für ihre Meisterstücke hält, die sie dafür ausgeben; daß sie ihre Arbeiten fast immer nur nach dem Grad der Mühe und Anstrengung schätzen, die sie ihnen gekostet, welches in Sachen des Geschmacks immer ein sehr trüglicher,

un-

unsicherer Maaßstab ist — allein mit Vergnügen wird man finden, daß Geßner über den verhältnißmäßigen Werth seiner Arbeiten genau so urtheilte, wie die feinsten Kenner und die scharfsinnigsten Kunstrichter von jeher gethan haben.

„Schon lange," sagt der Verf. „hatte ich „sehnlich gewünscht, Geßner möchte über die Entwickelung seines dichterischen Genies eben so, wie „über die seines malerischen Genies schreiben: allein „wichtigere Geschäfte hielten ihn davon ab. Das „Merkwürdigste suchte ich also aus seinem eignen „Munde zu vernehmen, um es der Welt mittheilen zu können. Meine gesammelten Bemerkungen würden zahlreicher und wichtiger seyn, wäre „Geßner weniger bescheiden, oder ich geschickter im „Ausforschen gewesen." — Doch auch das Wenige, was er hier mittheilt, ist weder unwichtig, noch überflüßig.

Mein Lieblingsdichter, sagte Geßner, ist Theokrit, ob ich schon den Virgil und die übrigen lateinischen Dichter früher kennen lernte. So bald ich den Griechen verstehen lernte, empfand ich dasselbe Vergnügen, das man empfindet, wenn man einen Mann kennen lernt, der uns dazu gemacht zu seyn scheint, unser bester Freund zu seyn. Ich konnte ihn nicht mehr lassen. Daphnis war der erste Erguß meiner Seele. Da ich ihn schrieb, hatte ich den Theokrit immer vor Augen, allein ich war erst zwanzig Jahr alt, und bemerkte weder in der Natur, noch in meinem Lehrer, was mir in der Folge vorzüglich bemerkenswerth an ihm dünk-

te — die genaue Auswahl des Bessern, und den originellen Charakter der liebenswürdigen ländlichkeit. Eine unersättliche Begierde, alles zu beobachten, alles zu copieren, verleitete mich, Bilder auf Bilder zu häufen, statt das schönste, passendste, neueste auszuwählen. Ich widmete die Zeit, die ich zwischen der Empfindung und Ueberlegung hätte theilen sollen, allein der erstern.

Dem Kaltsinne, fuhr Geßner fort, mit dem Bodmer dieses Gedicht aufnahm, verdankt der Tod Abels seinen Ursprung. Er selbst rieth mir zu diesem Gegenstande, und gab mir die besten Fingerzeige, wie ich bey Bearbeitung desselben meine Hauptneigung, ländliche Schönheiten zu schildern, befriedigen könne. Allein ich weiß nicht, wie es zuging; sein Rath, seine Fingerzeige legten mir gleichsam Fesseln an. Ich strebte nach Ordnung, und ward vielleicht darüber einförmig; — nach Ungezwungenheit, und ward nachläßig. Durch das zu heftige Bemühen, mich der Natur zu nähern, entfernte ich mich bisweilen nur desto weiter von ihr. In der Folge bemühte ich mich zwar, die fehlerhaften Stellen zu verbessern, aber ich weiß nicht, wie es kam, daß sie mir, statt richtiger und schöner zu werden, noch mehr mißglückten. Kurz, der Tod Abels ist in meinen Augen das schwächste meiner Werke, und ist es desto mehr, da ich es von einigen allen meinen übrigen habe vorziehen hören. *)

Auf

*) Vielleicht erinnern sich einige unsrer Leser, wie hart und ungerecht man hier und da die Kritik über die-

Auf die Frage des Verf., welchem von seinen Gedichten er selbst den Vorzug ertheile, erhielt er zur Antwort: dem ersten Schiffer. Verzeihen Sie mir, setzte Geßner hinzu, daß ich es selbst sage: aber ich finde in diesem kleinen Gedichte einen Liebreiz, von dem ich selbst nicht begreife, wie er aus meiner Seele fließen konnte. Immer noch macht mir dieses Stück Vergnügen; ich lese es öfters wieder. Es macht, daß mir das Herz höher schlägt, und meiner Phantasie zaubert es die süßesten Bilder vor. Vor allem aber, dünkt Ihnen nicht jenes Naturmädchen, das ich darinne angebracht habe, ein interessantes Geschöpf? (Wir sind überzeugt, die meisten Leser von Geschmack werden dem Dichter in diesem Urtheile vollkommen beystimmen.) Unter meinen Idyllen ziehe ich die Eifersucht, Daphnis oder den Abendgesang, den Herbstmorgen und Daphne und Chloe im Bade allen übrigen vor.

dieses Gedicht in dieser Bibliothek (alte B. 4. B. 2s St.) in ihrer Neuheit fand. Jetzt erfährt man, daß der Dichter den Tadel des Kunstrichters in seinem ganzen Umfang einräumte, ja noch weit strenger urtheilte. Man lasse sich also nie durch das Geschrey der schwärmerischen Anbeter eines Dichters gegen den freymüthigen Kunstrichter einnehmen, sondern prüfe selbst, und warte die Zeit ab, die oft durch den Mund und das eigene Geständniß des Dichters selbst die blinden Enthusiasten beschämt.

Daß Geßner mit Ramlers Versifizirung seiner Gedichte nicht sonderlich zufrieden seyn würde, ließ sich leicht vermuthen: hier erfahren wir es mit Zuverläßigkeit. Ohne uns über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit, den Nutzen oder Schaden einer solchen Unternehmung, worüber schon so viel und oft, auch bereits in dieser Bibliothek gesprochen worden, in weitläuftige Untersuchung einzulassen, setzen wir Geßners Urtheil mit seinen eignen Worten her. „Sie sind," sagte er zu dem Verf. der über die Behauptung der Madam Geßner, die Prose ihres Mannes durch das bloße Recitiren in Verse verwandeln zu können, seine Verwunderung äußerte — „Sie sind nicht der Einzige, der sich hierüber im Irrthum befindet. Nicht blos die Ausländer, meine Landsleute selbst stehen in diesem Wahne. So sehr Sie sich jetzt zu verwundern scheinen, so sehr erstaunte ich, als ich sah, daß unser größter Versificatör, Hr. Ramler, sich der Arbeit unterzog, meine Idyllen, die ich gewöhnlich selbst, obgleich unter der äußern Form von Prosa, in Versen geschrieben hatte, von neuem zu versifiziren." —

Geßner hat einen Sohn, der sich jetzt in Rom aufhält, wo er sich der Malerey widmet. Seine Neigung aber geht auf eine Gattung derselben, die dem Lieblingsfach seines Vaters gerade entgegengesetzt ist: er malt Schlachten. Der Dichter versicherte unserm Verf., daß er sich nicht besinnen könne, bey irgend einem Knaben einen entschiedenern Hang für ein bestimmtes Fach bemerkt zu haben. Ob

Ob er gleich nichts als Landschaften unter den Augen hatte, und alle Kunstgespräche, die er hörte, fast nur ländliche Gegenstände betrafen, so richtete er doch nicht die mindeste Aufmerksamkeit hierauf. So bald er aber ein Geräusch von Pferden oder Wagen hörte, sprang er eilig ans Fenster, verfolgte sie, so weit er konnte mit den Augen, und konnte er das nicht mehr, mit dem Geiste. Begegneten ihm unterwegs Soldaten oder Pferde, so glühte er gleich im Gesicht, und betrachtete sie mehr, wie ein einsichtsvoller Beobachter, als wie ein neugieriger Knabe. So bald er förmlichen Unterricht im Zeichnen erhielt, machte er die schnellsten Fortschritte. Jetzt bildet er seine Talente an dem Ort aus, der ihm die beste Gelegenheit dazu an die Hand giebt, und Deutschland sieht in ihm einem Künstler entgegen, der ihm Ehre machen wird. Die Briefe, die ihm sein Vater über artistische Materien schrieb, verdienten zum Vortheil der schönen Künste und junger Künstler bekannt gemacht zu werden.

Eben da wir diese Anzeige schließen wollen, fällt uns eine deutsche Uebersetzung dieser Eloge, (Zürich, gr. 8.) in die Hände, die aber des Originals in jeder Rücksicht unwerth ist. Nicht allein ist der Styl höchst rauh und ungeschmeidig, selbst der Sinn des Italieners ist fast durchgehends mehr oder weniger verfehlt und entstellt. S. 3 sagt Bertola: acquistava per tal mezzo in un giorno ciò che *da maestri* non avrebbe ricevuto che in un anno: dieß giebt der Züricher: „In einem Tag gelang er durch solche Mittel weiter, als er unter

unter der gewöhnlichen schülerhaften Anleitung u. s. w. — una maniera di esprimersi insinuantissima ist ihm eine durchdringende Art sich auszudrücken — una vita esente da agitazioni ein Leben frey von Ungestüm — un equivoco ein Labyrinth — un oltramontano ein Ennelbirgischer. — Bertola nennt Geßnern un pittore diligentissimo *senza cader nell' affettazione* di contornare minatumente ogni fronda, di distinguer ogni sassolino &c. Der Uebersetzer macht daraus: „Wir würden ihn beobachten, wie er jedes Steinchen unterscheidet, jedes Blatt zeichnet u. s. w. Wo hatte der Mann seine Gedanken, als er dieß hinschrieb? — B. sagt: Geßner habe sich nicht entschließen können, die unbeseelte Natur zu schildern, ohne sie durch irgend etwas mit der moralischen Welt in Beziehung zu setzen: dieselben Ideen hätten auch Poussin und Salvator Rosa gehabt; aber, setzt er hinzu, non l'ebbero molti paesisti allemanni e fiamminghi, o non valsero ad eseguirle. Statt dieser sehr richtigen Bemerkung schreibt unser Schweizer folgendes Quodlibet hin: „Aus der deutschen oder flamländischen Schule hingegen, wird man solche Virtuosen schwerlich finden." — Nicht selten erlaubt sich der Uebersetzer ganz willkührliche Veränderungen. Wenn B. die Archenholzische Beschreibung von Italien una raccolta di deliri nennt, so verwandelt er diese freylich höchst partheyischen Worte in „eine übertriebene Karrikatur." Solcher und ähnlicher fehlerhaf-

ten

ten Stellen, die einen falschen, bisweilen auch gar keinen Sinn geben, giebt es noch weit mehr; und so arbeiten die meisten deutschen Uebersetzer. Einer begeht die gröbsten Fehler aus Eil, ein Anderer aus Zerstreuung, ein Dritter aus Unwissenheit; viele aus Eil, Zerstreuung und Unwissenheit zugleich. Was soll am Ende aus unsrer Litteratur werden, wenn sich der Wetteifer, zuerst mit einer Waare auf den Markt zu kommen, nicht in den vernünftigern, die bessere Waare zu liefern, verwandelt? Wenn man nicht aufhört, Uebersetzungen ausländischer Werke anzukündigen, noch ehe die Originale erschienen sind, und ehe sich beurtheilen läßt, ob sie verdienen übersetzt zu werden? Wenn die Recensenten sichs nicht mehr, als bisher geschehen, zur Pflicht machen, das Publikum vor schlechten Uebersetzungen zu warnen, und ihre Urheber zu züchtigen? wenn — Doch, das ist nur Eine von den unzähligen Krankheiten, an denen unsre Litteratur danieder liegt, und für die sich Aerzte genug, aber wenig wirksame Arzeneyen finden. Auf unsern Gegenstand zurück zu kommen! Wer diese kleine Schrift ganz zu lesen wünscht, und Italienisch versteht, dem empfehlen wir, statt dieser verunglückten Verdeutschung, den Nachdruck des Originals, welcher in der letzten Messe (Berlin bey Maurer) erschienen ist.

VIII. *Exa-*

VIII.

Examen des Ouvrages de Mr. de Voltaire, consideré comme Poëte, comme Prosateur, comme Philosophe. Par M. Linguet. à Bruxelles. MDCCLXXXVIII. 204 pag. gr. 8.

Selten oder vielmehr niemals wird das Verdienst eines Schriftstellers bey seinem Leben und von seinen Zeitgenossen, richtig, und nicht unter oder über seinen wahren Gehalt geschätzt. Auch abgerechnet die wunderbaren Launen des Schicksals, das sich ein Vergnügen daraus zu machen scheint, gewisse Bücher, wie gewisse Menschen, eine Zeitlang, oft erräth niemand warum? und wodurch? in Ansehen und allgemeinen Ruf zu setzen — so kommen bey Lebzeiten eines Schriftstellers eine Menge Umstände zusammen, die den Beurtheiler mehr oder weniger irre führen, und das Züngelchen in der Wage bald zu hoch steigen, bald zu tief sinken machen. Bisweilen werden ganze Menschenalter, ganze Jahrhunderte, ja Jahrtausende erfodert, ehe der Einfluß vieler, oft ganz zufälliger Umstände, die sich bey der Beurtheilung eines Schriftstellers ins Spiel mischten, und ganz richtige Schätzung unmöglich machten, von allen Seiten gehemmt, und der

Stand-

Standpunkt gefunden werden kann, aus dem die Werke eines Mannes betrachtet werden müssen. Nur Ein Beyspiel zu geben. Homer — es ist wahr, zu allen Zeiten und unter allen Nationen, die ihn lesen konnten, hat er Verehrer und Bewunderer gefunden — ist es aber darum Uebertreibung, wenn man behauptet, daß der Gesichtspunkt, aus dem man ihn betrachten, der wahre Maaßstab, mit dem man die Größe seines Genies messen müsse, erst in unsern Zeiten, und meist in Deutschland erfunden, oder doch berichtigt worden ist? *) In mehr als Einer Rücksicht war es unmöglich, daß selbst die Zeitgenossen Homers einen so richtigen und vollständigen Begriff von dem Genie des Dichters haben konnten, als wir umringt von allen den Schwierigkeiten, die uns eine so große Entfernung der Zeiten und Oerter, eine fremde, ausgestorbene Sprache, und die große Verschiedenheit der Sitten, Gebräuche, Denkungsart u. s. w. in den Weg legen. **) Erst mußte eine Reihe

*) Wir hegen das gute Vertrauen zu unsern Lesern, daß sie uns weder absichtlich, noch unabsichtlich mißverstehen werden. Den Männern von Geschmack und Empfindung aus allen vorigen Zeitaltern das Gefühl der Schönheiten Homers abstreiten zu wollen, wäre Unsinn; davon ist aber auch hier die Rede nicht.

**) Ueberhaupt lehrt eine nur etwas aufmerksame Betrachtung der Geschichte des menschlichen Geistes,

he von Jahrhunderten verflossen seyn, in welchen dem großen Sänger von unzähligen Dichtern nachgesungen, nachgeeifert, und er dennoch von keinem übertroffen ward, ehe man seinen Talenten die wahre und ganze Achtung zollen konnte, die sie verdienen. Die Zeitgenossen großer Dichter und Schriftsteller sind stärkerer Eindrücke von den Schönheiten ihrer Werke — die Nachkommen einer

stes, daß die Zeiten, die vorzüglich fruchtbar an großen Männern sind, deswegen nicht auch für diejenigen gelten können, die Talente und Genie am richtigsten zu beurtheilen und am feurigsten zu bewundern pflegt. Die meisten großen Männer wurden von ihren Zeitgenossen verkannt, oder wenigstens nicht um solcher Werke und Thaten wegen geschätzt, die ihnen in der Folge allgemeinen Ruhm und Unsterblichkeit verdienten. Milton war bey seinem Leben seiner lateinischen Verse und prosaischen Schriften, Shakspeare seiner Sonnette wegen berühmt, die jetzt niemand mehr liest, und derentwegen man sie jetzt kaum mehr nennen würde. Der Grund, warum die Zeitgenossen des letztern seine dramatischen Werke nicht für die Frucht eines außerordentlichen Genies halten konnten, ist sehr simpel, liegt ganz in der Natur der Sache, und wird doch so wenig erkannt, daß es sich wohl der Mühe lohnte, ihn zum Trost der nicht genug geachteten Genies unserer Tage, (und zum Nutzen der großen Menge, die sich voll unerschütterlichen Selbstgefühls unter diese Classe rechnet,) in einer eignen Abhandlung zu erörtern.

ner tiefern Einsicht in den Umfang des Genies fähig, das, solche Wirkungen hervorzubringen, erforderlich war.

Wir wählten dieses Beyspiel, als eines der merkwürdigsten, einleuchtendsten und bekanntesten. Mehr oder weniger sind diese Bemerkungen auf jeden andern Dichter und Schriftsteller anwendbar. Und, war ein so ungeheurer Zeitraum nöthig, den Werth eines Dichters, der nur in Einer Gattung der Poesie gearbeitet, zu bestimmen: wie viel Zeit wird nun wohl erfordert werden, das Verdienst eines Schriftstellers genau anzusetzen, der in so mannichfaltigen Gattungen, in Prosa und in Versen, und über so unzählige Gegenstände geschrieben und gedichtet hat, wie Voltaire? Können wir hoffen, so bald ein kritisches Werk zu erhalten, in dem dieser große Mann ganz so erscheine, wie er ist? das ihm nicht zu viel, nicht zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lasse? Kann eine solche kritische Schätzung das Werk Eines Mannes, oder auch nur Eines Volkes seyn? Große Geister, wie Voltaire, gehören nicht Einer Nation, sie gehören der ganzen Welt an, auch kann ihr wahrer Werth nur durch den einstimmigen Ausspruch der aufgeklärtesten Köpfe aller cultivirten Nationen vollkommen richtig bestimmt werden. Noch wäre es Thorheit, die Stimmen zählen zu wollen; wichtig und interessant aber muß jede neue Stimme seyn, die ein mit Gründen unterstütztes Urtheil fällt, und dadurch einen Beytrag zu den Acten liefert, nach denen einmal in der späten Folgezeit, wenn sie die erforderliche Vollstän-

digkeit erhalten haben, das Endurtheil gründlich und unpartheyisch ausgesprochen werden wird.

Die Schrift, von der wir im Begriff sind unsern Lesern nähere Nachricht zu geben, ist ein solcher, wirklich schätzbarer Beytrag, und erfüllt — wiewohl nur zum Theil, nur gewissermaßen — den Wunsch, den wir bey Anzeige der bekannten Vie de Voltaire (s. 34. B. S. 73) äußerten. Alles, was sich ohngefähr im Voraus und im Allgemeinen über die Art, wie der Verf. seinen Gegenstand behandelt, sagen ließe, wird überflüßig, so bald der Name desselben einmal genannt worden. Paradoxen, Affektation, Uebertreibung, handgreifliche Unrichtigkeiten und Nachläßigkeiten — dieß von der einen Seite — von der andern aber, neue, scharfsinnige, überraschende Bemerkungen; Wahrheiten, stark und kühn gesagt; ein, wenigstens stellenweise vortreflicher und hinreißender Vortrag; ein Räsonnement, in dem Wahrheiten und Unwahrheiten, Vernunftgründe und Sophistereyen mit solcher Kunst in einander verwebt sind, daß die letztern alle Ueberzeugungskraft der erstern gewinnen, und man mindestens so lange, als man ihn liest, seiner Meynung zu seyn sich gezwungen sieht — alles das liegt in dem Namen Linguet schon concentrirt. Doch wozu ein Urtheil, das der Leser aus dem, was wir ihm mittheilen wollen, von selbst abziehen wird?

Den Anfang machen allgemeine Betrachtungen. Der Tod Voltairs war so außerordentlich, als sein ganzes Leben, das er ohne die Ausführung des Ent-

Entschlusses, Paris noch einmal zu sehen, gewiß weit höher gebracht haben würde. Er erhielt hier mehr, als er suchte, mehr, als er nur erwarten konnte. Der Enthusiasmus des Publikums, der durch besondere Umstände und geheime Intriken fast bis zur Höhe des Wahnsinns getrieben ward, überhäufte ihn mit Kränzen, die für sein Alter zu schwer waren. Seine Gesundheit, die in der Einsamkeit und bey der anhaltendsten Arbeit unerschütterlich war, konnte den Fatiguen, dem Taumel eines täglich, ja augenblicklich erneuerten Triumphs nicht widerstehen. Seine Empfindlichkeit, seine Reizbarkeit, die so innig mit seinem Genie verbunden war, hatte ihm ohnehin schon manche Stunde seines Lebens verbittert. Während seines Aufenthalts in Cirey untersuchte die Marquise de Chatelet nebst einem andern Freunde Voltairs erst alle Briefe, die an ihn einliefen, und ließen ihm nur solche zukommen, die nicht allzu unangenehmen Inhalts waren. Aus dieser Stimmung seines Geistes erklärt sich zu gleicher Zeit, wie er auf seiner litterarischen Laufbahn in so ganz entgegengesetzte Exceße fallen konnte. Wer seine Galle einmal rege machte, der hatte einen unversöhnlichen Feind und unerbittlichen Peiniger an ihm — von der andern Seite erniedrigte er sich bis zur Schmeicheley, wenn er Nutzen davon hoffen konnte. Durch übertriebene Lobsprüche, an denen selten oder nie weder sein Geist noch sein Herz Antheil hatten, suchte er die Großen der Erde zu entwaffnen, die er durch die Freymüthigkeit in seinen andern Schrif-

ten gegen sich hätte aufbringen können. Eine unersättliche Koketterie ließ ihn kein Mittel verschmähen, die Zahl seiner Anbeter — denn diese hatte er in der eigenthümlichen Bedeutung des Worts — zu vermehren. Der Gedanke, die Bewunderung auch nur Eines Menschen nicht zu genießen, war ihm im höchsten Grade peinigend. Dieß scheint beym ersten Blicke übertrieben, aber der fleißige und aufmerksame Leser seiner Werke wird sich sogleich unzähliger Bestätigungen dieser Behauptung aus denselben erinnern. Recens. wenigstens besinnt sich auf kein Beyspiel, daß er einen lebenden Schriftsteller getadelt, der ihn nicht zuerst angegriffen, oder sich ihm sonst auf irgend einer Bahn des Ruhms zuvor, oder auch nur an die Seite gedrängt hätte.

Das erste, was bey der ungeheuern Sammlung seiner Werke auffält, ist ihre Anzahl und Mannichfaltigkeit. Zwey epische Gedichte, vier und zwanzig Trauerspiele, zwölf Lustspiele; Opern, Episteln, Erzählungen; eine unglaubliche Menge sogenannter gesellschaftlicher Verse; Romane; Abhandlungen über Materien aus der Geschichte, der schönen und ernsten Litteratur, der Philosophie, Rechtsgelehrsamkeit; eine Correspondenz, so ausgebreitet sie vor ihm vielleicht noch nie ein Mensch geführt hat *) — und zu allen diesen Werken, wor-

*) Gleich hier in diesem Verzeichnisse zeigt sich die Paradoxiesucht des Verf. Ueber den Commentar, den Voltaire über das Theater von Corneille heraus-

worunter so viel Meisterstücke sind, fand er Zeit genug, ohnerachtet der Reisen, die er in seiner Jugend that, der dreyßigjährigen Zerstreuung an Höfen und der glänzendsten Gesellschaften, der Menge Bücher, die er gelesen, der Sprachen, die er gelernt, u. s. w.

Diese fast unbegreifliche Fruchtbarkeit, meynt der Verf., verliere sehr viel von ihrem wunderba-

ausgab, ist, so viel wir wissen, in und außer Frankreich nur Eine Stimme. Er ist nicht nur unter Voltairs Schriften die unbedeutendste, sondern auch an und für sich unbedeutend. Dieß hindert aber Linguet nicht, ihn un Commentaire plein de gout, de recherches et d'impartialité zu nennen. — Etwas weiter hin heißt es: Voltaire verstand das Italienische, Spanische und Englische, und hatte, wie es scheint, die besten Schriftsteller dieser Nationen mit Aufmerksamkeit im Original gelesen. Wäre dieß auch wirklich der Fall gewesen, wie er es doch höchst wahrscheinlich nicht war, so könnte man wenigstens nicht sagen: wie es scheint. Im Gegentheil hat es ganz den Schein, daß er sie nur mit der äußersten Flüchtigkeit durchblättert; so voll Unrichtigkeiten sind seine Nachrichten und Urtheile über sie, auch da, wo sein einseitiger Geschmack ihn nicht täuschte, wo sein Privatinteresse ihn nicht zu muthwilligen Verfälschungen reizte — selbst da, wo es blos auf Sprachkenntniß, gesunde Augen und ein wenig Aufmerksamkeit ankam.

ren Ansehn, wenn man einen nähern Blick auf die ganze Lage und alle Umstände werfe, unter denen Voltaire von Jugend auf lebte. Seine besten Jahre durfte er nicht mit Bemühungen, sich ein sicheres Auskommen zu verschaffen, nicht in Ungewißheit, Unentschlüßigkeit oder Streit mit seinen Verwandten über die Wahl eines Standes verderben. Er brauchte sich nie mit Dingen zu beschäftigen, die seinen Neigungen entgegen waren. Seine Talente wurden frühzeitig bemerkt und erkannt: in seinem dreyzehnten Jahre war er gewissermaßen schon berühmt. Dazu kam, daß er zu der Zeit, wo er in die Schranken trat, keinen Nebenbuhler fand, den er sehr hätte fürchten dürfen. Bald mußte er selbst gewahr werden, daß das Theater, ja die ganze Poesie der Nation bald keine andere Hauptstütze mehr haben werde, als ihn allein. Mit dieser günstigen Lage vereinigten sich alle natürliche Vorzüge: ein erstaunenswürdiges Gedächtniß, eine schnelle Fassungskraft, eine Gesundheit, die der anhaltendsten Arbeit, dabey aber fast nicht dem mindesten Exceß in andern Dingen, die Zerstreuungen für ihn hätten werden können, gewachsen war; eine Leichtigkeit der Arbeit, die selten ihres Gleichen hat, u. s. w.

Die Art und Weise, wie der Verf. diese und noch manche andre, minder wichtige Umstände, die wir der Kürze wegen übergehen, erzählt und ins Licht zu setzen sucht, erregt sehr natürlich den Verdacht, daß es damit auf eine Verkleinerung der Talente und des Genie von Voltäre abgesehen sey.

Wir

Wir zweifeln aber sehr, daß er diese Absicht bey aufmerksamen, prüfenden Lesern erreichen werde. Es ist wahr, viele von den angeführten Umständen sind so beschaffen, daß Voltairs Genie, ohne sie, sich vielleicht nicht in dem Glanze gezeigt haben würde, in dem es nun strahlt — allein diese Umstände konnten doch das Genie selbst nicht hervorbringen, oder auch nur erhöhen. Wie unzählich viel andere Menschen waren nicht von jeher, und sind nicht noch jetzt in derselben Lage; und warum giebt es dennoch nur Einen Voltaire? Woher kömmt es, daß der allergrößte Theil derjenigen Classe, zu welcher Voltaire gehörte, der alle Mittel, Gelegenheiten und Vortheile zu statten kommen, sich Kenntnisse zu erwerben, ihre Geisteskräfte auszubilden und große Schriftsteller zu werden, just deshalb, weil er so sehr viel lernen und t' m könnte, gerade gar nichts lernt und thut? Wenn es von der einen Seite wahr ist, daß Hindernisse und Widerwärtigkeiten der äußern Lage großen Geistern wehren, ihre Talente ganz zu entwickeln, und ihre ganze Kraft thätig zu zeigen — so bleibt es doch in anderer Rücksicht eben so gewiß, daß mancher große Mann nur durch jene Schwierigkeiten und Hindernisse das ward, was er worden ist — daß diese erst seine ganze Thätigkeit rege machten, und ihn den ganzen Umfang seiner Kräfte kennen lehrten. Mit eben so vielem Rechte könnte man also das, was L. gegen Voltaire braucht, für ihn anwenden, und sagen: Welch eine Größe und Energie des Geistes mußte der Mann haben, der so viel las,

so viel dachte, so viel schrieb, ohne daß er von diesem Lernen und Schreiben Brodt, Aemter, bürgerliches Ansehn oder ähnliche Dinge der Art hoffte und erwartete: der so jung und so allgemein als einer der ersten Schriftsteller seiner Nation, und der Erste unter seinen Zeitgenossen anerkannt wurde, und der demungeachtet nicht die Hände in den Schoos legte, nicht auf seinen Lorbeern schlummerte, sondern immer mehr nach Vollkommenheit strebte, und nie müde ward, seine frühern Schriften zu verbessern: der bis in sein höchstes Alter fast allen Arten des Genusses, die seine Umstände ihm verstatteten, aller Bequemlichkeit, aller Ruhe, die dem Greis so anziehend, der Muße, die den Dichtern von jeher so theuer war, entsagte, und sich einer ununterbrochenen Arbeitsamkeit widmete! — Mit Widerlegung der übrigen Sophistereyen des Verf. wollen wir die Zeit nicht verderben, noch den Lesern Langeweile machen. Eine mäßige Erfahrung und einiges Nachdenken thut es in den meisten Fällen selbst. Z. B. wenn Linguet sagt: Die Vereinigung mehrerer Talente in Einem Manne ist vielleicht nur deshalb so selten, weil das Vorurtheil sie meist für unmöglich hält. Ich dächte, es fehlte den Franzosen so wenig, als uns Deutschen, an Leuten, die sich in allen Gattungen der Wissenschaften, in allen Arten der Poesie versucht haben. Und wie vielen gelang es? Dem kleinern Theil glückte es kaum auf Einem Felde, die meisten blieben in allen Gattungen mittelmäßig.

Erster Abschnitt. Ueber Voltairs Gedichte. Am längsten verweilt der Verf. bey den beyden epischen Gedichten. 1) Zuerst von der Henriade. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir diese Beurtheilung eins der besten Stücke Kritik nennen, welche die französische Litteratur aufweisen kann. Der Kunstrichter begnügt sich nicht, nach der gewöhnlichen Sitte seiner Landsleute, willkührlich angenommene oder einseitig abstrahirte Regeln auf seinen Gegenstand anzuwenden, und ihn darnach zu beurtheilen. Er hält sich blos an die wesentlichen Erfordernisse, die jedes epische oder auch nur erzählende Gedicht von einigem Umfang der Natur der Sache nach befriedigen muß, wenn es gut seyn und die Absicht zu gefallen und zu interessiren erreichen soll. Zwar entschlüpft ihm mit unter ein Satz, eine Behauptung, eine Vorschrift, deren Ungrund entweder außer Zweifel, oder deren Wahrheit wenigstens nicht erwiesen ist — (z. B. daß Homer kein Bedenken getragen, die Geschichte seiner Absicht gemäß zu veruntreuen; daß das epische Gedicht der Hülfe des Wunderbaren ganz entbehren könne u. s. w.) — das hat aber keinen weitern wesentlichen Einfluß in den Gang seiner kritischen Zergliederung, die von Scharfsinn, geläutertem Geschmack, Belesenheit und Unpartheylichkeit zeigt. Unmöglich ist es dem Verf. hier Schritt vor Schritt zu folgen; wir können nur die Hauptpunkte berühren.

Er fängt damit an, daß er den Stoff der Henriade mit dem der übrigen besten epischen Gedichte

vergleicht. Er schildert die große Menge und Mannichfaltigkeit von Begebenheiten, Menschen, Charakteren u. s. w. die der Dichter hätte benutzen können. Das Resultat dieser Darstellung ist, daß Voltaire tausendmal weniger Schwierigkeiten zu überwinden, tausend Reßourcen mehr gehabt habe, als seine Vorgänger. Er durfte nur — die kühne Sprache des Verf. zu reden — durch glückliche Fictionen, die auf dem weiten Felde der Geschichte zerstreuten Gebeine beleben, sie auf einem mit Kunst angelegten Theater in Handlung setzen, und er hätte ein Ganzes daraus bilden können, das von der Wahrheit beseelt, von der reizenden Illusion der Fabel begleitet, und mit den reichsten Schätzen der Poesie geschmückt gewesen wäre. *) Dieses sollte und könnte die Henriade seyn, ist es aber nicht. Es fehlt ihr ganz an Handlung und Interesse. Der Dichter hat die kostbaren und mannichfaltigen Mate-

*) Der Einwurf, daß ein reichhaltiger Stoff ohne Lücken den Dichter nur binde, und daß, je neuer und bekannter die Begebenheiten desselben sind, desto weniger Erdichtungen ihm erlaubt wären, hat mehr Schein, als Grund. Man glaubt dem Dichter alles, was er wahrscheinlich zu machen weiß. Voltaire selbst hat sich in der Henriade manche Freyheit in Veränderung der wahren Geschichte erlaubt; und nicht darüber tadelt man ihn, sondern darüber, daß er diese Freyheiten nicht besser benutzt, sie nicht zu Quellen wahrer Schönheiten gemacht hat.

Materialien, die er zu seinem Gebrauch hatte, nicht genützt, er hat keine von den Zierrathen, die die Gattung erforderte, hinzugethan, und überdieß den wenigen Schmuck, den er von seinen Vorgängern geborgt, entstellt und verderbt. Diese Beschuldigungen klingen hart, allein der Verf. beweist sie, unserer Einsicht nach, so gründlich und bündig, daß sich wenig dagegen aufbringen läßt.

Allenthalben findet man schöne Gemälde, aber fast kein lebendiges, thätiges Wesen. Ist das, was der Dichter von Sixtus V., Heinrich III., Biron, Turenne, Mayenne, und unzähligen andern, ja größtentheils von dem Helden des Gedichts sagt, mehr als Gemälde? Von zehn kleinen Gesängen, aus denen das Ganze besteht, wendet Heinrich einen auf eine Reise nach England; in zwey andern macht er eine sehr schöne Erzählung, die nichts hervor bringt, keine Begebenheit herbeyführt; ein anderer wird auf die Beschreibung einer Reise verwendet, die er im Traum in den Himmel thut, und die eben so wenig Einfluß auf das Folgende hat; noch einen andern endlich bringt er in den Armen eines jungen Mädchens zu, die ihm unterwegs aufstößt, und die er eben so geschwind gehen läßt, als er sie genommen hat. Auch in den übrigen Gesängen, den achten und zehnten ausgenommen, in denen man einige Züge aus den Annalen der Zeit bemerkt, findet man in der Henriade nicht einmal den Heinrich der Geschichte wieder.

Eine andere Quelle der Lebhaftigkeit und Thätigkeit besteht in den zufälligen Gemälden, in Schilderung

derung der Länder, Sitten und Nationen, die im Wirkungskreise der handelnden Personen liegen; — so sind die Gedichte Homers und Virgils, geographisch-physisch-politisch-historische Gemälde fast aller damals bekannten Länder — aber auch dieses hat der Dichter der Henriade fast ganz vernachlässigt. Die Reise des Helden nach England veranlaßt zwar zwanzig sehr schöne Verse über das Gouvernement und den Charakter der Engländer — allein das sind mehr philosophische Reflectionen als dichterische Schilderungen. Da ist kein Zug, der sie in Handlung zeigte, der sie dem Gedicht einverleibte; keine Begebenheit, die Bezug auf diese Insel hätte, die Stoff zu mancher schönen Episode hätte geben können. Mit Einem Worte, statt den Reichthum, den sein Gegenstand ihm darbot, zu benutzen, scheint der Dichter gefürchtet zu haben, unter ihm zu erliegen. Er hat seine Laufbahn, wie ein schwächlicher Mann zurück gelegt, der, aus Besorgniß, vor dem Ende derselben zu erliegen, alle Vorsicht anwendet, sich dieselbe zu verkürzen. Man sieht auf jeder Seite die Aengstlichkeit, mit der er weiter zu kommen sucht. Statt, nach dem Muster der besten epischen Dichter, auf eine geschickte Weise, das Vergnügen und die Bewunderung der Leser durch die Illusionen des Genies zu verlängern, glaubte er nicht geschwind genug von ihnen loskommen zu können. — Sonderbar ist es ferner, daß der Dichter, der in seinen Trauerspielen der Liebe so viel Platz eingeräumt, in seinem epischen Gedichte jedem Anlaß, der sich ihm oft aufdrang, geflissentlich

sentlich ausgewichen seyn muß. Ueberhaupt hat er so wenig von dem seinigen hinzugethan, als er die Geschichte wenig benutzt hat. In dem ganzen Gedichte kommen nur drey Stücke vor, die den Namen der Episoden verdienen, und diese drey sind sämmtlich Nachahmungen aus der Aeneide und dem befreyten Jerusalem, und, was das schlimmste ist, sehr unglücklich gerathene Nachahmungen. Die erste, Heinrichs Reise nach England, ist eine ganz isolirte Erzählung. In dem ganzen Gesange sieht man (wie auf der Vignette in einigen Ausgaben,) nichts, als zwey sitzende Personen, von denen die eine erzählt, die andere zuhört. Mehr als das, und dem Erzähler nach seinem Dixi eine glückliche Reise wünschen, thut Elisabeth nicht. Noch mehr verliert Voltaire bey der Vergleichung des Traums von Heinrich IV. und der Höllenfahrt des Aeneas. In der Henriade steigt der Held mit seinem Begleiter erst in den Himmel, um dort dem Gericht der Seelen beyzuwohnen; von da wird er durch einen Wirbelwind in ein Chaos geschleudert, wo sich die Hölle und das Fegefeuer befindet: das Paradies ist gleich daneben, und am Ende desselben, der Palast des Schicksals. Man begreift nichts von dieser Marschroute, und die seltsame, widersinnige Mischung heidnischer und christlicher Ideen und Bilder macht alle Illusion unmöglich. Eben so tadelhaft ist die Episode mit der Gabrielle, und um desto tadelhafter, da sie den Helden herabsetzt. In einem reifen Alter, mit den Erfahrungen des Unglücks, in dem kritischsten Augenblicke seiner Angelegen.

genheiten läuft Heinrich dem ersten Schimmer des Vergnügens nach. Nach einer gewonnenen Schlacht, wo er durch seine Abwesenheit alle Früchte derselben verlieren kann, entfernt er sich ohne alle Ueberlegung, und warum? Eine junge Person zu verführen, deren Unschuld er, vorzüglich nach der neuerlichen Reise in den Himmel, hätte achten sollen, und was das anstößigste, das unbegreiflichste ist, dieses junge Mädchen ist die Tochter eines seiner ältesten Offiziere, der gegenwärtig sein Leben für ihn wagt, woran der Dichter überdieß noch den Leser erinnert:

Elle attendoit son pere,
Qui fidele à ses rois, vieilli dans les hasards,
Avait du grand Henri suivi les étendards.

Und zur Belohnung kömmt der große Heinrich, besucht seine Tochter, verführt und verläßt sie. Alles in Einem Augenblick! Diese und die meisten übrigen Umstände, in denen sich der Dichter von der historischen Wahrheit entfernt, sind nicht, was hinlängliche Vertheidigung seyn würde, Verschönerungen, sondern eher Verschlimmerungen; sie schwächen das Interesse, statt es zu verstärken. Die umständliche Auseinandersetzung dieser Behauptung muß man bey dem Verf. selbst nachlesen. Ueber den Gebrauch des Wunderbaren, das, wie wir schon gehört haben, Linguet mit Unrecht ganz verwirft, macht er doch eine feine und sehr richtige Bemerkung. Die Hauptmaschine der Henriade ist die Uneinigkeit. Man sieht nicht warum? Eben so

gut

gut könnte es der Ehrgeiz, die Rachsucht seyn. Diese könnten alles das eben so gut thun, was der Dichter der Uneinigkeit beymißt. Kein Schritt, den sie thut, charakterisirt sie, im Gegentheil, sie verläugnet ihren wahren Charakter. Statt zu entzweyen ist sie vielmehr beschäftigt zu vereinigen. Es ist wahr, diese Vereinigungen haben die Absicht zu schaden; aber das entschuldigt nichts. Ihren Titel zu rechtfertigen, müßte sie dadurch schaden, daß sie Aufruhr, Mißtrauen, Haß ausstreute; sie müßte unter der Parthey Heinrichs thätig seyn, ihm seine Freunde zu rauben, und einen gegen den andern in den Harnisch zu bringen suchen, statt sich zu begnügen, das Band, das seine Feinde vereinigt, fester zu schlingen. Ariost verstand es besser (S. den 26sten Ges. des rasenden Rolands.)

Und das Resultat nun aus allen diesen Betrachtungen? Daß die Henriade ein schlechtes Werk sey? Nein, fürwahr nicht. Nur ein vortrefliches episches Gedicht ist sie nicht. Sie ist mehr ein Discurs in Versen, mehr eine schöne versifizirte Beschreibung, als ein Gedicht. Man bewundert die vielen vortreflichen Verse, die meisterhaft gezeichneten Porträts, auf die man von Zeit zu Zeit stößt, allein die Begebenheiten selbst rühren und interessiren nicht. Auch ist es kein Wunder, daß die Henriade nicht mehr ward, als sie ist. Den Plan nicht nur, auch die Ausführung desselben hatte Voltaire in einem Alter unternommen, das den Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens nicht gewachsen war. Die Gesellschaft, in der er damals lebte,

be-

bestand aus Personen, die mehr Kenntnisse als feines Gefühl, mehr feinen Geschmack (oder richtiger mit den Worten des Originals, mehr delicatesse du goût) als Sinn für das leidenschaftliche Große und Kühne besaßen. Die lauten Lobserhebungen, die es von diesen Leuten erhielt, täuschten das Publikum und den Dichter selbst. Sein ganzes Leben hindurch hörte er nicht auf, an den Details zu feilen und zu poliren: aber nie dachte er daran, den Plan zu verbessern und zu erweitern. Doch vielleicht hätte er, auch wenn er gewollt, nicht gekonnt.

II) Bey dem zweyten epischen Gedichte, das wir von Voltaire besitzen, verweilt der Verf. weit kürzere Zeit. Er zieht eine Parallele zwischen Karl VII. und Heinrich IV., in deren Leben, Charakter und Schicksalen sich in der That eine auffallende Aehnlichkeit findet. Die Geschichte des erstern hätte recht gut den Stoff zu einem ernsthaften epischen Gedichte abgeben können. Daß man aber das Süjet, weil ein Mann ohne Talente daran gescheitert, nun gleich für unbehandelbar ausgegeben, ist, wie L. selbst gesteht, ein Schluß ganz à la françaife. Auch Voltaire nährte dieses Vorurtheil, und nannte die Idee, diese Materie ernsthaft zu behandeln, une bêtise. Dafür wählte er sie selbst zum Gegenstand eines komischen oder vielmehr eines burlesken Gedichts. Das Urtheil unsers Kunstrichters darüber ist streng, und gewiß viel, viel zu streng. Er nennt es un amas monstrueux. Ein Ganzes nach den Regeln der Kunst ist es freylich nicht; das aber sollte es auch nicht seyn. Man betrachte

es

es als eine Reihe von Satyren, die unter sich nicht vielmehr Verbindung zu haben brauchten, als eine Suite von Scenen, die ein Maler aus der Geschichte Eines Zeitraums geschöpft, und, nachdem er jedes einzelne auf das glücklichste vollendet, sie in Einem Kabinette zusammen aufgestellt hat. — Der Styl des Ariost, sagt Linguet, ist immer dem Inhalte dessen, was er erzählt, angemessen: bald ernsthaft und feyerlich, bald zärtlich, bald munter; in der Pucelle ist er beständig gleichförmig. Eine ewige Ironie, eine einförmige Persiflage. (Wer wird es läugnen, daß im Ganzen der rasende Roland ein vortreflicheres Gedicht ist, als die — Pucelle? Folgt aber hieraus, daß nicht auch die letztere in ihrer Art ein Meisterstück seyn könne? Ariost hatte einen andern Zweck bey Verfertigung seines Gedichts. Voltaire einen andern. Beyde haben ihn erreicht, wie natürlich aber, durch verschiedene Mittel, und auf verschiedenen Wegen. Ariosten war die Satyre nur Nebenzweck, Voltairen war sie Hauptzweck. Wir wiederholen es: man sehe die Pucelle als eine Reihe von Satyren, bald im komischen, bald im burlesken Styl an, und dann wird manches, was sonst tadelhaft scheint, in ein ganz anderes Licht treten.) Ariost hat niemals das Ansehn, als spotte er seiner Helden, (andern französischen Kunstrichtern, z. B. Marmontel, kömmt es gleichwohl so vor,) Voltaire hingegen hat es immer. Kann das ein Tadel seyn? Wer sind die Helden Voltairs? Ein schwacher, weibischer König (der sich wenigstens in dem Gedichte nur von dieser Seite zeigt) eine abergläu-

bische Schwärmerinn aus der Hefe des Pöbels, Mätressen, Mönche, Beichtväter, Ritter, zwar brav, aber mit plumpen Sitten und voll der kindischsten Vorurtheile — von solchen Leuten sollte er doch wohl nicht mit Achtung und Ehrerbietung sprechen? Doch diese Personen möchten auch noch so schätzbar gewesen seyn; die Absicht des Dichters erlaubte ihm keinen andern Ton, als denjenigen, den er gewählt hat. *)

Es gibt zwey Arten des Burlesken, sagt der Verf. Die eine besteht darin, mit Würde und Feuer von kleinen Dingen zu sprechen; die andere große Dinge durch niedrige Ausdrücke oder durch Verbindung mit lächerlichen und geringfügigen Ideen herabzusetzen. Man gebe einem Zwerge die Waffen des Achilles: der Pigmee suche unter dieser Last den Gang des Ueberwinders vom Hektor nachzuahmen, und nichts wird lustiger seyn. Allein, wenn der Sohn des Peleus den Thersites nachahmen, sich, zur Belustigung des Volks, einen falschen Buckel machen wollte, wer würde nicht die Augen mit Ekel wegwenden?

Alles sehr wahr: allein der Verf. hat übersehn, daß es noch ein Drittes giebt. Der Dichter kann auch

*) Was Recens. in diesen hier geäußerten Ideen bestärkt, ist, daß wie er sich eben erinnert, der scharfsinnige Verfasser der Abhandlung über den Zweck in der Dichtkunst (S. diese Bibl. 34. B. 1s St. S. 5) fast eben so hierüber denkt.

auch Dinge, die für groß und wichtig gehalten werden, ohne es wirklich zu seyn, im komischen Ton vortragen, und diese dritte Manier, in der das Burleske nicht blos Lachen erregen, sondern auch wirklich lehrreich werden kann, also diese bessere Manier ist die Voltärische in der Pucelle.

Gegründeter ist der Tadel des Gedichts von der moralischen Seite, nicht der Absicht, sondern der Folgen betrachtet. Freylich hat Voltaire in der Pucelle meist den freyen, zügellosen Ton der alten Satyre, die oft in dieselben Fehler und Ausschweifungen fällt, die sie züchtigen will. Es ist freylich noch die Frage, ob der Dichter und Sittenlehrer Dank verdient, der Greuel, die in Winkeln oder doch unter dem Schleyer des Geheimnisses verübt werden, unter dem Vorwande, oder wirklich auch mit dem Vorsatze, sie zu beschämen und zu züchtigen, ans Licht zieht und öffentlich zur Schau stellt. Ungemein witzig, wenn gleich nicht ganz der strengsten Wahrheit gemäß, ist das Gleichniß, durch welches der Verf. die Bemerkung, daß selbst die Feinde Voltairs sich nicht lange bey den Gebrechen dieses Gedichts aufgehalten haben, zu erläutern und begreiflich zu machen sucht. Der Inhalt desselben, sagt er, ist so schlüpfrig, daß sie die Ausführung des Plans und die Details nicht näher zu beleuchten wagten. Sie enthielten sich eben so Hand daran zu legen, wie Seeräuber sich von einer Stadt entfernen, die schwach und ohne Vertheidigung ist, in der aber, wie sie wissen, die Pest herrscht.

Doch angenommen auch, das Gleichniß paßt ganz; so fragen wir weiter: Giebt es nicht viele Städte, in denen Seuchen und ansteckende Krankheiten epidemisch und perennirend sind? — ist es aber deshalb Pflicht der Regierung, diese Städte, ohne Rücksicht auf ihre sonstigen Vorzüge und Schönheiten, zu entvölkern oder gar zu zerstören? Gewiß so wenig, als man Ursache hat, mit dem Verf. zu wünschen, Voltaire möchte dieses Gedicht gar nicht gemacht haben. Jeder Leser von guten Sitten, von unverdorbenem Herzen und feinem moralischen Gefühl wird das Unsittliche desselben mit Widerwillen ansehen, ohne deshalb, wenn er Sinn für poetische Schönheiten hat, das Ganze zu verwerfen. Ja wir glauben, daß man ein sehr rechtschaffener, frommer, sittsamer Mensch seyn, und sich doch lieber die Henriade, als die Pucelle nehmen lassen kann.

III) Der Verf. kömmt nunmehr zu den Tragödien des Dichters. Der Abschnitt, der dieser Beurtheilung gewidmet ist, hat uns am wenigsten befriedigt. Fast alles, was er über diese wichtige Materie vorbringt, ist mehr Declamation, als Räsonnement. Auch nach einer wiederholten Lektüre kann man sich keine deutliche Vorstellung von der eigentlichen Meynung des Verf. machen, so wenig Ordnung, Licht und Klarheit hat er hier in seine Ideen gebracht, mit so weniger Präcision hat er sie ausgedrückt. Desto deutlicher offenbart sich die partheyische Vorliebe für Corneille und Racine, vorzüglich für den erstern, gegen welchen er dem

neuern

neuern Dichter bey weitem nicht Gerechtigkeit genug wiederfahren läßt. Auch des Kitzels, der alle französischen Kunstrichter plagt, Parallelen zwischen ihren vornehmsten tragischen Dichtern anzustellen, hat sich der Verf. nicht erwehren können. Und was das Schlimmste ist, die Parallelen sind selten oder niemals sehr lehrreich, da gewöhnlich Vorliebe für Einen derselben auf Unkosten der übrigen dabey die Hand führt, und die Kunstrichter, wie auch unser Verf. thut, sich meistens begnügen, einzelne Stellen und Verse, höchstens einzelne Rollen neben einander zu halten. Ein Verfahren, das der Chikane Thor und Thür offen läßt, und wodurch man alles, was man will, beweisen kann. Hierzu kömmt, daß sie sich fast immer nur auf Sprache und Ausdruck einlassen, und über diesen Nebendingen die Hauptsache vergessen.

Voltairs erstes und letztes Produkt waren Arbeiten für das Theater — Oedipus und Irene. Alzire, Merope, Tankred, sagt L. sind schöne Tragödien, aber was haben sie, das sich mit den ersten drey Akten der Horazier vergleichen ließe, die die Schranken der menschlichen Fähigkeit in dieser Gattung erreichen, vielleicht übertreffen. Aus dieser Probe schließe man auf das Weitere einer langen Declamation, die nichts beweist, als daß der Verf. für gewisse Schönheiten eines solchen Enthusiasmus fähig ist, der ihn für eben so große Schönheiten anderer Art kalt, gleichgültig und bisweilen höchst ungerecht macht. „Da, wo Corneille nur nicht ganz sinkt, erhält er immer seine Superiorität

über Voltaire und alle übrigen dramatischen Dichter.“ Wäre dieser Ausspruch gegründet, welch ein mittelmäßiger Dichter müßte Voltaire seyn, und zugegeben, er sey gegründet, wie reimen sich die Lobsprüche damit, mit denen der Verf. selbst weiter hin von einigen Trauerspielen des Dichters spricht, und die ihm, gleichsam wider seinen Willen, ein inneres Gefühl ausgepreßt zu haben scheint?

Unsere Leser werden so wenig Lust haben, als wir, dem Verf. durch alle seine Irrgänge zu folgen, und jede einzelne, keck hingewagte Behauptung zu prüfen. Sie sind gewiß mit uns überzeugt, daß der Streit über den Vorzug Corneille's und Voltairs sich nicht auf die Art entscheiden lasse, daß man einzelne Verse und Tiraden aus den Werken beyder Männer heraus hebt und vergleicht; daß man untersucht, ob das Soyons amis, Cinna, erhabener sey, als die Worte des sterbenden Gusmann in der Alzire? ob nur ein gewöhnlicher Mensch diese bewundere, bey jenen hingegen Helden weinen? Ein Spötter würde vielleicht gar darauf dringen, die Untersuchung bey den Patenten der Helden anzufangen, die laut der Nachricht des Hrn. L. mit ihren Thränen so freygebig waren?

Voltaire, fährt unser Verf. fort, fühlte, daß er in der Schilderung aller Schattirungen der Zärtlichkeit, der Wuth, des Streites der Liebe mit Racine nicht wetteifern könne, und ließ es also nur bey einem einzigen Versuche in der Zaire bewenden; in seinen übrigen Stücken brauchte er die Liebe nur als untergeordnete Triebfeder. Die Bemerkung, die

die er selbst über den Corneille machte, wie sehr das Einmischen einer Leidenschaft, auf die das Interesse sich nicht ganz allein stützt, dasselbe schwächt, schützte ihn nicht, in denselben Fehler zu fallen. Daß Voltäre selbst in der mechanischen Einrichtung seiner Stücke sich viele Versehen zu Schulden kommen lassen, sagt der Verf.; Lessing hat es bewiesen: aber daß in diesem Stücke Racine viel Vorzüge vor Voltären habe, was er auch sagt, hat niemand bewiesen.*) Auch in Rücksicht auf Geschmack überhaupt, auf Correction und Eleganz stehe er ihm weit nach. Racine finde immer den rechten Ausdruck, (le mot propre) Voltäre selten. Und der Beweis für diese, fast möchten wir sagen, absurde Behauptung, die, wenn sie träfe, Voltären zu einem Stümper machen würde, wird aus einigen kleinen Nachlässigkeiten des Styls geführt, deren aber in Racinens Stücken eben so viel, wo nicht noch mehr vorkommen. Das Haupt- und charakteristische Verdienst Voltairs bestehe in der Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Gemälde in seinen Stücken: er ha-

*) Racines Verdienste, meynt der Verf. wären in Frankreich nicht nach ihrem Werthe erkannt und belohnt worden: in Italien, in England, in Deutschland würde man ihm, bey seinen Lebzeiten, Statüen, und nach seinem Tode Tempel errichtet haben. Risum teneatis — wie Linguet unser gutes Deutschland kennen mag! Tempel? Ja Ehrentempel auf Löschpapier, und Büsten — von Gyps!

be gleichsam das ganze menschliche Geschlecht auf sein Theater gebracht. Hier finde man die verschiedensten Arten des Interesse und der Leidenschaften unter einer Menge der verschiedensten Formen. Hierzu komme die rührende und doch starke männliche Philosophie, die in seinen guten Stücken herrsche; auch habe er nie ganz abscheuliche, lasterhafte und verworfene Charaktere geschildert. Alle diese Wahrheiten kann der Verf. einräumen, und dennoch Voltaire so weit unter Corneille und Racine setzen! *) Von Crebillon urtheilt er strenge, aber nicht zu strenge; daß er im Anfang seine Renommee

*) Eine lange nicht hieher gehörige Abschweifung über die ganz bösen Charaktere, in die eine kurze Uebersicht der tragischen Litteratur eingeschoben ist, übergehen wir, und erwähnen nur des offenherzigen Geständnisses, das der Verf. über den Werth seines Théatre Espagnol thut, von dem er nämlich selbst gesteht, daß es — nichts tauge, und daß man daraus gar keine richtigen Begriffe von dem Geist der spanischen Dichter bekomme. Voltaire hatte wohl recht, als er sagte: une version, pour être instructive et utile, doit être litterale. Aber, wendet man ein, eine solche Uebersetzung wird niemand lesen wollen. Auch gut. In diesem Fall wird sich dann niemand einbilden, das Original zu kennen, als wer die Sprache desselben versteht; niemand wird mehr nach untreuen Uebersetzungen deräsonniren, und schon das ist kein kleiner Gewinn für die Litteratur.

mee dem Mangel an guten Dichtern in der Zeit, wo er sich dem Theater widmete, und in der Folge dem Bedürfniß der Feinde und Neider Voltairs, einen Nebenbuhler zu haben, den sie ihm entgegen stellen könnten, zu danken gehabt habe. — Welchen von den vielen Stücken Voltairs die Nachwelt den Preiß geben wird, dürfte sich schwerlich mit einiger Wahrscheinlichkeit vorher bestimmen lassen. Bis jetzt haben sich von seinen vier und zwanzig Trauerspielen neun auf der Bühne erhalten, unter welchen L. der Alzire den Vorzug giebt. Sie scheint ihm unter den Voltärischen Stücken das zu seyn, was Iphigenie unter den Racinischen ist. Desto weniger ist er mit der Zaire zufrieden, deren Beyfall er größtentheils auf das Spiel der Goßin und des le Kain schreibt. Die Anmerkungen über dieses Stück, die diesen Abschnitt beschließen, enthalten viel gesunde Kritik — allein wir müssen weiter.

IV) Voltairs Lustspiele sind, wie bekannt, nicht die glänzende Seite seiner Werke. Und doch sollte man glauben, es hätte ihm vorzüglich in diesem Fache glücken müssen, da er unstreitig unter allen Schriftstellern dieses Jahrhunderts der größte Meister in Scherz, Ironie und Satyre war, und die Thorheiten und Lächerlichkeiten seiner Zeitgenossen mit der größten Stärke, Energie und Anmuth zu schildern verstand. Allein diese Talente schienen ihn gleichsam zu verlassen, so bald er es versuchte, jene Thorheiten zu personificiren und in Handlung zu setzen. (Dieses Räthsel ist so schwer nicht

zu lösen. Eben durch seine gewöhnliche Manier war es ihm geläufiger worden, zu schildern und zu beschreiben, anstatt darzustellen. Was der Verf. nur in Anwendung auf Voltairs Lustspiele sagt, gilt auch, wiewohl nicht in denselben Grade, von seinen Trauerspielen. Ueberhaupt ist das dramatische Fach gerade dasjenige, in dem es schon manchem vorzüglichen, ja selbst manchem großen Genie, das sich in andern Gattungen auf das vortheilhafteste gezeigt, mißglückte. Von Deutschen braucht man nur die Namen Klopstock, Wieland, Geßner, Kleist und Stollberg zu nennen.) Und doch versuchte Voltaire diese Gattung nicht etwan in seinen jüngern Jahren, sondern in einem Alter, wo sein Geschmack zur Reife gekommen, wo er Meister im Styl und in der Wahl der Süjets war, wo er die Sitten und das menschliche Herz eine lange Zeit auf das glücklichste studirt hatte. In seinen Romanen und Erzählungen, ja sogar in seinen Abhandlungen über die wichtigsten, ernsthaftesten Gegenstände, kommen witzige Einfälle, die zum lauten Lachen reizen, und was noch mehr werth ist, die feinsten komischen Züge vor: in seinen Lustspielen aber findet sich kaum eine Spur davon. Zwar haben sich drey von seinen Stücken (l'Enfant prodigue, Nanine, l'Ecossoise) auf der Bühne erhalten, wo man sie jedesmal mit neuem Vergnügen sieht, aber diese Stücke sind mehr rührende Romane, als Lustspiele. Was sie erhalten hat, sind nicht die muntern, sondern die ernsthaften, moralischen und empfindsamen Scenen und Tiraden. Die wenigen Pläsanterien, die

die Voltaire in allen seinen Stücken gewagt hat, sind in dem schlechtesten Geschmack, und nähern sich mehr der gezwungen burlesken Manier des Scarron, als der Laune und Munterkeit des Moliere. Durchaus bemerkt man ein affektirtes Haschen nach lächerlichen Ausdrücken, ein Bestreben, durch das vorgeblich Komische in Worten, den Mangel desselben in den Situationen, Charakteren und Gedanken zu verbergen. (Sehet da das treuste Gemälde unsrer meisten, so Gott will, komischen und originellen Theaterstücke! *) In der That kann man sich vom Erstaunen kaum erholen, wenn man sieht, daß einer der geschmackvollsten Männer, der den Ton der guten Gesellschaft vollkommen inne, und zum Theil selbst gebildet hatte, der sonst immer mit der größten Feinheit und Grazie geschrieben, und an Andern die geringsten Verstöße gegen Anstand und Urbanität mit dem schärfsten Blick entdeckt, und auf die feinste Art gerügt hat — daß ein solcher Mann Ungeschmeidigkeit der Sprache, veraltete Pedanterenen, Wortspiele und plumpe Zweydeutigkeiten für theatralische Laune, Scherz und Witz nehmen, und sich sogar in solchen Plattheiten und Zoten gefallen konnte. (Das macht, sagte einmal

*) Ein Originallustspiel im neuesten Geschmack, und in der neuesten Bedeutung, heißt gewöhnlich ein Stück, worin zwar die Ausländer nicht nachgeahmt, die Inländer aber — korsarenmäßig geplündert werden.

mal ein witziger Kopf, als hierauf die Rede kam, daß Voltaire nicht verheirathet war. Alte Junggesellen sind immer ein wenig . . . . F. d. G. gehört unter diese Classe, ob er gleich eine Gemahlinn hatte, und er war es auch, der Voltären in diesem Stück verderbte.) L. wünscht, daß ein künftiger strenger Herausgeber der Voltärischen Schriften, diese Flecken wegwischen möchte; allein solche eigenmächtige Veränderungen sind auf keinen Fall zu billigen. Die Nachwelt wird die schlechten Produkte eines großen Mannes eher ganz entbehren, als sie nicht vollkommen so haben wollen, wie sie aus seinen Händen kamen, mit allen ihren Fehlern und Auswüchsen. Sie ganz wegzulassen wäre immer der beste Ausweg. Man nehme jene drey oben genannten Stücke aus, und niemand wird eins von seinen übrigen Lustspielen vermißen, die auch nicht einmal Schönheiten des Details haben, die sie des Aufbehaltens werth machten.

V) Flüchtige und andere Gedichte. Bis jetzt, sagt der Verf. habe ich gewagt zu tadeln, ohne daß ich fürchtete, ungerecht gewesen zu seyn — über diesen Punkt aber besteht die Gerechtigkeit in Bewunderung. Läßt sich die fast unbegreifliche Schwäche der Lustspiele unsers Dichters durch etwas vergüten, so sind es seine flüchtigen Gedichte, eine Gattung, in der es ihm keiner zuvor, vielleicht keiner gleich gethan hat. Mitten unter Arbeiten, die dem Ansehn nach die fremdartigsten von der Welt waren, bearbeitete er diese leichte Poesie, und bereicherte sie, ohne daß er es selbst zu wissen und zu be-

bemerken schien, mit einer unendlichen Menge von Stücken, alle mannichfaltig, alle verschieden in Form und Inhalt, genährt von einem feinen philosophischen Geiste, gewürzt mit dem reinsten Salz, alle funkelnd von Witz und den glücklichsten Einfällen. Er glich dem Phidias, der, während er an seinem olympischen Jupiter arbeitete, den Boden seiner Werkstatt mit Bruchstücken und Spänen von Gold und Elfenbein bedeckte. In seinen Erzählungen ist Mannichfaltigkeit mit Anmuth und Lustigkeit verbunden. Seine Episteln, Satyren und Discurse in Versen verfertigte er in seiner wahren guten Zeit, wo er mit der meisten Sorgfalt arbeitete, und der Gedanke an seine Feinde, die auf jede Blöße und Schwäche lauerten, ihn für der Nachlässigkeit schützte, in die er späterhin, aus Gewohnheit und Gewißheit zu reüßiren, verfiel. In allen erwähnten Gattungen wird sein Name immer unter den vortreflichsten Dichtern angeführt, und oft wird er als der Erste betrachtet werden. In einigen Stücken kommen zu viel Persönlichkeiten vor: es werden darin Männer lächerlich gemacht, die den Dichter nie beleidigt hatten: *) allein Boileau hatte

*) Der Verf. führt Greßet zum Beyspiel an, dieses Beyspiel aber beweist nichts gegen die Richtigkeit unsrer obigen Anmerkung, daß Volraire in seinen Streitigkeiten nie Aggreßor gewesen Greßet zog sich die Spöttereyen Voltäre's durch den abgeschmackten Brief zu, in welchem er den alten Dichter

hatte eben so wenig Ursache sich über Quinault zu beschweren; und überdieß ist hier nicht von dem moralischen, sondern von dem poetischen Werth dieser Stücke die Rede. In seinen Episteln übertrift er Boileau an Philosophie, Munterkeit und Sittengemälden, die so wahr und glücklich sind, daß sie Moliere nicht besser hat: in seinen Erzählungen hat er ganz die Naivetät und den reizenden Muthwillen des Lafontaine. Diese beyden berühmten Dichter erreicht Voltäre — die Voiture, Chapelle, Chaulieu und Piron übertrift er bey weitem; alle zusammen an der Zahl der Stücke, und jeden einzelnen an Leichtigkeit, Grazie, sinnreichen Vergleichungen und Anspielungen, die eben so anziehend als lehrreich sind. Hier verbindet er die Feinheit und Ungezwungenheit des Weltmanns mit der Würde und Freymüthigkeit des Philosophen, und was sonst nicht immer der Fall ist, die Richtigkeit der Ideen mit der Richtigkeit der Bilder und Ausdrücke. Was L. von den oft ziemlich plumpen und unverschämten Einfällen Pirons sagt, ist nicht ohne Grund, er vergißt nur, daß auch Voltaire in mehrern seiner flüchtigen Poesien sich ähnlicher Freyheiten bedient, die zum Theil noch weit schlimmer sind, als das angeführte Impromptu des erstern. Man sehe z. B. den 13ten Band seiner Werke (Baseler Ausgabe)

Dichter öffentlich aufforderte, seinem Beyspiel zu folgen, und statt der sündlichen Komödien

Faire des vers moraux contre l'amour.

be) S. 27. 28. 152. u. s. w. In einem Hochzeitgedichte an die Düchesse von Richelieu (S. 84.) kommen Sachen vor, die kein deutscher Dichter einem ehrbaren Frauenzimmer, geschweige einer Prinzessinn sagen würde, und sagen dürfte, ohne sich die schimpflichste Behandlung zuzuziehen. Ist aber dem französischen Dichter überhaupt mehr erlaubt, so muß diese Entschuldigung auch dem Piron zu statten kommen. Der Himmel gebe nur, daß es unter uns noch lange so bleibe, als es in diesem Stücke gegenwärtig ist. Immer etwas Witz weniger, und etwas gute Sitten mehr. — Der wichtigste Vorwurf, den man den flüchtigen Stücken Voltairs machen kann, sind die übertriebenen Lobeserhebungen, die er an die Großen, die er fürchtete, und die Schriftsteller, deren Gunst er sich erwerben wollte, verschwendete. Am Ende aber hat auch dieß so gar viel nicht auf sich. Die Nachwelt wird sich durch diese versificirten Complimente in ihren Urtheilen nicht irre machen lassen, und dem Dichter wollen wir sie eben so leicht verzeihen, als wir unserm deutschen Voltaire die Anpreisung mancher Autoren und ihrer Werke verzeihen, an deren vorzüglichen Werth das Publikum deshalb so wenig Glauben hat, als er selbst.

Zweyter Theil. Prosaische Schriften. Sie sind der Triumph des großen Mannes; wenigstens leiden die Lobsprüche, die sie erhalten, oder vielmehr, die er den Lesern abzwingt, wenn er in einer Sprache zu ihnen spricht, die von dem Prunk, den Ansprüchen, und warum sollte man es nicht sagen,

gen, selbst von dem Zwang und den Fesseln der Poesie frey ist, weit weniger Einschränkung. Reinheit der Diction, Richtigkeit in den Ausdrücken, Ueberfluß in den Ideen, Klarheit, Energie der Sprache, Feinheit in den Wendungen, Laune, Würde, Leichtigkeit — das, und mehr noch als das, ist alles in seiner Prosa vereinigt, wovon man vor ihm noch kein Beyspiel gehabt hat. Diese Vorzüge sind so allgemein anerkannt, und haben so feurige Bewunderer gefunden, daß viele — und darunter Personen von geprüfter Einsicht und Geschmack — bedauert haben, daß Voltaire nicht nach seinem Tankred der Poesie überhaupt entsagt, sich ganz der philosophischen und historischen Prosa gewidmet, und zu seinem Vergnügen höchstens die leichte Poesie beybehalten habe. Sie glaubten, er würde für seinen Ruhm weit besser gesorgt haben, wenn er die Zahl seiner prosaischen Schriften mit eben so viel vortreflichen Werken vermehrt hätte, als er die Liste seiner Trauerspiele durch schwache Stücke, die ihm freylich wenig Zeit und Mühe kosteten, aber auch seinem Andenken wenig Ehre machen, verlängert hat.

Hier verliert sich unser Kunstrichter in ein paar lange Abschweifungen, die ihm Gelegenheit geben, sich weidlich auf seinem Steckenpferde der Paradoxie herum zu tummeln. Oft hält es nicht wenig schwer, den Faden zu finden, der diese nur flüchtig hingeworfenen, und nur selten deutlich genug entwickelten Ideen zusammen hält. Die Hauptsätze indeß, die der Verf. zu verfechten sucht, sind folgende:

gende: 1) Die scheinbare Freyheit der Prosa verträgt sich weniger mit der Mittelmäßigkeit, als die wirkliche Sklaverey der Poesie. 2) Es hat von jeher nicht mehr, ehe weniger vortrefliche Prosaisten als Dichter gegeben. Dieß ist nicht nur bey den Griechen *) und Römern, sondern auch bey allen andern Nationen, die sich einer nur etwas merklichen Cultur rühmen können, der Fall gewesen. Aus dieser allgemeinen Erfahrung folgert der Verf., daß der Schein trügen, und die Kunst, vortrefliche Prosa zu schreiben, wenigstens eben so schwer seyn müsse, als die Kunst, vortrefliche Verse zu machen. „Die Poesie, sagt er, ist gleichsam die Sprache der Kindheit des menschlichen Geistes. Er fängt an in Versen zu stammeln, und drückt sich nur dann erst gut in Prosa aus, wenn er ausgebildet ist, und seine ganze Stärke erreicht hat.“ (Dieß gilt wenigstens nicht von der Poesie in ihrem ganzen Umfange. Denn umgekehrt, kann man wieder sagen, giebt es mehrere Dichtungsarten, die dem menschlichen Geiste nur in seiner Stärke und höchsten Ausbildung gelingen. Ein Pope, ein Wieland, ein Voltaire würden manche ihrer Meisterstücke (Essays on Man, Musarion, Discours sur l'homme &c.) nicht haben schreiben können, wenn sie nicht vortrefliche Prosaisten zu Vorgängern gehabt hätten.) „Die Dichter kamen bey allen Nationen

*) Unter den berühmten griechischen Dichtern, die L. anführt, nennt er auch einen Cratesipolis!

tionen früher, als die Prosaisten. Poesie ist folglich die natürlichere, also die leichtere Art sich auszudrücken." (Ueber den Sophisten! — Schon ehe die Menschen schreiben konnten, fühlten sie das Bedürfniß gewisse ihnen wichtige Dinge, Gesetze, Traditionen u. d. g. aufzubewahren. Die Bemerkung, daß Verse — die übrigens der Form nach, wie die Natur der Sache lehrt, jünger seyn mußten, als die freye, ametrische Zusammenfügung der Worte — sich dem Gedächtnisse tiefer und länger einprägten, als die gemeine, ungebundene Rede, mußte sich ihnen bald darbieten. Sie brauchten also die Poesie — das heißt in ein bestimmtes Sylbenmaas gefügte Worte: denn auch die Prosa sinnlicher, uncultivirter Menschen ist Poesie — nicht, weil sie leichter zu machen, sondern, weil sie leichter zu behalten war.) Der dritte Grund, den der Verf. für seinen Satz anführt, ist: „daß alle gute Prosaisten, wenn sie sich nur einige Mühe gegeben, auch gute Verse gemacht hätten, die besten Dichter aber kaum erträgliche Prosa zu Stande bringen können." (Welche große Einschränkungen diese Behauptung nöthig habe, um richtig zu seyn, liegt am Tage. Höchstens dürfte sie auf die Schriftsteller der französischen Nation passen. Bey uns Deutschen z. B. giebt es schon mehr Ausnahmen, als Fälle, die unter die Regel fallen. Welche trockne Verse machte Mendelssohn, der so schöne fließende Prosa schrieb! Wie schwer drückte das Sylbenmaas selbst Lessings Geist! Auch Göthe ist da größer, wo er nicht versificirt.) Dieses anscheinende Unvermö-

gen

gen der einen, und die gewissermaßen sich widersprechende Fruchtbarkeit der andern, glaubt der Verf. erklären zu können. Allein statt der Gründe giebt er dem neugierigen Leser — gezwungene und hinkende Gleichnisse. Der Satz, wie man muß, blos auf die Franzosen eingeschränkt, läßt sich weit natürlicher erklären. Die feinsten Kenner der französischen Sprache gestehen, daß es äußerst schwer sey, in Prosa alle Verse zu vermeiden, die sich immer von selbst darbieten. Was kann also begreiflicher seyn, als daß der Prosaist so leicht findet, was sich so leicht finden läßt, der Dichter hingegen so schwer vermeidet, was so schwer zu vermeiden ist. — Den Grund der Erscheinung, daß es unter den Alten so wenig Schriftsteller giebt, die zugleich Verse und Prosa geschrieben, glaubt der Verf. in der Schwierigkeit der Versification in den alten Sprachen zu finden. Kenner dieser Sprachen wissen, was davon zu halten ist. Der wahre Grund ist ein ganz anderer — Doch wir verirren uns zu weit von der Hauptmaterie.

Wie dem also auch seyn mag; genug, niemand verstand besser, als Voltaire, die Schranken hinwegzuräumen, die man, mit Recht oder Unrecht, zwischen den Dichter und Prosaisten gesetzt hatte. Er hat sich in allen Gattungen der Prosa, so wie in allen Gattungen der Poesie, und fast nirgends ganz mit unglücklichem Erfolge versucht.

Den Anfang der Revision der prosaischen Schriften macht der Verf. bey den Romanen. Doch schickt er erst eine ziemlich lange Einleitung in die Ge-

schichte und Litteratur des Romans überhaupt voraus, in der aber fast jede Zeile Gelegenheit zu Berichtigungen und Widerlegungen an die Hand gäbe. — Den Roman nennt er eine Nüance zwischen Poesie und Prosa. Dem Inhalte nach gehört er in das Gebiet des Dichters, dem Vortrage nach in das Gebiet des Geschichtschreibers. (Doch wohl nicht immer und ganz.) Da der Romanschreiber freyere Hand hat, als der Geschichtschreiber, so kann er auch lehrreicher werden: (Eine Wahrheit, die schon Aristoteles in ihrem ganzen Umfange erkannte:) allein von jeher sah man in dieser Gattung mehr auf das Unterhaltende, als auf das Unterrichtende. Die erleuchteten Jahrhunderte des Alterthums hatten diesen Zweig der Litteratur wenig geachtet, mitten in der Barbarey erst fing er an sich auf eine auffallende Weise auszubreiten. Der Verf. scheint zu glauben, daß die ersten Romane der Neuern Nachahmungen der Alten gewesen, allein dem ist nicht so. Die erste Veranlassung gaben die Kreuzzüge: ihre ersten Erfinder waren Mönche. Den Rittern des Mittelalters streitet L. Tapferkeit, den Damen Keuschheit ab — alles übertrieben. Die Fabliaux vergißt er ganz, und unter den Neuern den Gilblas. Auf die Gomberville, Calprenede, Scudery hält er eine feurige Lobrede, dagegen werden die meisterhaften Gemälde eines Crebillon „ekelhafte Karrikaturen“ genannt.

Voltaire hat sich in dem Fache der Romane einen ganz neuen Weg gebahnt, und eine Gattung geschaffen, in der eine klare Philosophie, eine nützliche

liche Satyre und — bis auf einige Ausnahmen — eine anständige Laune herrschen. Der Inhalt jedes Romans aus seiner guten Zeit ist verschieden. Der Stoff zum Zadig ist größtentheils entlehnt, allein der Vortrag hat so eigenthümliche und originelle Vorzüge, daß man ihn nicht genug lesen kann. Candide ist einer der besten komischen Romane, die je eine Nation aufzuweisen hat. Vorzüglich sticht er von Seiten der Erfindung hervor; aber, was der Verf. auch sagen mag, der Zweck desselben ist so wenig menschenfreundlich, als irgend einer, der Swiften je die Feder führte. In einem andern Geschmack, allein vielleicht der vollkommenste unter allen, ist der Ingenu. Unter allen prosaischen Schriften Voltairs ist dieser Roman der einzige, worin er eine wahrhaft rührende Scene geschildert hat, so wie Tankred unter allen seinen Trauerspielen das einzige, von dem man eben das rühmen kann. Auch seinen Mikromegas, Memnon u. s. w. wird man immer mit Vergnügen lesen. Von geringerm Werth in dieser Gattung hingegen sind die Arbeiten seiner spätern Jahre. Sie sind voll bitterer Persönlichkeit, voller Obscönitäten und Nachläßigkeiten des Styls. —

Historische Schriften. Erst nachdem Voltaire mit so vielem Glücke die verschiedenen Felder der Litteratur durchlaufen hatte, die unter dem Gebiete der Imagination stehen, wagte er sich auf das Feld der Geschichte, wo diese Fähigkeit des Geistes mehr gefährlich als nützlich ist. Zwar sind die Stimmen über den Grad des Verdienstes, den er sich hier

erworben, nicht ganz einig, so viel aber räumen unpartheyische und zustehende Richter einmüthig ein, daß die historischen Produkte Voltairs zu denjenigen gehören, die ihm die meisten Ansprüche auf Ruhm und Unsterblichkeit geben. Das Jahrhundert Ludwigs XIV. hält der Verf. mit Recht für sein Meisterstück. Ueber die Universalgeschichte äußert er die sehr wahrscheinliche Vermuthung, daß sie aus einer Art von Rivalität und Eifersucht gegen den allgemein gelesenen und bewunderten Boßuet entstanden. Man weiß, daß jeder glänzende Succeß eines andern Voltairen im Wege stand, und daß er gern alle Lorbeern für jedes Verdienst auf sein Haupt gesammlet hätte. Auch dadurch wird jene Vermuthung bestätigt, daß er in seinem Buche gerade das Gegentheil von dem zu beweisen suchte, was Boßuet beweisen will; daß er sich bey Gegenständen absichtlich verweilt, über die Boßuet absichtlich hinwegeilte, und das vorzüglich ins Licht zu setzen suchte, was jener in den Schatten stellt. Ueber den Vorwurf der Untreue und Flüchtigkeit, die man ihm so oft, und mit so vielem Rechte gemacht, über Mablys Beschuldigung vorsetzlicher Verfälschungen, sagt der Verf. nichts Befriedigendes. Ueberhaupt geht er hier im Lob, wie anderwärts im Tadel zu weit. In der Stellung und dem Vortrag der Begebenheiten, in der Anmuth der Schreibart, in der Kunst dem trocknen Gerippe der Thatsachen Geist und Leben einzuflößen, wird Voltaire immer eins der ersten Muster bleiben — allein wenn man das zur Hauptsache machen, und die historische Kritik

ent-

entweder ganz vernachläßigen, oder mit ihm nach so höchst schwankenden, willkühlichen Grundsätzen treiben wollte, was würde im kurzen aus der Geschichte werden, die auch troz der aufmerksamsten Forschung und der sorgfältigsten Prüfung noch so vieler Ungewißheit und so vielen Widersprüchen ausgesetzt bleibt?

Dritter Abschnitt. Philosophische und theologische Schriften. Viel Wege zum Ruhm betrat Voltaire, aber keinen mit mehr Eifer, als diesen; auf keinem andern war sein Bestreben, sich auszuzeichnen so heftig, keinen betrat er sein ganzes Leben hindurch häufiger, keinen betrachtete er mehr als seine eigentliche Bestimmung. Philosophie war seine Geliebte, sein Abgott; aber er verband einen ganz eigenen Begriff mit diesem Worte. Haß gegen alles, was ihm Vorurtheil dünkte, Kühnheit, angenommene Meynungen in allen Wissenschaften, und besonders religiöse Gegenstände, zu bestreiten, hieß ihm Philosophie. Durch seine Art, diese wichtigen Materien zu behandeln, erhielt er den Beyfall der leicht zu überzeugenden Jugend, des schönen Geschlechts, der sogenannten Weltleute — brachte aber auch die Frömmlinge beyder Geschlechter, die Priester mit ihrem ganzen Anhang gegen sich auf, und machte sie sich zu unversöhnlichen Feinden.

Die Wahrheit liegt, wie gewöhnlich, so auch hier in der Mitte. Voltaire war weder der große und gründliche Philosoph, wofür ihn jene, noch der schädliche, elende Sophist, wofür ihn diese ausgaben. So viel ist unläugbar, daß er auch in der

Qualität eines Philosophen der menschlichen Gesellschaft die größten und wichtigsten Dienste geleistet hat. Nie ist ein Schriftsteller allgemeiner gelesen worden, nie hat einer die Gabe im höhern Grade besessen, seine Ideen klar, und sie den Gemüthern annehmlich zu machen. In so fern also seine Gedanken richtig, und mit dem Wohl der Menschheit übereinstimmend waren — und kein uneingenommener Leser seiner Werke kann läugnen, daß er sehr viel richtige und gesunde Ideen über Litteratur, Erziehung, Regierung, Gesetzgebung u. s. w. gehabt habe — in so fern hat er mehr und ausgebreitetern Nutzen gestiftet, als der tiefsinnigste, aber nur für Wenige faßliche Philosoph, und eine große, sichtbare Revolution in der allgemeinen Denkungsart hervor gebracht. Wer hat mehr Antheil daran gehabt, als er, daß die Sitten dieses Jahrhunderts, wo nicht reiner, doch sanfter sind? daß ungerechte Urtheile, die dreyßig Jahre früher nicht die geringste Sensation erregt haben würden, durch die Stimme des Publikums caßirt, und die Regierung genöthigt worden ist, den Ausspruch der Vernunft und der Gerechtigkeit zu unterschreiben? daß halb politische, halb religiöse Streitigkeiten, die zu Anfang dieses Jahrhunderts noch Gewaltthätigkeiten und Verfolgung veranlaßten, gleichgültig und lächerlich worden sind u. s. w. (Noch einen andern, nicht viel geringern Vortheil, den Voltaire selbst der speculativen Philosophie geleistet, hat der Verf. ganz übersehen. So wenig er selbst tiefsinniger Metaphysiker war, so hat er doch das Willkührliche, Unerwiesene und

und Lächerliche einer Menge Hypothesen, die man als untrügliche Orakelsprüche betrachtete, ins Licht gesetzt, und dadurch, daß er den Geist des Zweifels und der unerschrockenen Prüfung rege machte — denn Bayle konnte und durfte noch nicht so freymüthig sprechen — die Grundpfeiler vieler Irrthümer erschüttert, und der kühnen Philosophie einiger neuern, besonders deutschen Weltweisen den Weg gebahnt, und den Eingang erleichtert.)

Auch der Religion hätte er wahren Nutzen stiften können, wenn er sich begnügt hätte, zu zeigen, was für Greuel und Ausschweifungen man unter dem Deckmantel derselben und dem Vorwande, ihre Rechte zu erhalten, von jeher verübt habe; wie sehr die Leidenschaften über die Moral, die sie lehrt, die Oberhand gewonnen; wenn er die Scheußlichkeit des Fanatismus, die Scandale des Aberglaubens dargestellt, und erwiesen hätte, wie sehr sie dem ächten Geiste der Religion zuwider sind. So hätte er einer der größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts werden können. Aber leider! hielt er sich nicht in diesen Schranken; er wollte den Baum nicht ausputzen und reinigen, er wollte ihn aus der Wurzel reißen. In seinen letzten Jahren vorzüglich besaß ihn ein wahrer antireligiöser Fanatismus. Sein Haß gegen das Christenthum nahm täglich zu, und ward eine Art förmlichen Wahnsinns; er bemeisterte sich aller seiner Seelenkräfte, und verleitete ihn zu den gröbsten Vergehungen gegen Logik und Anstand.

Der übrige Theil dieses Abschnitts, worin der Verf. die schädlichen Folgen der antireligiösen Grundsätze und Schriften Voltairs; die Ungeschicktheit des Theismus zu einer allgemeinen Religion; die Unrichtigkeit des Begriffs, den Voltaire mit dem Worte Toleranz verbunden, und die Pflichten und das Amt eines wahren Philosophen ins Licht zu setzen sucht, ist wiederum ein Gewebe von Sophismen und Wahrheiten, die zu sichten in dieser Bibliothek nicht der Ort, so wie überhaupt der Raum einer Recension zu eng ist.

IX.

Arethusa, oder die bukolischen Dichter des Alterthums. Erster Theil. Berlin bey Unger, 1789. 1 Alph. in 4.

Nach den Griechen kann keine andere Nation sich rühmen, mehr große, der gesammten Menschheit wichtige Erfindungen in ihrem Schoos erzeugt zu haben, als die deutsche. Dieß wagen selbst die stolzesten und eifersüchtigsten unter ihren Nebenbuhlerinnen nicht ihr streitig zu machen. Wohl aber machen sie ihr das Verdienst streitig, diese Erfindungen (von denen sie überdieß mehrere, nicht ohne Schein, mehr für glückliche Funde, als Erfindungen im ächten Sinne des Worts ausgeben) gehörig ausgebildet,

bildet, und zur Höhe der Vollkommenheit gebracht zu haben. Wäre dieser Vorwurf der Vernachläßigung gemachter Erfindungen auch in allen übrigen Fällen ungegründet, so ist er es, was die Buchdruckerkunst betrift, zuverläßig nicht. Statt die Verbesserungen und Verschönerungen, die sie von dem Fleiß und der Geschicklichkeit der Ausländer erhielt, anzunehmen und weiter zu treiben, schien die Kunst in Deutschland mehr zurück als vorwärts zu gehen, und rechtfertigte die Klage des Dichters vollkommen:

> Wie lange wird, zur Schande unsrer Väter,
> Noch deutscher Schmutz die deutsche Kunst entweihn?

Je allgemeiner und gerechter diese Klagen waren, desto erfreulicher mußte jedem patriotischen Deutschen und Freunde der Künste und Wissenschaften das Unternehmen einiger verdienten Männer seyn, die auf ihre Kosten wagten, die Ehre ihrer Nation zu retten, und die Zahl und die Gesinnungen der Liebhaber des Schönen in dieser Gattung unter ihren Landsleuten zu erforschen. Daß jene nicht so ganz unbeträchtlich, und diese nicht ganz so lau seyn mußten, als man immer geglaubt hatte, scheinen uns die in kurzer Zeit nach einander gewagten Versuche, es den Ausländern in der Schönheit des Drucks gleich zu thun, zu beweisen. Unter die Klasse dieser thätigen und mit dem besten Erfolg arbeitender Männer gehört vorzüglich auch der Verleger und Drucker des angezeigten Werks, den man außer-

außerdem als einen vortreflichen Holzschneider kennt, und nebst seinem Vater als den Wiederhersteller dieser so sehr ausgearteten und dadurch verächtlich gewordenen Kunst und ihren Ehrenretter in Deutschland betrachten muß. Unter allen aber, was diese Offizin bis jetzt auszeichnend Schönes geliefert hat, sticht doch gegenwärtiges Werk besonders hervor, das an Pracht den besten Didotschen und Bodonischen Drucken wenig nachgiebt, und an Nettigkeit, schönen Verhältnissen der Lettern, Zeilen u. s. w. sie noch übertrift. Und was diesen Schönheiten in unsern Augen noch einen höhern Werth giebt, ist der kluge Gebrauch derselben. Sie sind an eine Schrift gewendet, die derselben in keiner Rücksicht unwerth ist. —

Der Zweck des V. bey seiner Arbeit war, die Werke der alten bukolischen Dichter in ihren rechten Gesichtspunkt zu stellen, zu zeigen, daß das alte Hirtengedicht von dem neuern nicht blos als Urbild vom Nachbilde, sondern im Wesentlichen unterschieden sey. Er übersetzte deshalb alle diejenigen griechischen Idyllen, an denen sich Merkmahle bukolischer Stücke entdecken ließen (denn offenbar ist das nicht bey allen der Fall) und ordnete die Stücke dieser Art von jedem Dichter nach ihrer nähern und entferntern Beziehung auf einander, und stellte, was zu einer Untergattung zu rechnen war, zusammen. Dieser erste Band enthält einen Versuch über das bukolische Gedicht und die ländlichen Bukolien Theokrits; seine städtischen und die des Bion, Moschus und Virgil sind dem zweyten Theile vorbehalten.

Der

Der Vorbericht enthält einige gute prosodische Bemerkungen. Der Prosodie des Hrn. P. Moritz läßt der Verf. alle Gerechtigkeit wiederfahren; er glaubt nur, was ihm schwerlich jemand abläugnen wird, daß diese im Ganzen richtige Theorie noch einige nähere Bestimmungen, Berichtigungen und Zusätze erfordere, ehe sie als ein vollkommen zuverlässiger Führer angesehen werden könne: und theilt selbst ein paar solcher Bestimmungen und Zusätze mit.

Der Satz des Hrn. P. Moritz, daß nur der Wortaccent, nicht der (willkührliche) Redeaccent bey Bestimmung des Sylbenmaßes in Betrachtung gezogen werden dürfe, glaubt der Verf. leide einige Ausnahme. Es giebt Fälle, sagt er, wo der Redeaccent nicht von der Willkühr des Redenden abhängt, sondern durch die Stellung der Worte schon bestimmt wird. Z. B.

Warum verstößest du den der dich liebet

wo unter den vier auf einander folgenden Fürwörtern das zweyte ganz unwillkührlich und ungezwungen den Ton hat, also gegen die übrigen lang gebraucht werden kann.

In der Sache selbst hat der Verf. recht: den ist lang. Ist aber der angegebene Grund der wahre? oder ist es überhaupt ein Grund? Hat eine Sylbe natürlich und ungezwungen den Ton, so muß sich auch eine Ursache angeben lassen, warum es natürlich ist. Hr. P. Moritz hat zwar das Verhältniß der besondern Redetheile sehr gut, und auf

eine

eine meistens befriedigende Weise auseinander gesetzt: aber auch die verschiedenen Untergattungen der Redetheile, haben bisweilen noch einen verschiedenen prosodischen Werth. Und in diese freylich sehr dunkle Materie scheint er uns nicht Licht genug gebracht, sondern nur gelegentlich einige zerstreute Bemerkungen hingeworfen zu haben. Irren wir nicht, so ist der Grund, warum das Fürwort den im vorliegenden Falle den Ton hat, folgender: Nicht alle Fürwörter haben gleichen prosodischen Werth, *) die bestimmenden Fürwörter haben desselben mehr, als die beziehenden und persönlichen, **) ja in den meisten, wo nicht in allen Fällen haben sie gleichen Werth mit den Substantiven. Nun ist aber in vorliegendem Falle den ein solches bestimmendes Fürwort, und daher gegen die übrigen Fürwörter lang.

Wald=

*) Hr. M. sagt selbst, daß das Fürwort es gegen jedes andere Fürwort kurz sey, und der Verf. folgert sehr richtig, daß das Fürwort selbst eben deswegen gegen jedes andere lang seyn müsse.

**) Doch bedarf auch das noch einer Einschränkung, so wie überhaupt diese Materie fast unerschöpflich zu seyn scheint. Bisweilen nämlich vertritt das persönliche Fürwort die Stelle des bestimmenden Fürworts und dann erhält es gleichen prosodischen Werth mit ihm. Ihn, den ich ist ein Daktylus; denn ihn steht statt den, denjenigen.

Waldstrom, Abgrund sind so gut Trochäen, wie Wahrheit, Witzlinge, und gleichwohl kann man nicht Waldströme —$v\,v$ wie Witzlinge —$v\,v$ brauchen. Dem ohngeachtet ist Abgrund ertönt ein reiner Choriambus. Den Grund dieses Unterschiedes giebt der Verf. sehr richtig an. Die zusammengesetzten Wörter sind von zwiefacher Art, entweder die minder bedeutende Sylbe hat für sich als Wort in der Sprache ihre Bedeutung, wie Strom, Grund, oder sie hat sie nicht, wie die Endsylben ling, heit, sie habe sie nun nie gehabt, oder wieder verloren. So lange dergleichen Wörter zweysylbig sind, verlieren Sylben von beyden Arten gegen die Hauptsylbe, weil alles hier auf das Verhältniß der Sylben in dem Worte ankommt; so bald hingegen eine dritte kurze Sylbe hinzu kommt, fühlt man sich geneigt, zu vergleichen und zu unterscheiden: nun fehlt aber bey der letzten Art von Wörtern (Wahrheiten) der Grund eines Unterschiedes zwischen den beyden Sylben, bey der erstern (Waldströme) nicht: hier sind beyde Sylben gegen einander unbedeutend, dort ist die zweyte Sylbe bedeutend gegen die dritte. Sollen also Wörter der ersten Art daktylisch gebraucht werden können, so muß die dritte hinzukommende kurze Sylbe, nicht Beugungssylbe des Wortes selbst, sondern ein Theil eines eigenen folgenden Wortes seyn, wie: Abgrund ertönt. *) — Eben so richtig ist die folgende

*) Wenn aber der Verf. behauptet, daß Wörter dieser Art, wie *Waldströme, Abgründe*, wenn man die

gende Einschränkung einer andern Regel des Hrn. M. — Doch genug für dießmal der prosodischen Mikrologien: denn das dürften Untersuchungen der Art doch wohl in den Augen unserer meisten Leser seyn. Wir gehen zu dem Versuche über das bukolische Gedicht fort.

Wenn der Luxus in einem Staate auf einen hohen Grad gestiegen ist, und die natürliche Einfalt fast ganz aus dem gesitteten Theile einer Nation verdrängt hat; wenn man anfängt, den Zwang des

Stadt-

die zweyte Sylbe lang brauche, uns eine beträchtliche Anzahl Palimbacchien (— — v) folglich, (wie er schließt) Spondäen lieferten, und also für unsern Versbau kein geringer Gewinn wären; so können wir ihm unmöglich beystimmen. Ein Spondäus, auf den nothwendig eine kurze Sylbe folgen muß, ist kein wahrer Spondäus, sondern ein Palimbacchius. Doch abstrahirt auch davon, so wird man Worte dieser Art im Deutschen doch nur im Anfang choriambischer Verse, und im Hexameter, wie wohl nur selten anbringen können. An und für sich können die beyden langen Sylben nie einen Spondäus ausmachen, sondern die erste Sylbe des Worts giebt immer nur die zweyte Länge zu einem vorangehenden Spondäus her. Da nun aber diese Sylbe in den meisten Fällen selbst ein Substantivum ist, oder doch das prosodische Gewicht desselben hat, so muß ihr immer wieder ein Substantiv oder Adjektiv vorgesetzt werden, um den Spondäus hervorzubringen, welches sich nur selten wird thun lassen.

Stadtlebens zu fühlen, so ist es kein Wunder, wenn der Mensch geneigt wird, sich wenigstens in der Phantasie in die alten, simpeln Zeiten und Verhältnisse zu versetzen. Doch diese Umstände, die bey den Neuern die Entstehung des Hirtengedichts hätten veranlassen können, und bey ihnen, wie auch schon bey den Römern, wirklich eine günstige Aufnahme verschafften, fanden in dem alten Griechenland nicht statt. Unter den Ueberbleibseln der Griechen giebt es wenig oder keine Stücke, die das Glück des Landlebens eigentlich zum Gegenstande haben. Was war es also, was die Hirtenwelt den alten Griechen zu einem so interessanten Gegenstande machte? Der Ruf, in welchem die Volkslieder der Hirten vor andern standen; der Ruhm der Sicilischen Hirten insonderheit, das Eigene ihrer Manier war es, was zur Nachahmung reizte. Spuren dieses lyrischen Ursprungs zeigen sich deutlich in der Einrichtung des bukolischen Hexameters. Der vierte Fuß in demselben ist meist daktylisch, und schließt mit dem Worte, so daß die beyden letzten Füße sich absondern, und gleichsam, wie ein besonderer kurzer Vers, nachklingen. Die oft wiederkommenden Anfangszeilen, die häufigen Symmetrien in Versen und Absätzen, so wie in Bildern; alles zeigt auf das erste Vorbild solcher Volkslieder hin. Nachdem die Hirtenwelt einmal interessant worden war, erstreckte sich diese Theilnahme auch bald auf die damit verwandten Gegenstände. Man führte Fischer, Schnitter, Landleute überhaupt auf; und endlich erhielten Stücke, worin Bürger und Städ-

ter auftraten, blos wegen ihrer Aehnlichkeit mit jenen bukolischen Gedichten, dieselbe Benennung.

Die alte bukolische Poesie theilt sich in zwey Hauptgattungen, die Theokritische und die Bionische. Die Form, der sich Theokrit am liebsten bedient, ist die dramatische, und sein Zweck ist weniger, Geschichten aus der alten Hirtenzeit zu erzählen, oder fremde Gegenstände bukolisch zu behandeln, als die Hirten, ihre Sitten, ihre Gesänge, kurz ihr Charakteristisches darzustellen. Das theokritische Hirtengedicht hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Schauspiele; es hat Stellen, die eigentlich auf eine dramatische Action gearbeitet zu seyn scheinen; von der andern Seite aber fehlen ihm wieder wesentliche Stücke einer Komödie oder eines Hirtenspiels griechischer Art; das Chor, Einheit des Orts u. s. w. Nach einer umständlichen Beschreibung der alten Mimen und einer Vergleichung derselben mit dem theokritischen Hirtengedichte, behauptet der Verf., es gestatte fast keinen Zweifel, daß Theokrit nicht die Absicht gehabt habe, das bukolische Gedicht mimisch zu behandeln. Bey ihm ist alles, wie im Mimus, wahre Natur, nicht idealische Welt. Diese dramatischen Idyllen waren so gut, wie jeder Mimus, zur Aufführung geschickt und bestimmt. Die allzugroße Simplicität kann kein Grund dagegen seyn, weil es nur ein Grund für uns Neuere wäre, die wir aus derselben Ursache manche alte Komödie und Tragödie nicht würden sehen wollen.

Kein Zweifel, glaubt der Verf., könnte wohl hierüber bleiben, wenn sich bey genauer Untersuchung

fände, daß sich alle Eigenthümlichkeiten des theokritischen Hirtengedichtes nicht nur aus der Rücksicht auf die wirkliche Aufführung ungezwungen erklären ließen, sondern wenn es sich auch aus Vergleichung mit neuern Gedichten dieser Gattung ergäbe, daß jene Eigenthümlichkeiten den eigentlichen oder neuern Idyllen mangelten, (bey denen doch mehr oder weniger Nachahmung des Theokrit voraus zu setzen sey) hingegen bey ähnlichen poetischen Werken, wo an keine solche Nachahmung zu denken sey, aber gleiche Rücksicht auf die Bühne statt habe, sich von selbst wieder fänden.

Und dieß, glaubt er, finde und ergebe sich wirklich. Die neuere Idylle beschäftigt sich nicht so, wie die Theokritische, das Charakteristische des Hirtenstandes darzustellen: sie zeichnet Personen, Charaktere, Scenen aus dem glücklichsten, sorgenfreysten, aber blos idealischen Leben, und veredelt und verschönert die Gedanken und Gesinnungen der Landbewohner. In dem förmlichen Schauspiel hingegen, wo Landleute auftreten, behalten auch unsere Dichter die Manier des Theokrit bey, und schildern sie so, wie sie sind, nicht wie sie unter jenen Voraussetzungen seyn könnten. Ferner, da Theokrit die Natur genau kopierte, so gewährte ihm diese Manier den Vortheil, so interessante, wahre und mannichfaltige Charaktere schildern zu können. Durch richtige Zeichnung und Abstufung derselben wußte er ein Interesse in seine Stücke zu bringen, das die meisten Neuern durch ängstlich gesuchte Abänderung von äußern Situationen zu erreichen streben. Ein an-

deres Merkmal der alten Idylle ist das Natürliche und Lebhafte des Dialogs und der Rede überhaupt, was sich aber nicht mit der Manier der neuern Idylle verträgt, die den Ausdruck des gemeinen Lebens nicht gestattet. Die meisten neuern Idyllen haben mehr von der lyrischen, als von der dramatischen Gattung. (Pope, Segrais, Deshoulieres, Kleist.) Manches Stück von Theokrit hingegen hat mehr Aehnlichkeit mit einer Scene aus dem Moliere, als einer Idylle nach unsern Begriffen. Man nehme zum Beyspiel nur die Gespräche in der vierten und achten Idylle. Hier ist eben das Gedrungene und Lebhafte im Dialog, eben die Treue im Ausdrucke der Leidenschaften, eben die weise Sparsamkeit mit dem poetischen Schmucke, wodurch sich der gute Schauspieldichter vor dem guten Idyllendichter auszuzeichnen pflegt. Selten würde ein Zug aus einer neuern Idylle, am wenigsten im Ton des Originals, für den Schauspieldichter brauchbar seyn; die meisten theokritischen Hirtengespräche hingegen könnten, wie sie da sind, in einer Komödie stehen. Eine dritte Eigenheit des theokritischen Hirtengedichts ist die so häufig eingestreute Satyre. Auch dieß zeugt von seinem Ursprunge und von seiner Absicht. Im Theokrit findet man sogar häufige Spuren persönlicher Satyre, die einen neuen Beweis ihrer Verwandschaft mit dem griechischen und römischen Mimus, und dem ihm so ähnlichen Lustspiel der Engländer abgeben. Eigentliche Beschreibungen, als undramatisch, kommen daher auch im Theokrit selten vor; sind wenigstens nie Hauptzweck, immer

nur

nur Mittel, was wiederum bey der neuern Idylle gerade der entgegen gesetzte Fall ist.

Die bukolischen Gedichte Bions und Moschus sind von einer ganz andern Beschaffenheit. Es scheint, die Dichter dieser Gattung wollten nur in Absicht der Manier, nicht in Absicht des Gegenstandes bukolisch seyn. Die Ekloge Virgils macht keine eigne Gattung aus, sie ist blos Nachahmung, oft gar nur Uebersetzung, und da sie weiter keinen Zweck, als diese Nachahmung hatte, so gleicht sie ihrem Vorbilde mehr im Aeußerlichen und in einzelnen Zügen, als im Wesentlichen und Ganzen. Theokrit arbeitete nach der Natur, Virgil nach dem Theokrit und einem Ideal seiner Phantasie, das ihn zum Theil der Geschmack seines Zeitalters zu befolgen nöthigte. Geßner war unter den Neuern der Erste, der das Reizende der theokritischen Hirteneinfalt wieder in seine Rechte einsetzte. Wo er Handlungen vorstellen wollte, wählte er nach dem heutigen Geschmack die epische Form und schrieb Romane. Bey seinen eigentlichen Idyllen fehlte es an einer solchen besondern Veranlassung, als Theokrit in dem Mimus gefunden hatte, um die Darstellung von Hirtensitten und Charaktern zur Hauptsache zu machen. Durch die englischen Dichter war der Geschmack an der schildernden Poesie herrschend worden, und Geßners Talent, so wie seine individuelle Lage, führten ihn gleichfalls auf diese Manier. Die dramatische Form scheint er nur gewählt zu haben, um mehr Abwechselung in seine Schilderungen und Empfindungen zu bringen. Mangel an Handlung ist also ein

ungerechter Vorwurf. Da wo er sich näher an Theokrits Manier gehalten hat, übertrift er den römischen Dichter weit. — —

Dieß ist der wesentliche Inhalt dieser Abhandlung, die wir mit vielem Vergnügen gelesen haben. Sie giebt keine neuen Aufschlüsse in der Theorie des Idylls, und dennoch kann sie auch dem Theoretiker nichts weniger als gleichgültig seyn. So lehrreich und unentbehrlich dem Moralisten die Kenntniß der Geschichte des menschlichen Geistes und Herzens ist, so lehrreich und unentbehrlich ist dem Theoretiker der schönen Wissenschaften eine genaue Kenntniß der Geschichte der Dichtungsarten. Nichts ist geschickter, ihn vor einseitigen Urtheilen, allzu engen, zu viel ausschließenden Definitionen, und vor der Sucht, blos willkührliche, in dem besondern Geist eines Zeitalters gegründete Eigenheiten zu allgemeinen Regeln zu erheben, zu bewahren. Wem freylich die Idylle, nach seinem Batteux, nichts anders ist und seyn kann, als eine mit allen möglichen Reizen vorgestellte Nachahmung des Landlebens, der wird am Theokrit viel zu tadeln und wenig zu loben finden; allein man betrachte ihn nicht nach willkührlichen und zufälligen Regeln, sondern nach dem Zwecke, den er beabsichtigte; man betrachte ihn als einen Dichter, der nicht die Natur verschönern, sondern sie so treu und wahr, als möglich, darstellen wollte, und man wird wenigstens dem Dichter seine Bewunderung nicht versagen können, wenn man gleich die Gattung selbst nicht für die schönste und anmuthigste anerkennen sollte.

So

So sehr wir nun aber auch geneigt sind, dem Scharfsinne, der Gelehrsamkeit und dem Beobachtungsgeiste des Verf. alle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, so können wir uns doch nicht überzeugen, daß er seinen Hauptsatz, daß nämlich Theokrit das bukolische Gedicht mimisch und für die wirkliche Aufführung bearbeitet, hinlänglich erwiesen, noch sich auch sonst vor allen Uebereilungen und allzu raschen Folgerungen genug gehütet habe.

Daß Theokrit bey einigen seiner Stücke die Mimen des Sophron vor Augen gehabt, scheint allerdings keinem Zweifel unterworfen zu seyn; allein daraus folgt so wenig, daß er die ganze Gattung, in der er dichtete, mimisch behandeln wollen, als daß Plato, der gleichfalls die Mimen Sophrons fleißig studierte und nachahmte, einen ähnlichen Zweck gehabt habe. Wie weit sich nun aber die Nachahmung Theokrits erstreckt, wie viel seine Idyllen mit den Mimen jenes Dichters gemein gehabt, läßt sich durchaus nicht bestimmen, da die übergebliebenen Fragmente desselben so klein und unbedeutend sind, daß sie kaum zu irgend einer nur wahrscheinlichen Vermuthung Anlaß geben. Nicht genug aber, daß wir von diesem mimischen Dichter nichts Bestimmtes wissen, wir wissen überhaupt von der ganzen Beschaffenheit des griechischen Mimus nichts, so gut als nichts. Selbst von dem Mimus der Römer wissen wir nicht viel mehr zuverläßiges. Alle Nachrichten, die wir hierüber bey den Alten finden, sind so mager, so unvollständig, zum Theil so widersprechend, daß wir nichts sicheres und befriedigendes aus ihnen schö-

pfen können. Wir wissen nicht, wie viel der griechische mit dem römischen Mimus gemein gehabt; wir wissen nur so viel, daß der letztere wenig oder keine bestimmte Regeln gehabt, und zu verschiedenen Zeiten, nach dem Geschmack der Zuschauer und der eigenthümlichen Geisteswendung der Dichter, auch eine ziemlich verschiedene Einrichtung gehabt haben müsse.

Das Wesentliche des Mimus setzt der Verf. in die Darstellung von Charakteren und Sitten, und beruft sich deshalb auf eine Stelle des Diomedes. Allein dieser spricht vom Nachahmen überhaupt, nicht vom Nachahmen der Charaktere und Sitten insbesondere. Das Wenige, was wir hiervon wissen, macht eher das Gegentheil wahrscheinlich, nämlich, daß sich der Mimus vorzüglich mit Nachahmung des Aeußerlichen, der Geberden u. s. w. beschäftigt, daß er mehr gesucht, durch Grimassen, Karrikaturen und Possen Lachen zu erregen, als Charaktere und Sitten der Natur getreu darzustellen, und durch diese Darstellung zu belehren. Schon der Umstand, daß gewöhnlich nur der kleinere Theil des Mimus wörtlich niedergeschrieben, der größere hingegen extemporisirt und der Dialog durch lange Pausen voll stummen Spiels, oder vielmehr das stumme Spiel nur hier und da durch den Dialog unterbrochen wurde, ist gegen die Hypothese des Verf. Wahrscheinlich war in der Hauptsache der Mimus der Römer nichts anders, als was die neuere italienische Komödie aus dem Stegreife, was die Saineten und Zarzuelas der Spanier sind, die sicher jenem ihren Ursprung

sprung verdanken; hatte gleiche Absicht mit ihnen, und brauchte gleiche Mittel. Nicht Belehrung konnte sein Hauptzweck seyn, sondern Lachen zu erregen; daher mehr Karrikatur, als Charakteristik, mehr Grimasse als natürliche Action. Daß die Mimen des Sophron einen andern Zweck, und folglich auch eine andre Einrichtung gehabt, *) ist freylich so gut, als gewiß — aber was für eine Einrichtung, was für ein Zweck dieß gewesen, ob sie wirklich aufgeführt worden, oder auch nur für die Aufführung bestimmt gewesen — davon wissen wir nichts mit Zuverläßigkeit, und dürfen es also auch nicht wagen, das Wesen desselben bestimmen zu wollen.

„Natürlich war es," sagt der Verf. „daß der „Mimus im gleichen Grade, als er sein Hauptaugenmerk auf Darstellung von Charakteren und Sitten richtete, auch die Vollständigkeit der Fabel und „Handlung vernachläßigen mußte." Eine nothwendige Folge war das wohl nicht, aber wahrscheinlich ist es freylich, daß der mimische Dichter, der, wenn auch Darstellung von Charakteren und Sitten sein Hauptaugenmerk gewesen, doch durch karrikaturmäßige Schilderung derselben vorzüglich Lachen zu erregen suchte, sich die Mühe, eine in allen Theilen

*) Ὁι Μιμοι Σωφρονος ποιητυ σπυδαιοι ἐισι. Ulpian. ad Demosth. Olynth. Die μαγοδοι, δικελιςαι u. s. w. aber waren Volkslustigmacher, deren Possen und Gaukeleyen mit den niedergeschriebenen, ausgearbeiteten Dialogen des Sophron wahrscheinlich nicht das mindeste gemein hatten.

zusammenhängende, wohlverbundene Fabel zu ersinnen, werde erspart haben.

„Cicero rechnet es zum Charakteristischen des „Mimus, daß ihm die Vollständigkeit der Fabel fehle, und das Stück am Ende abbreche.“ Wir sehen nicht, wie das aus den Worten des Redners, die das sagen sollen, (Orat. pro Coelio c. 27.) nothwendig fließe. Sie beweisen nur, daß der mimische Dichter den Knoten seiner Intrigue nicht kunstmäßig aufzulösen brauchte, daß er ihn im Nothfall (cum clausula non invenitur) wohl auch zerschneiden durfte: nicht aber, daß er es nothwendig thun mußte.

Doch zur Hauptsache! Theokrit soll das bukolische Gedicht mimisch behandelt, soll seine Idyllen für die wirkliche Aufführung geschrieben haben.

Mit neuen Hypothesen in Sachen des Geschmacks, glauben wir, ist es derselbe Fall, wie mit neuen Hypothesen in der Physik. Wenn sie Beyfall und Aufnahme verdienen sollen, müssen sich durch Hülfe derselben Schwierigkeiten, und zwar mehr oder doch vollständiger, als durch die gewöhnlichen auflösen lassen. Wo sind aber die Schwierigkeiten in den theokritischen Idyllen, die sich ohne diese Hypothese nicht heben ließen? Der Verf. hätte sie sorgfältig zusammenstellen, in ihrer ganzen Stärke zeigen, und dann vermittelst seiner Hypothese wegräumen sollen. Das aber hat er nicht gethan. Er hat nicht die Gewißheit, nicht einmal die Wahrscheinlichkeit, höchstens die Möglichkeit seines Satzes dargethan.

Die

Die Aehnlichkeiten zwischen der theokritischen Idylle und dem Mimus, auf die sich der Verf. beruft, sind theils ganz zufällig und unwesentlich, theils beweisen sie wenigstens für die Hauptsache, die Identität der Bestimmung und des Zweckes von der Idylle und dem Mimus nicht. „Sophron, sagt er, führ„te Fischer, Bürger u. s. w. redend ein; Theokrit „auch." Was folgt daraus weiter, als daß der bukolische Dichter nicht schlechterdings auf Hirten und Schäfer eingeschränkt ist? „Manche Süjets vom „Theokrit sind dieselben, die auch andere Mimiker „behandelt haben." Kann es unähnlichere Werke geben, als die Pucelle von Voltaire und die Pucelle von Chapelain, und gleichwohl ist das Süjet dasselbe? Unter dem Titel des Spielers hat man Trauerspiele, Lustspiele, Fabeln, Erzählungen 2c. „Theo„krits Personen handeln und reden gerade so, wie „man es sich von solchen Personen in dem Zeitalter „und bey dem Volke denken muß: sein Lakon, sein „Komatas sind Lohnhirten, seine Schnitter Taglöh„ner." Will der Verf. damit so viel sagen, jeder Taglöhner habe zu Theokrits Zeiten so denken, sprechen und empfinden können, wie der Dichter jene Personen denken, sprechen und empfinden läßt, so behauptet er etwas, das er durch nichts beweisen kann, und was an sich höchst unwahrscheinlich ist.*) „Ei„ne

*) Auch Geßner dachte ehedem so, und hielt die Genauigkeit und Wahrheit der Details für Theokrits größtes Verdienst; allein nach genauerer Untersuchung

„ne solche Nachahmung, (wie Theokrits Syracusie„rinnen von Sophrons Zuschauerinnen bey den isth„mischen Spielen) beydes im Geist" (was wissen wir von dem Geist der letztern?) „und Form" (auch hier kennen wir keine Aehnlichkeit außer dem Dialog) „eines Mimus, was kann sie wohl selbst anders, als „ein solches Schauspiel seyn?" Welch ein Schluß! Und woher weiß der Verf. daß Sophrons *θεομεναι τα Ισθμια* (angenommen auch, daß diese Lesart zuverlässig sey) ein förmliches Schauspiel gewesen?

„Was könnte man endlich, wenn man nicht „diese Rücksicht auf wirkliche Vorstellung zugiebt, „für einen befriedigenden Grund von der Sorgfalt, „die der Dichter auf seinen Dialog wendet, von der „oft so sichtbaren Voraussetzung einer gewissen Sce„ne, und von dem häufigen Gebrauch solcher Redens„arten, die zu ihrer völligen Wirkung der Action be„dürfen, *) angeben?" Nichts, sollten wir meynen,

chung änderte er seine Meynung. Studiando Teocrito più lungamente, gestand er seinem Freunde und nachmaligen Lobredner Bertola, ho scoverto che nelle particolarità stesse egli trasceglie a maraviglia, e quello che più me rapisce in questo poeta è la scelta del migliore nella rappresentatione della natura, con un carattere originale della più amabile rustichezza.

*) Die Anführung von Beyspielen wäre hier wohl nicht überflüßig gewesen. Doch was könnten auch alle Beyspiele für den Satz des Verf. beweisen? Ist es wirklich eine Alternative, die jeden dritten

nen, wäre leichter. Ein gewiß befriedigender Grund ist das allen Dichtern gemeinsame Gesetz der Lebhaftigkeit, der Versinnlichung. Aus diesem allein lassen sich alle diese Eigenschaften des theokritischen Idylls hinlänglich erklären: wenigstens kennen wir keine Stelle im Theokrit, wo dieser Grundsatz nicht ausreichte, und wo man nöthig hätte, die Hypothese des Verf. zu Hülfe zu nehmen. Jene Eigenschaften beweisen weiter nichts, als daß Theokrits Genie viel Dramatisches hatte, daß er einsah, wie viel die Lebhaftigkeit der Darstellung, das Haupterforderniß aller Poesie, durch die dramatische Form gewinne. Daß er aber, da er einmal den Dialog gewählt, diesen auch so gut und sorgfältig ausgearbeitet hat, zeigt nur, daß Theokrit ein Dichter war, der einen andern Zweck hatte, als sich die Arbeit so leicht als möglich zu machen, der nichts, was er that, halb thun wollte. — Auch die Anspielungen auf eine bestimmte Scene haben keinen andern Endzweck, als Lebhaftigkeit und Versinnlichung. In allen neuern Idyllendichtern, und nicht blos in diesen, sondern auch in allen andern Werken dramatischer Einkleidung, in den Lucianischen, Platonischen

ten Fall ausschließt — muß sich, außer dem dramatischen Dichter, jeder andere, den Gebrauch solcher Ausdrücke, die zur völligen Wirkung der Action bedürfen, versagen? oder, muß jedes Gedicht, das solche Ausdrücke hat, zum dramatischen Fach gezogen werden? Wie viel solcher Züge hat nicht Geßner! So viel gewiß, wo nicht mehr, als Theokrit.

nischen und den besten ältern und neuern philosophischen Dialogen, findet sich solche Voraussetzung einer bestimmten Scene, ohne daß nur die entfernteste Vermuthung, daß sie zur wirklichen Aufführung bestimmt gewesen, veranlaßt werden kann. Unwahrscheinlich ist es nicht, daß Theokrits Idyllen von Landleuten und Hirten — wenn sie anders in ihre Hände gekommen — oder auch von andern Personen zum Vergnügen bey müßigen Stunden, oder endlich auch von Rhapsodisten recitirt worden: daß sie aber auf öffentlichen Theatern von Schauspielern aufgeführt worden, dagegen streitet, wenn man auch gar nicht in Rechnung bringen will, daß sie gar kein, oder doch fast so gut als kein dramatisches Interesse haben, *) schon die Kürze derselben. Wer kann sich überreden, daß man auf ein Gedicht von der Länge der theokritischen Sy-

*) Mit Recht behauptet zwar der Verf. daß eine Simplicität der Handlung, die uns nothwendig Langeweile machen müßte, deshalb nicht auch bey den Griechen ein Stück vom Theater ausgeschlossen haben würde — allein zwischen Simplicität und gänzlichem Mangel dramatischer Handlung ist ein großer Unterschied. Man nehme die frühesten dramatischen Produkte aller Nationen, die wir noch besitzen, und auch in dem rohesten derselben wird man, wenigstens was äußere Form und Zuschnitt betrift, mehr Kunst und Oekonomie finden, als in irgend einer theokritischen Idylle. Der deutlichste Beweis, daß der Dichter eine ganz andere Absicht hatte, als für die wirkliche Vorstellung zu arbeiten.

Syracuserinnen die Mühe der dramatischen Aufführung und die Kosten einer dreyfachen Decoration verwendet haben sollte, und alles das um hundert und funfzig Verse deklamiren zu hören, die auf einen jeden, im Zimmer gelesen, denselben Eindruck hervorbringen mußten? Hierzu kömmt, daß die Theaterverzierungen der Alten gar nicht von der Art waren, daß sie so geschwind, wie heutiges Tages, verändert werden konnten. —Auch was der V. am ersten Idyll rühmt, daß „in „dem meisterhaften Eingange desselben durch die ge„genseitigen Lobsprüche der Hirten die Zuhörer unver„merkt in den anmuthigen Lustort, die Scene des „Stücks, hineingezaubert würden" streitet gegen seine eigene Hypothese. Solche Schilderungen von Gegenden können nur in erzählenden Gedichten gute Wirkung thun: im Drama, wo der Zuschauer die Scene selbst vor Augen hat, würden sie höchst zwecklos seyn, und statt Vergnügen, Langeweile erwecken. — — —

Und nunmehr zu der Uebersetzung selbst. Dieser erste Theil enthält die ländlichen Bukolien des Theokrit. Die städtischen, wie sie der Verf. nennt, nebst den bukolischen Stücken des Bion, Moschus und Virgil, sind für den zweyten Band bestimmt. Daß der Verf. Beruf zum poetischen Uebersetzer hatte, daß er der Sprache, aus welcher und in welche er übersetzte, mächtig war, und mit Einsicht und Geschmack auch Fleiß und eine seltne Sorgfalt für das Mechanische der Poesie verband, davon giebt dieser Versuch im Ganzen einen für ihn nicht wenig rühmlichen Beweis. An ein-

zelnen Stücken, in einzelnen Versen wäre freylich noch manches zu tadeln. Der Wohlklang des Verses ist zwar nicht häufig, aber bisweilen doch auf eine auffallende Weise vernachläßigt. Der Ausdruck ist hier noch zu sorglos, dort zu schleppend und prosaisch. Der natürlichen Wortfügung ist sehr häufig Gewalt angethan, und an einigen Orten sind die strengen Forderungen des guten Geschmacks nicht ganz befriedigt. Nicht als ob wir die Treue tadelten, mit welcher der Verf. sein Original kopirt hat — in so fern sie wirklich Treue ist. Wir glauben nur, daß der Verf. hier und da diesem Original einen etwas unedlen, gemeinen Ausdruck nicht nachgebildet, sondern — aus Uebereilung entweder, oder weil er einer nicht ganz richtigen Voraussetzung folgte, — geliehen hat. Denn sonst sehen wir wohl ein, daß man bey Uebersetzung der Alten verschiedene Absichten haben kann, denen gemäß man auch die Mittel verschieden einrichten muß. Entweder will man seinen Landsleuten den Charakter, den Geist und die Manier eines alten Dichters mit allen seinen Eigenthümlichkeiten so genau und vollständig, als möglich, bekannt machen; oder, man hat blos die Absicht, ihnen eine angenehme Lektüre zu verschaffen. Im ersten Fall, worin sich unser Verf. befindet, hat man sich freylich für nichts mehr zu hüthen, als für willkührlichen Veränderungen, wären sie auch gleich an und für sich wirkliche Verschönerungen. Ein Gedanke mag noch so falsch, sonderbar und widersinnig, ein Ausdruck noch so platt

und

und niedrig seyn, der Uebersetzer ist weder befugt, noch verpflichtet, jenen zu berichtigen, noch diesen zu veredlen. Nur muß er mit hinreichenden Gründen darthun können, daß sein Autor wirklich so gedacht, oder wenn der Ausdruck niedrig scheint, daß er im Munde des Schriftstellers seinen Zeitgenossen auch so vorgekommen, oder daß er ihn selbst dafür erkannt und mit Absicht gebraucht habe. Sieht der Uebersetzer aber die Nothwendigkeit dieser Untersuchung nicht ein, oder entzieht er sich ihr aus Nachlässigkeit, so kann es nicht fehlen, er muß sich immer desto mehr von seinem Urbild entfernen, je ängstlicher er sich ihm zu nähern strebt; er wird just da der untreueste Uebersetzer werden, wo er der treueste zu seyn wähnt. —

Wir wollen nunmehr unsern Lesern einige Proben der Uebersetzung mittheilen, und mit schon vorhandenen Versuchen vergleichen. Der Anfang des zehnten Idylls lautet bey unserm Verf. also:

Milon.

Nun, wie stehts, Lohnschnitter? es muß dir heute was fehlen.
Keinen Schwaden führst du gerade, wie sonst du ihn führtest,
Mähest auch nicht mehr gleich mit dem Nebenmann, bleibest zurücke,
Wie ein Schaf, dem im Fuß der Dorn steckt, hinter der Heerde;
Armer Schelm! wie wird dirs des Abends oder des Mittags

Sehn, wenn dein erstes Beet solch ein harter Brocken für dich ist?

Battus.

Mäher sonder Rast, du Mann von Felsen und Stein, ist
Dich nach Entfernten zu sehnen, dir nimmer, o Milon, begegnet?

Milon.

Nimmer, was wird auch ein Arbeitsmann sich um Fremde bekümmern?

Battus.

Also begegnet dirs nie, die Nacht vor Liebe zu wachen?

Milon.

Gott bewahr mich! der Fisch ist verloren, der Köder geschmeckt hat.

Battus.

Ich, ich lieb, o Battus, dir schon acht Tag' und darüber.

Milon.

Ja, du schöpfst aus dem Weinfaß, ich habe kaum Eßig zur Gnüge.

Battus.

Ungegätet ist drum bey mir zu Hause noch alles.

Milon.

Welche quält dich denn von den Unseren?

Battus.

Ey, Polybotens
Dirne, die beym Hippokoon jüngst vor den Schnittern schalmeyte.

Milon.

Milon.

Gott weiß den Sünder schon zu finden, du hast, was du wünschtest,
Gelt, Prophetinn Heuschreck liegt dir des Nachts an der Seite u. s. w.

Lohnschnitter hat Voß (S. Gedichte. S. 188) durch Bauer gegeben. Allein das letztere dünkt uns zu unbestimmt, so wie das erstere allzu bestimmt, und deshalb auch nicht poetisch zu seyn. Wie sonst du ihn führtest, ist eine höchst unangenehme Verwerfung der Wortfolge, die das Bedürfniß des Verses zu sehr verräth. Den 3ten Vers unsers Verf. würden wir, wegen des glücklich gewählten eigenthümlichen Ausdrucks Nebenmann dem Voßischen vorziehn, wenn die sechs auf einander folgenden einsylbigen Wörter und das schleppende bleibest zurücke nicht wäre. Ohne Vergleich besser aber hat Voß den 4ten V.

Wie von der Heerd' ein Schaf, dem ein Dorn die Ferse verwundet.

Bey unserm Verf. sind die Worte wieder viel zu gewaltsam verworfen. — 6. V. Sollte Beet von Fruchtäckern das rechte Wort seyn? Der harte Brocken ist zwar auch nicht sehr verdaulich, doch ziehen wir, wenn ja von dem simpeln Ausdruck des Originals abgegangen werden soll, ihn noch der Voßischen Wendung vor:

Wenn du beym Anfang nicht, wie ein reißendes Thier, in die Saat fällst.

Wie kömmt, kann man fragen, das reißende Thier zu der Saat? In dieser Verbindung ist der Ausdruck höchst niedrig. — 7. 8. V. Ist dirs nie begegnet, dich zu sehnen dürfte sich schwerlich als gutes Deutsch vertheidigen lassen. Und wie sonderbar sind wiederum, dem Verse zu gefallen, die Worte versetzt! — 11. V. Gott bewahre mich ist zu modern, desto glücklicher aber ist der Ausweg in den folgenden Worten, den Sinn des Originals auszudrücken, ohne wie Voß —

Das bekömmt, wie Lederfressen dem Hunde —

platt zu werden. 15. V. Auch hier muß man den Tadel der unangenehmen Verwerfung der Worte wiederhohlen. Kräftiger und dialogischer hat Voß:

Welches ist denn die Dirne, die dich so quält —

Ey, ist ein gemeines Flickwort, aber schalmeyen ungleich besser, als Voßens vorblasen. — 17. V. wünschtest ist eines von den vielen kakophonischen Wörtern unsrer lieben Muttersprache, die der Dichter wenigstens dann vermeiden sollte, wenn er es, ohne eine wichtigere Absicht aufzugeben, thun kann. Der letzte Vers hält, mit der Voßischen Uebersetzung, weder in Rücksicht auf Deutlichkeit, noch Lebhaftigkeit, noch Wohlklang eine Vergleichung aus:

Nachts ein Liebchen, so dürr, wie die Unglück zirpende Heuschreck!

Wir

Wir gehen zu einem andern Stücke, und zwar zur sieben und zwanzigsten Idylle fort, die einige, und unter diesen auch der neueste und beste Uebersetzer des Moschus und Bion, Hr. Professor Manso, dem ersten dieser beyden Dichter zuschreibt. Der Verf. sey wer er wolle, so viel ist ausgemacht, daß dieses Idyll eines der schönsten Ueberbleibsel der griechischen Litteratur aus dieser Gattung ist, voll unnachahmlicher Natur und Wahrheit, und der reizendsten Naivität. Zugleich ist es aber auch dasjenige, dessen Uebersetzung mit den größten Schwierigkeiten verknüpft ist. Ganz unmöglich ist es vielleicht, sie alle und glücklich zu überwinden, so lange man Zeile für Zeile, und in die Versart des Originals, übertragen will.

Daphnis, ein Mädchen.

Das Mädchen. Helenen, klug wie sie war, hat Paris, ein Hirt auch entführet.

Daphnis. Kleinigkeit, die Helena hier hat mich Hirten geküsset.

D. M. Satyrchen, nicht so geprahlt, ein Kuß ist ja nichts, wie sie sagen.

Daph. Auch in dem nichtigen Kuß, o Mädchen, ist süßes Vergnügen.

5)

D. M. Und ich wasche die Lippen mir ab, ich spucke den Kuß weg.

Daph. Wäschest du doch die Lippen, so gieb sie mir immer noch einmal.

D. M. Dir geziemet ein Kalb, nicht junge Mädchen zu küssen.

Daph. Nicht so geprahlt, wie ein Traum wird deine Jugend entfliehen.

D. M. Alt ist die Beere Rosin', und verwelket auch düftet die Rose.

10)

Daph. Komm hier beym Oelbaum zu mir, ich erzähle dir auch ein Geschichtchen.

D. M. Schönen Dank, du betrogst mich vorhin mit den schönen Geschichtchen.

Daph. Komm denn beym Ulmbaum zu mir, und höre die Flöte mich spielen.

D. M. Spiele nur immer für dich, ich mag nicht die klägliche Weise.

Daph. Mädchen, Mädchen, du wirst Cythereens Rache doch scheuen?

15)

D. M. Bleibt mir nur Artemis hold, Cytherea kümmert mich wenig.

Daph. Sage das nicht, sie zieht, und du bist in der Schlinge gefangen.

D. M. Mag sie doch, dann wird mich Artemis wieder befreyen.

Daph. Amorn entfliehest du nicht, dem nimmer ein Mädchen entflohn ist.

D. M. Und ich entflieh ihm beym Pan! Wie hoch du auch immer das Joch hältst.

20)

Daph. Ich besorg', er werd' in schlimmere Hände dich liefern u. s. w.

Wie

Wie sehr viel der Ausdruck geschmeidiger, die Verse runder, der Dialog ausgearbeiteter seyn könnte, muß jedem Leser von Geschmack in die Augen fallen. Auch hier müssen wir gleich beym ersten Vers die Verrückung der natürlichen Wortfolge rügen, die im Dialog höchst unangenehme Wirkung thut — so wie die Zerstückelung eines kurzen Satzes in mehrere Incisa. Der zweyte Vers ist ganz verfehlt. Er ist dunkel, schleppend, und paßt gar nicht zur vorigen Zeile. Viel näher kömmt schon Hr. Pr. Manso dem Original:

> Keine Helena gleicht der Lieben, welche mich küßte.

Der Sinn ist hier vollkommen getroffen, wenn gleich durch den Ausdruck die List des Daphnis (deren Feinheit übrigens dem geschmackvollen Uebersetzer, wie man aus seinen Anmerkungen zu dieser Stelle sieht, nicht entgangen ist) etwas deutlicher hätte angedeutet werden können. — Der Ausdruck im dritten Vers dünkt uns in der Mansoischen Uebersetzung

> Rühme, Satyr, dich nicht des leeren Tandes der Küße!

etwas zu gewählt, bey unserm Verf. hingegen etwas nachläßig. Den glücklichsten Mittelweg in dieser Stelle hat vielleicht ein Holländer gefunden — deren schöne Litteratur wir, im Vorbeygehn zu erinnern, seit dem Anfange dieses Jahrhunderts sehr aus den Augen gelassen haben, und die wir auf

alle Fälle geringschätziger behandeln, als sie verdient. *) In den Bloemtjens des Hrn. von Bilder Dyk (Amsterdam 1785) findet man auch eine Nachahmung dieses Idylls, die verschiedene sehr glückliche Zeilen hat. Der Vers, von dem hier die Rede ist, heißt bey ihm:

Wat poeht ge, stoute boef? wat zegt een nietig kusjen?

Im 4. V. dünkt uns der Verf. den Vorzug zu verdienen, allein im folgenden klingt das

— ich spucke den Kuß weg,

im Deutschen gar zu rauh. Hr. M. drückt den Sinn richtig, aber zugleich auch schön aus: ich spüle den Kuß weg. — Den 5. V. übersetzt Hr. M.

Wasche die Lippen, nur gieb sie mir bald von neuem zu küssen.

Hr.

*) Seitdem unsere schönen Geister sich einbilden, in Rom, London und Paris eben so berühmte Leute zu seyn, als — so Gott will — in Berlin, Hamburg, Wien rc. so geben wir uns die Miene, Nationen zu verachten, die wir sonst schätzten und nachahmten: und seitdem unsere Gelehrten — alias Pedanten — so vollkommene Hof- und Weltmänner worden sind, haben sie die Zeit nicht mehr, diese und jene Sprache zu lernen, die ihnen sonst manchen guten Dienst leisteten.

Hr. B. läßt seinen Hirten drohen:

Ja, wisch mo lipjens af; ik zal het voort herdoen.

Am richtigsten dünkt uns die Wendung des Verf. Willst du dir doch den Mund waschen, so kannst du mir ihn immer erst noch einmal zu küssen geben. — Im 9ten V. glauben wir, hat der Verf. die richtige Lesart gewählt. Hr. M. übersetzt:

Welkt die Rose doch auch, und die Traube dorrt zur Rosine.

Offenbar ist es dem Mädchen weniger darum zu thun, etwas vollkommen wahres und passendes zu sagen, als die jedesmalige Rede des Hirten, durch einen nur scheinbaren, mehr witzigen, als gegründeten Einwurf zu widerlegen. Und man mache einmal, die, freylich nicht sehr galante Probe, junge Mädchen an die Vergänglichkeit der Schönheit zu erinnern. Sie mögen antworten, was sie wollen, so viel aber wollten wir wetten, daß nicht Eine sich mit dem allgemeinen Loos, der Vergänglichkeit aller Schönheit trösten wird. Ein größerer Kenner des weiblichen Herzens mag den Grund dieser Erscheinung angeben.

Die klägliche Weise im 15ten V. ist dunkel, und wahrscheinlich nicht der wahre Sinn. Was das Mädchen unter dem ὄζυον versteht, leuchtet klar genug aus der Replike des Hirten hervor. Hr. M. giebt es: ich hasse den Stoff zu Beschwer-

 den;

den; und noch klarer der Holländer: my lust geen nâbeklag. — Die letzte Hälfte des 19ten V. finden wir in der Uebersetzung des Verf. äußerst dunkel. Man erräth nicht, ob Joch in eigentlicher oder metaphorischer Bedeutung steht. Im Original ist der Sinn so klar. „Beym Pan! ich „werde ihm (Amorn) entfliehn: Du aber wirst „ewig sein Joch tragen."

So angenehm es ist Vergleichungen dieser Art anzustellen, so nöthigt uns doch der Raum, hier abzubrechen. Wir schließen mit einem frommen Wunsche, den die alljährlich, und ohne alles Verhältniß sich häufenden Uebersetzungen alter Schriftsteller uns ablockt. *) Möchte man doch bedenken, daß nirgend geschrieben steht, daß derjenige, der einzelne Stücke oder Gedichte der alten Klassiker mit Glück übersetzt hat, darum auch die ganzen Autoren übersetzen müsse — daß selbst von den besten Schriftstellern, vorzüglich Dichtern des Alterthums, nur wenige ganz, von Wort zu Wort, übersetzt werden können, oder übersetzt zu werden verdienen — daß es ein viel größeres und wahreres Verdienst gewähre, Ein, oder ein paar Stücke eines Alten gut und vortreflich, als ein ganzes Werk mittelmäßig zu übersetzen! — Nur dann, wenn man sich hiervon nicht nur überzeugen, son-

dern

*) So haben wir von Virgils Georgikon in sieben Jahren nicht weniger, als acht Uebersetzungen erhalten.

dern auch danach handeln wird; wenn man einsehen wird, daß auf die Uebersetzung eines klassischen Werks, die gleichfalls klassisch werden will, mehrere Jahre, nach Befinden eine ganze Lebenszeit verwendet werden muß; wenn niemand mehr sich an Unternehmungen dieser Art wagt, der nicht vorher seine Kräfte geprüft hat, ob sie hinreichen, seine Vorgänger nicht blos im Ganzen zu erreichen — denn wozu schon gethane Arbeit noch einmal thun? — sondern sie wirklich zu übertreffen — dann, und nur dann lassen sich Uebersetzungen alter Autoren hoffen, die auf die Bildung des Nationalgeschmacks wirklich Einfluß haben, und als eine Bereicherung unserer Litteratur angesehen werden können.

X.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Leipzig. Hubersches Kabinet einer ansehnlichen Kupferstich-Sammlung alter, neuer und seltener Blätter aus allen Schulen, in einer Folge der Künstler von der ersten bis auf gegenwärtige Zeit, (531 S.) Wir können von gegenwärtiger äußerst wichtigen Sammlung, die die achte Kunstauction von Hrn. Rost oft angezeigten

zeigter Veranstaltung ist, dem Leser keinen richtigern Begriff zu ihrer Empfehlung geben, als wenn wir aus des letztern Vorbericht die Beschreibung derselben hersetzen. „Nicht die große Anzahl von Blättern macht sie allein wichtig, (es sind ihrer 5651.) sondern sie enthält alles, was nur dieß Fach der Kunst, von den ersten Meistern an, bis auf gegenwärtige Zeit geliefert hat, nämlich alles, was ein Zeitraum von fast drey hundert Jahren enthielt. Sie ist daher eine wahre praktische Geschichte der Kupferstecherkunst. Die Blätter und größtheils die besten Werke eines jeden Meisters aus allen Schulen, findet man hier vereiniget. Bey diesem so vorzüglichem Werthe hat auch sie die Verdienste, daß man äußerst selten eine Sammlung antrift, in der man die Blätter aus der ältern Zeit so schön im Abdrucke und so wohl erhalten, als hier findet. Die äußerst wenigen, welche sich etwa fehlerhaft darunter finden, sind so genau angezeigt, daß jeder entfernte Liebhaber mit Vertrauen seine Aufträge geben kann, ohne von ihm den geringsten Verwurf zu befürchten.“

Der verdienstvolle Hr. Prof. Huber zu Leipzig sammelte an diesem so interessanten Kabinet, nach seiner ausgebreiteten Kenntniß, viele Jahre, und brachte es mit vielen Kosten und unermüdetem Eifer in ein so schönes Ganze. Vor einigen Jahren schrieb er das allen Sammlern und Kunstliebhabern so nützliche, und von uns angezeigte Werk: Notices générales des Graveurs, in zwey Bänden in 8vo. und legte dabey seine gegenwärti-

ge

ge Sammlung zum Grunde, und diejenigen, die es besitzen, werden sich einen richtigen Begriff von gegenwärtiger Sammlung machen können, die er noch um einige Tausende vermehret hat. — Wie sehr wäre zu wünschen gewesen, daß sich ein Liebhaber gefunden, der dieß mit so vielem Geschmack angelegte Kabinet zusammen gekauft hätte. Die Versteigerung derselben ist auf den 18. Jänner 1790 angesetzt.

Berlin. Les femmes de Weinsberg, dessiné par *J. C. W. Rosenberg* d'aprés *Rode*, gravé en bois par *J. F. Unger*. Dieser vortrefliche Holzschnitt von 1 Fuß 3 Zoll Höhe und 1 Fuß Breite ist eine merkwürdige Erscheinung, die jeden Kunstliebhaber, der es weiß, welchen Ruhm Deutschland ehemals in der Holzschnittkunst hatte, freuen wird. Von demselben Künstler ist auch das Bildniß des Herrn Oberconsistorialrath Teller, ein Blatt in groß Octav, in Holz geschnitten erschienen. Der Preiß von jenem ist 1 Rthlr. von diesem 4 Gr.

Dresden. Durch den Tod des Herrn Hofbaumeister Krubsacius, der daselbst in einem hohen Alter an Entkräftung gestorben, haben wir einen ehemals sehr fleißigen Mitarbeiter an dieser Bibliothek verloren. Einen ziemlich gut geschriebnen Aufsatz über dessen Leben und Schriften, findet man in den Nachrichten von Dresdner Künstlern, die Hr. Keller gesammelt hat.

Cassel. Allda ist der berühmte Maler und Director der dortigen Akademie der Künste Tischbein gestorben. Herr Böttner, ein junger, sehr ge-

geschickter Mann, der lange in Italien gewesen ist, und daselbst wegen des vortreflichen Colorits in seinen Gemälden den größten Beyfall erhalten hat, wird an seine Stelle treten.

Wien. Bey Joseph Edlen von Kurzbeck ist auf groß Atlasfolio prächtig gedruckt, erschienen: Bildsäule Josephs des Zweyten, mit allegorischen Kupferstichen in halb erhobener Arbeit, verfertigt und aufgestellt in der K. K. Porzellanfabrik in Wien. 1789. nebst zwey Kupferblättern. Die K. K. Porzellanfabrik in Wien unternahm vor einiger Zeit das Bildniß Sr. Majestät des Kaisers in einer bisher noch unversuchten Größe en biscuit zu verfertigen, und ersuchte den Verfasser gegenwärtigen Werks um eine der Würde des großen Gegenstandes angemessene und dabey geschmackvolle Idee zur Ausführung. Derselbe gab einen auf die großen Regierungsabsichten im Allgemeinen sich beziehenden Entwurf an, welchen Hr. Vicedirektor Füger auf dessen Ersuchen in einer flüchtigen Zeichnung näher darstellte, und so wurde dieß Werk in Gestalt eines Denkmahls mit großer Sorgfalt und glücklichem Erfolg zu Stande gebracht und öffentlich aufgestellt. Das Bildniß Sr. Majestät steht in einer drey Schuh hohen Statue ganz im Geschmacke der auf uns gekommenen schönsten Ueberbleibsel dieser Art; in altrömischem Costume mit Harnisch und Kriegsmantel bekleidet, mit der linken Hand das unter dem Arme durchgehende Schwert haltend, mit der rechten auf einer abgekürzten Säule ruhend. Sie steht auf einem

den

den orientalischen Porphyr nachahmenden, architektonisch verzierten Fußgestelle von verhältnißmäßiger Größe, in dessen Füllungen auf drey Seiten eben so viel allegorische Vorstellungen in halb erhobener Arbeit mit goldenen Inschriften angebracht sind. Das erste Basrelief stellt Asträen an der Hand des Genius vom Olymp herabsteigend, mit der Umschrift AD. SVA. VOTA. REDUX. vor. Das zweyte: Ein Acker Feld, worauf man einen Markstein, und in der Mitte eine Ege sieht: mit der Unterschrift: EUERTIT. ET. AEQUAT. — Das Dritte. Ein Knabe auf einem Fuße stehend, mit dem andern in der Höhe einen Stein haltend, um jeden Anfall von Schlaf zu überwinden, mit der Unterschrift: VIGILANTIA. — Beyde meisterhaft gestochene Kupferblätter liefern die Darstellung, und die gedruckte Bogen dahinter die weitere Beschreibung und Erklärung der Sinnbilder. — Vielleicht irrt man nicht, wenn man darinne den Verf. der lapidarischen Lobschrift auf Friedrich den Großen findet.

England.

Neue Schriften.

Fourteen Sonnets, Elegiac and Descriptive; writter during a Tour. 4to. Diese Sonnette vereinigen mit einer großen Simplicität und zärtlichen Empfindung, männliche Kraft und Korrektheit. Der Dichter scheint seine Schilderungen von den romantischen Scenen von Nord-England und Schottland geborgt zu haben, und sie fließen aus dem Herzen.

Sub-

Subjects for Painters. By *Peter Pindar*, Esq. 4to. Kearsley. Wenn dieser muthwillige Dichter seiner ewigen Antipathie gegen die würdigsten und selbst erhabensten Personen vergessen könnte, wie viel würde er nicht durch sein Uebermaaß von Laune und Witz zur Heiterkeit jedes unbefangenen Lesers beytragen! Die gegenwärtige Sammlung enthält Stücke, die alles übertreffen, was er vorher geschrieben hat.

A General History of Music, from the earliest Ages to the present Period. By *Charles Burney*. Vols. III. and IV. 4to. Robinsons. Endlich erscheint dieses wichtige Werk des Hrn. Doctor Burney vollständig, wovon 1776 schon der erste Theil, und 1782 der zweyte zum Vorschein kam, und das von den Freunden der Musik begierig erwartet ward. Je mehr er in der Geschichte dieser Kunst fortgeht und auf die Epochen in der neuern Musik kommt, desto interessanter wird es, und ob es gleich diesem Gegenstande hauptsächlich gewidmet ist, so kommen doch so mannichfaltige Untersuchungen vor, die für die ganze Geschichte des Geschmacks wichtig sind. Dem dritten Theil ist ein Essay on Musical Criticism vorgesetzt, und hebt dann mit der Fortsetzung des Zustandes der Musik unter der Regierung Heinrich des Achten an.

Arthur; or the Northern Enchantment A Poetical Romance. In Seven Books. By *Richard Hole*, L. L. B. 8vo. Robinsons. Die Geschichte dieses poetisch-epischen Romans, das jedem Freunde der Musen viel Vergnügen verschaffen muß,

muß, ist ariostisch, wild und romanhaft, voller Einbildungskraft und glänzenden malerischen Schilderungen; die Begebenheiten interessant und die Poesie wohlklingend und musikalisch. Es ist mit vielen Anmerkungen begleitet, wo der Verf. eine feine Kenntniß in den nordischen Alterthümern verräth.

Matilda; an Original Poem, in Seven Cantos. By Mr. *Best.* 4to. Stalker. So gemein der Inhalt dieses Gedichts ist: denn es enthält die Geschichte eines Mädchens, die ein niederträchtiger Liebhaber, nachdem er sie entführt, sitzen läßt, wo sie in Verzweiflung ihr Leben endiget: so sehr gewinnt es durch einen Reichthum origineller Gedanken, die in einen angenehmen poetischen Vortrag eingekleidet sind.

Frankreich.

Neue Kupferstiche.

L'Hommage Réciproque, zwey Blättchen als Gegenbilder, von Gaultier, nach Zeichnungen von De St. Aubin. Preis 12 Sous schwarz, buntfarbig 24 S.

Der Kupferstecher David giebt ein Werk heraus: Etats Généraux de 1789, représentés par figures allegoriques, accompagnées d'un précis des matieres, que l'on y a traitées pendant chaque séance; das in Lieferungen und zwar alle vierzehn Tage eine Nummer von zwey Kupferblättern nebst Erläuterungen in 4to erscheinen wird zu 4 Liv. auf papier velin 6 Liv. Die erste und zweyte Nummer sind bereits erschienen: die 1ste enthält:

hält: Ouverture des états généraux, 5 May, 1789. Der König sitzt auf dem Throne von der Güte, Klugheit und Gerechtigkeit begleitet, die durch ihre Attribute charakterisiret werden: Die Repräsentanten seines Volks sind umher versammelt und er nimmt ihre Vorträge an. Im Hintergrund stößt der Ruf in die Trompete und kündigt allem Volke diese glückliche Begebenheit an.

Die 2te Nummer: Scission des deux premiers ordres avec le tiers, 6 May. Die Eintracht bemüht sich die Geistlichkeit und den Adel zurück zu halten, die sich vom Tiers-état trennen, und zu verschiedenen Thüren hinaus gehen. Die Zwietracht wird von Genien verjagt, von denen der eine sich der angezündeten Fackel bemächtiget und sie ausgelöscht hat.

Ein ander Werk ist Collection Générale des Portraits de MM. les Députés aux Etâts généraux, dédiée à la Nation & présentés à nos Seigneurs les états généraux. 1ere Livraison. A Paris, chez le Vachez, Marchand d'Estampes. Der Kupferstecher Sergent, der neuerlich nach Düplessis auch ein gutes Porträt von Hrn. Necker gestochen, hat die Aufsicht. Alle vierzehn Tage wird eine Lage von acht Bildnissen aus den verschiedenen Ordnungen, zwey aus jeder abgeliefert. Der Preis von jeder ist zu 8 Livres. Die erste, zweyte und dritte sind bereits ausgegeben.

L'Andalouse & les Moinaux, ein buntfarbig Blatt von Noirdemange Maler des Infanten Don Gabriel, kostet 12 Liv.

Por-

Portrait de M. le Marquis de la Fayette Maréchal-de-camp, gestochen von Vangelisti, nach Bounieu, macht die Suite der Hommes illustres vivans aus, zu 3 Liv.

L'Amour dévoile les yeux de l'Innocence, mit dem Gegenbilde, zwey Blätter von Wolf, nach Hüet gestochen, jedes zu 3 Livres und 6 Liv. buntfarbig.

Von der Galerie du Palais Royal, gravée d'après des différentes Ecoles qui la composent, avec un Abrégé de la Vie des Peintres & un Description historique de chaque Tableaux, ist die 15te Lieferung, zu 12 Liv. erschienen. Sie enthält: la Fileuse, nach Dominicus Feti, von Patus gestochen; Renaud & Armide, nach Ludov. Leoni, von Delignon; la nourriture d'Hercule, nach Giulio Romano, von dem vorigen; la Femme adultère, nach J. Ant. Rogillo, von Marchand; la Ste-Famille, nach Michel Angelo Buonarotti, von P. G. A. Beljampe; und le Repos en Egypte, nach Paul Bril, von Pillement und J. Couche gestochen.

Ungeachtet der Unruhen in Paris, ist doch die gewöhnliche Gemäldeausstellung der Akademisten im Saal des Louvre, im Monat September vor sich gegangen, und nach dem Verzeichnisse der Exposition sind die Kunstwerke sehr zahlreich gewesen.

Tableaux, Statues, Basreliefs & Camées de la Galerie de Florence & du Palais Pitti, dessinés par M. *Wicar*, Elève de M. *David*, Peintre du Roi & gravés sous la direction

de M. *La Combe*, Peintre avec les explications des Antiques, par M. *Mongez*, de l'acad. des Inscript. & belles Lettres &c. Zwote Lieferung 18 Livr. papier velin d'Essonne, gr. in Folio. Diese zweyte Sammlung der Gemälde und Basreliefs der Galerie zu Florenz ist der ersten an Güte gleich, und unstreitig eines der besten Werke, das von dieser Art seit einiger Zeit in Paris herausgekommen ist. Die Hauptblätter in dieser Lage sind: eine heilige Familie von Annibal Carraggio, eine Magdalena von Furino, die vier Philosophen von Rubens, und ein antikes schönes Basrelief. Außerdem viel geschnittene Steine.

Fidélité à la bataille de Pavie, ein Blatt von Longueil, nach dem jüngern Moreau; drunter steht folgende Erklärung: „Le 24 Fevrier 1525; Jean, le Sénéchal, Seigneur de Molac & de Carcado, Capitaine de cent Hommes d'armes, Gentilhomme de François Ier, voyant qu'un Arquebusier étoit prêt de tirer sur le Roi, se précipita au devant du coup & lui sauva la vie par le sacrifice de la sienne." Preis 3 Liv.

Französische Litteratur.

Second Supplement à la collection des Oeuvres de *J. J. Rousseau*, Citoyen de Genève. A Geneve & se trouve à Paris, chez Maradan, rue St. André-des Arcs, 2 Vols.

in

in 4to & 3 Vols. in 8vo. Endlich ist die längst erwartete Suite der Confessions de Jean-Jacques erschienen, die in sechs Lieferungen abgetheilet sind, und bis zur Epoche seiner Abreise aus England gehen. Wir sagen nichts weiter davon, da die Neugierde, die darin reichlich ihre Nahrung findet, sie unfehlbar bald in jedes Litteraturfreundes Hände bringen wird.

Auch ist von Hrn. Merciers Ausgabe der Oeuvres complettes de *J. J. Rousseau*, classée par Ordre de Matieres, der fünfte und sechste Band erschienen. Sie enthalten die Lettres élémentaires sur la Botanique, denen die Fortsetzung des Herrn Martyn, Prof. der Botanik auf der Universität zu Cambridge; womit er seine englische Uebersetzung dieser Briefe bereicherte, und Fragmente zu einem botanischen Wörterbuche, die man unter Rousseaus Handschriften gefunden hat, beygefügt worden sind. Die Interessenten dieser Ausgabe erhalten zu gleicher Zeit einen Band mit Kupfern, welcher den Titel führt: Recueil de Plantes coloriées, pour servir à l'intelligence des Lettres élémentaires sur la Botanique de *J. J. Rousseau*. 38 Blätter gehören zu den Briefen, sechs zu dem Dictionaire.

Den 5ten Dec. ist zu Paris der berühmte Seemaler Vernet, nach einer kurzen Krankheit, verstorben.

Inhalt.

Erstes Stück.

Zweytes

Inhalt.

Zweytes Stück.

Wien,

Inhalt.



